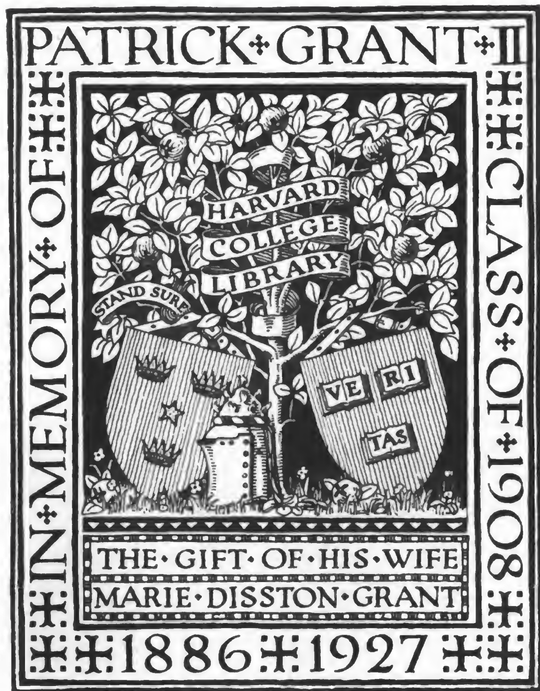
VOM ZÜRICHBERG: SKIZZENBUCH

Johannes Scherr




PATRICK GRANT II
IN MEMORY OF
CLASS OF 1908
HARVARD COLLEGE LIBRARY
STAND SURE
VE RI TAS
THE GIFT OF HIS WIFE
MARIE DISSTON GRANT
1886 1927

Vom Zürichberg.



Vom Zürichberg.

Skizzenbuch

von

Johannes Scherr.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1881.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
OCT 17 1944

Inhalt.

Geschichte.

Literatur.

Zwischen Falknis und Piz Alun.

Ein klein fein Nießwurzgärtlein.



Geschichte.

I.

Der weiße Teufel.

1.

Zuvörderst von Dichtern.

Beim Ausräumen eines Bücherschrankes fiel mir ein noch nicht sehr altes und doch schon stark angegilbtes Büchlein in die Hände, das ich meinem Reisegepäcke beilegte, als ich in die Sommerfrische zog. Auf der „Friedau“ im Jura hab' ich dann an einem Regentage das „Papst Sixtus der Fünfte, Tragödie von Julius Minding“ — betitelte gelesen oder vielmehr wiedergelesen. Der Eindruck war auch diesmal ein früher schon empfangener. Kein reiner, voller, befriedigender. Man spürt in dem 1846 gedichteten Trauerspiel überall ein Talent, aber kein

gereiftes. Man merkt, daß man es hier nicht mit jener letzten Kinderkrankheit zu thun habe, welche in Deutschland abgehende Primaner und angehende Studenten, so um die Zeit zwischen dem 17. und dem 20. Lebensjahre, zu befallen pflegt, die Versifexmasern, neuerdings auch Dichteritis genannt. Nein, es war wirklich ein dramatischer Nerv in diesem Poeten, etwas von Ursprünglichkeit und eigenartiger Kraft. Schade nur, daß er ein Lehrling geblieben, statt zu einem Meister auf- und auszuwachsen. Griff und Wurf des von ihm unternommenen tragischen Versuches sind kühn und kräftig. Der Stoff, den er gewählt, pulsirt sichtbar von dramatischer Blutfülle. Es ist die Legende von jenem fünften Sixtus, in welchem der ungestüme Herrschergeist der großen Päpste des Mittelalters, eines siebenten Gregor, eines dritten Innocenz, eines achten Bonifaz, noch einmal auf dem sogenannten Stuhl Petri erschien. Ich sage die Legende, nicht die Geschichte von Sixtus dem Fünften, wie solche Ranke und deutlicher noch Hübner auf aktenmäßiger Basis hergestellt haben*). Dem

*) Die römischen Päpste von Leopold Ranke, III, 317 fg. Sixtus der Fünfte von Alexander Freiherrn von Hübner, 2 Bde. 1871.

Dichter mußte es gestattet sein, der legendarischen Gestalt seines Helden vor der geschichtlichen den Vorzug zu geben, auch falls er die letztere gekannt hätte, obzwar der historische Sixtus dem romantischen an dramatischem und tragischem Gehalt keineswegs nachsteht, sondern im Gegentheil vorgeht. Aber die Sache ist, daß Minding seinem großen und glücklichen Entwurf nicht durchweg die entsprechende Ausführung zu geben verstand. Seine Kraft ließ ihn zumeist gerade da im Stiche, wo sie die höchste Energie hätte entfalten müssen, und so hat er die große Figur des Papstes mehr nur anzudeuten als plastisch-bestimmt und dramatisch-bewegt hinzustellen vermocht. Doch fehlt es dem Stücke weder an genialisch angeschauten und ebenso genialisch veranschaulichten Scenen, wie vor allen die Konklavescene eine ist, noch auch an tiefgegriffenen Gedanken und blitzenden Schlagworten*).

Der Dichter des Sixtus ist verschollen. Sein Leben war ein wechselvolles gewesen. Er hatte Reichthum erworben und war wieder arm geworden. Als

*) Ein treffendstes lautet:
„Jedweder gute Mensch ist ein Erlöser
Und jede Wahrheit ist ein Sakrament“.

ein Dürftiger nach Amerika ausgewandert, ist er am 1. September von 1850 zu New-York todt in seiner Stube gefunden worden. Er hatte sich mit eigener Hand vom Dasein befreit.

Schon zweihundert und mehr Jahre früher hatte die Gestalt des merkwürdigen Papstes oder wenigstens der Familienkreis, welcher sich um dieselbe hergelegt, die Aufmerksamkeit eines dramatischen Dichters von bedeutendem Talent erregt, angezogen und gefesselt, die des Engländers John Webster.

Wie jeder weiß, stand William Shakspeare inmitten einer Gruppe von älteren und jüngeren Zeitgenossen, deren dramatische Hervorbringung die englische Bühne der elisabeth'schen Aera mit einer solchen Fülle von Tragödien und Komödien ausstattete, daß nur das nationale Theater Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert mit diesem Reichthum zu wetteifern vermochte. Unter diesen seinen mitdichtenden Zeitgenossen galt William der Große nur als Gleicher unter Gleichen. Wie sehr das der Fall gewesen und wie wenig überhaupt sich die „großherzigen Briten" aus der prächtigen Blüthe ihrer dramatischen Literatur dazumal gemacht haben, erhellt einleuchtend aus der Thatsache, daß uns im Grunde von dem

Lebenslauf und der Daseinsführung Shakspeare's gerade so wenig Deutliches und Zuverlässiges überliefert worden ist wie von den Lebensläufen seiner Mitdramatiker. Auch von den Personalien des John Webster wissen wir demzufolge nichts, gar nichts, als was sich etwa aus den sehr dürftigen Winken, welche die Vorreden zu diesem oder jenem seiner Werke geben, entnehmen lässt. Eins der bedeutendsten derselben wurde zu London 1612 gedruckt und ausgegeben unter dem Titel „The White Devil, or the Tragedy of Paolo Giovanni Ursini, Duke of Brachiano, with the Life and Death of Vittoria Corombona“ *). Wie diese alten englischen Dramatiker mit der Geschichte umsprangen, geht schon aus dem Zusatz zum Namen Vittoria's hervor: „The famous Venetian Curtizan“. In Wahrheit war die Heldin von Websters Trauerspiel, Vittoria Accorombona, die schönste Italerin ihrer Zeit, die Tochter des Signor Accoromboni, eines umbrischen Edelmanns, und der Donna Tarquinia Paluzzi degli

*) „Der weiße Teufel“ findet sich theilweise verdeutscht von F. Bodenstedt in „Shakspeare's Zeitgenossen“, I, 209—63, vollständig von R. Prölß in dessen „Altenglischem Theater“, I, 283 fg.

Albertoni, einer römischen Edelfrau, und sie war, wie wir genauer erfahren werden, in erster Ehe verheiratet an Francesco, einen Neffen des Kardinals Montalto, wie Felice Peretti hieß, bevor er Sixtus der Fünfte wurde.

Websters Tragödie leidet, wie übrigens weitaus die meisten Stücke der altenglischen Bühne, sogar — die Shakspeare-Fanatiker mögen mir diese Ketzerei verzeihen oder auch nicht verzeihen — ja, sogar die shakspear'schen nicht ausgenommen, an überflüssiger Weitschweifigkeit und Redseligkeit. Man muß da doch oft ganze Katarakte von bloßem Wortschwall über sich herabrauschen lassen, und was mit etlichen Worten gesagt werden könnte, wird zu halb- oder ganzseitenlangen Tiraden auseinandergezogen. Wie wohlthuend sticht gegen solche uferlose Rednerei die knappgeschürzte Sprache unseres Lessings ab, dieser echtdramatische Stil, welchem das Wort nur ein Mittel ist, die Handlung vorwärtszutreiben. Um dem alten Webster gerecht zu werden, muß man eben auf den Kulturzustand seines Heimatlandes zu Anfang des 17. Jahrhunderts Rücksicht nehmen, sowie auf die Forderungen der theatralischen Konvenienz, wie sie dazumal in London zwischen dramatischen Schrift-

stellern, Schauspielern und Zuschauerschaft sich gebildet hatte. Gar vieles von dem, was diese Konvenienz nicht nur zuließ, sondern auch verlangte, ist heutzutage schlechterdings ungenießbar. Daher die unendliche Zuschneiderei und Umflickerei, welche erforderlich ist, um jetzt shakspeare'sche Dramen — von denen seiner zeitgenössischen Mitdichter gar nicht zu reden — auf deutschen Bühnen darstellbar zu machen. Und sollte es am Ende aller Enden von derartigen Mühwaltungen nicht heißen dürfen oder müssen: „Love's labour's lost"? Wenn man z. B. nur die Hälfte, ja nur ein Viertel der Mühe, die man es sich kosten ließ, die englischen „Historien" Shakspeare's, welche dem deutschen Publikum des 19. Jahrhunderts ja doch unsympathisch sind und sein müssen, auf eine tüchtige Insceneſetzung und Darstellung von Immermanns „Alexis" verwenden wollte, so könnte man der Nation das Werk eines Dichters von ihrem eigenen Fleisch und Blut vorführen, welches zu den großartigsten tragischen Schöpfungen des modernen Zeitalters gehört. Aber leider ist und bleibt es deutsche Art, an heimischen Hervorbringungen das zu bemäkeln, was an fremden als bewundernswerth gepriesen wird . . . Der Vorzug von Websters Stück

ist, daß dasselbe ganz deutlich in einen Abgrund von Verworfenheit blicken läßt. Es kann als geradezu wundersam bezeichnet werden, daß dieser Engländer, welcher von den Kultur- und Sittenzuständen Italiens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts doch gewiß nur eine oberflächliche Anschauung hatte, mit der ganzen Genialität dichterischer Intuition die furchtbare Wahrheit errathen und kraftvoll vergegenwärtigt hat. In den Personen seines Trauerspiels ist das vornehme Italien von damals, diese Gesellschaft von erzstirniger Selbstsucht, ganz ohne Gewissen, des Bewußtseins von Recht und Sitte vollständig bar und ledig, erschreckend-drastisch individualisirt.

Seinen Höhepunkt als Charakterzeichner und Seelenmaler erreicht Webster in der 2. Scene des 3. Aktes, in der mit Recht berühmten Gerichtsscene, welche die eigentliche Peripetie des Stückes bildet. Hier hat der Dichter meisterlich das Problem gelös't, seine Heldin ihre titanische Kühnheit in das Gewand der feinsten Dialektik kleiden zu machen. Möglich, daß Ludwig Tieck bei seiner Kenntniß der altenglischen Theaterliteratur aus dieser Scene die Anregung zur Schreibung seines Romans „Vittoria

Accorombona" (1840) geholt hat. Gewiß aber, daß Tieck, mochte er es zugestehen oder ableugnen, dieses Buch kaum geschrieben hätte, falls nicht zuvor die Sand-Dudevant ihre „Lelia" (1833) schrieb. Denn Tieck hat aus seiner Heldin, welche eine emancipirte Italerin des 16. Jahrhunderts gewesen, eine deutsche oder französisch-deutsche Emancipirte des 19. Jahrhunderts gemacht, einen unerquicklichen Mischmasch von schlegel'scher Lucinde und von sand'scher Lelia. Der Roman, auch stilistisch recht lotterig und schlotterig, wurde bei seinem Erscheinen von diesem oder jenem Nachzügler der Romantik maßlos gelobhudelt, ging aber bald den Weg der Vergessenheit, auf welchen ja überhaupt Tiecks Werke — sogar weit bessere als die Vittoria — längst gerathen sind. Zu einer Wirkung auf die Nation hat es dieser Dichter, welchen romantische Hannswurste und gelehrte Schwachköpfe dereinst über Schiller stellen zu wollen sich erfrechten, bekanntlich nie gebracht. Seine Wirksamkeit und sein Ruhm begannen und endeten in der Umzirkung eines experimentirenden Literatenthums und geistreichelnder Theesippschaften. Er ist jetzt nur noch eine literarhistorisch einbalsamirte Mumie, während Schiller ewigjung die

Liebe und der Stolz seines Volkes bleibt, so lange deutsch gesprochen wird auf Erden.

Nun aber genug von Dichtern und Dichtungen. Lasst die Geschichte das Wort haben, damit sie uns sage, was sie von dem „weißen Teufel“ weiß.

2.

Vom Fra Felice.

Der bekannte Satz, durch den Katholicismus gehe ein demokratischer Zug, enthält eine Wahrheit, welche aber wie noch viele andere sogenannte Wahrheiten cum grano salis zu nehmen ist. Nimmt man sie so, wird man nicht anstehen, einen gewissen Demokratismus der katholischen Kirche zuzuerkennen und denselben namentlich in zwei Thatsachen ausgeprägt zu finden. Die erste ist, daß die Kirche sich allzeit davor gehütet hat, die Fühlung mit dem Volke, mit den Massen, zu verlieren. Die zweite, daß jeder Mönch die päpstliche Tiare in der Kapuze trug, obzwar nicht eben viele das glänzende Ding daraus hervorzulangen verstanden, — gerade so, wie auch nicht viele napoleonische Soldaten den Marschallsstab,

welchen sie ja ebenfalls alle im Tornister trugen, aus demselben hervorzuziehen vermochten. Immerhin war es ein großer Gedanke, die Aristokratie des Geistes der feudalen Aristokratie der Geburt entgegenzustellen, und diesen Gedanken hat die katholische Kirche verkündigt, wenn sie auch, wie es eben in dieser unserer nicht ganz vollkommenen Welt zu gehen pflegt, nicht regelmäßig, sondern nur ausnahmsweise ihre Theorie zur Praxis zu machen wußte.

Der Mönch, von welchem hier die Rede sein soll, verstand es, die dreifache Krone aus seiner Kapuze zu langen und dieselbe fest auf sein tonsurirtes Haupt zu setzen.

In Grottamare, einem südlich von Ancona auf einem Vorsprung der Apenninen gelegenen Bergstädtchen, wurde dem Kleinbauer Piergentile Peretti von seiner Ehefrau am 13. December 1521 ein Knabe geboren, dem er in der Taufe den bedeutungsvollen Namen Felix geben ließ. Denn, so will die Sixtus-Legende, der Vater hatte geträumt, er würde einen Papst zeugen, und im festen Glauben an die Verwirklichung dieses Traumes nannte er seinen Sohn den „Glücklichen“. Vorderhand ging der kleine Felice, sobald er überhaupt gehen konnte, bei Be-

sorgung der Citronen- und Orangenbäume im Hausgarten an die Hand, trieb auch gemeinsam mit seinem Schwesterlein Camilla die Schweine, welche der väterlichen Kleinwirthschaft sehr gut zu statten kamen, zur Weide. Darum haben später die Feinde des Papstes über ihn gespottet, als über den gewesenen „Schweinehirten“; aber sie thaten es nur flüsternd. Im Minoritenkloster Montalto, unfern von Grottamare auf hoher Bergkuppe gelegen, lebte dem Knaben ein Ohm von väterlicher Seite, Fra Salvatore, bekannt und geachtet in seinem Orden. Der nahm den neunjährigen Neffen zu sich und zwölfjährig that Felice als Novize die Kutte des heiligen Franciskus an. Noch jung an Jahren war Fra Felice, nach in verschiedenen Konventen seines Ordens glanzvoll betriebenen Studien und nachdem er in Siena die Priesterweihe, in Ferrara den Doktorhut empfangen, schon ein berühmter Kanzelredner. Im Jahre 1552 hielt er in der Apostelkirche zu Rom die Fastenpredigten. Die Herren und Damen der römischen Aristokratie, die Botschafter bei der Kurie, Kardinäle und Inquisitoren waren seine Zuhörer. Aber der berühmteste derselben war ohne Frage Don Inigo de Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu.

Fra Felice's Predigermund schleuderte Blitze und sprach Donnerschläge. Der Bauerssohn in der Kutte wußte nicht, was Menschenfurcht. Mit äußerster Kühnheit strafte er die Laster der Vornehmen und Mächtigen, der Fürsten und Könige, und zwar mit Namensnennung. Denn in dem genialen Fra brannte und loderte jene Eifersglut, welche mehr oder weniger energisch alle die Träger der großen katholischen Gegenreformation des 16. Jahrhunderts beseelte und in der Organisation der „Societas Jesu“ seinen durchdachtesten, meisterlichsten und wirksamsten Ausdruck fand. Auf den leichtfertigen und rauschenden Karneval, welcher das Rom der Renaissance-Päpste durchlärmt hatte, folgte die Aschermittwochszeit der aus den Reihen der „Zelanti“ genommenen Statthalter Christi, welche eine strengere Sittenzucht, wie eine strammste Disciplin, im ganzen Umfange der Hierarchie wieder einführten und das katholische Dogma auf die Koncilsbeschlüsse von Trient als auf eine unnahbare Basis von Granit stellten. So im Innern neu gekräftigt, straff einheitlich, begann der Katholicismus seinen großen, von seinem Generalstabe, dem Jesuitenorden, ebenso geschickt geleiteten, als unerbittlich durchgeführten Feldzug gegen den

schon in gemeine Verpfaffung verfallenen, dabei zerklüfteten, in mancherlei Konfessionen, Sekten und Sektlein aufgelös'ten Protestantismus. Es war ein Krieg der organisirten, planmäßig und folgerichtig handelnden Autorität mit der zerfahrenen, eigensüchtig und kleinmeisterlich schwatzenden und zankenden Anarchie. Hielt sich doch jeder jammerfälige Prädikant auch für einen unfehlbaren Papst. Der Ausgang des Kampfes konnte also nicht zweifelhaft sein. Der Protestantismus wurde auf dem Festlande von Europa überall zurückgedrängt. Große Provinzen, ja ganze Länder, welche er erobert hatte und zu besitzen wähnte, wurden ihm wieder abgenommen und er sah sich fortan auf die Vertheidigung beschränkt. Seine Angriffskraft und Ausbreitungsstärke hatte er ja, genau angesehen, schon eingebüßt an dem Tage, wo Luther die Reformation aus einer großen Volkssache zu einer kleinen Fürstensache gemacht. Der Kalvinismus konnte sich wenigstens rühmen, den Keim weiterer weltgeschichtlicher Entwickelungen in sich getragen, den englisch-schottischen Puritanismus gezeugt zu haben, den Vater der angelsächsisch-transatlantischen Demokratie. Das Lutherthum dagegen, noch heute, wie von jeher, ohne poli-

tischen Sinn und Verstand, noch heute, wie von jeher, demüthig nach oben und hochmüthig nach unten, war und blieb unfruchtbar und wurde innerlich zur dogmatischen Versteinerung, äußerlich zur Polizeikirche, welcher der fürstliche Absolutismus sich bediente wie seiner übrigen polizeilichen Apparate. Gegenüber einer solchen Kirche von Fürstengnaden durfte sich der restaurirte und siegreiche Katholicismus, seiner Selbstherrlichkeit froh, wohl eine Kirche von Gottesgnaden nennen. Das Geheimniß des „Zauberers von Rom“ war von jeher und ist noch, daß er sich nicht an die Vernunft der Menschen, also an etwas, was in 99 Fällen von 100 gar nicht vorhanden, wandte und wendet, sondern vielmehr an die Phantasie und an das Gemüth, an den menschlichen Illusionenhunger und Täuschungendurst, an die mächtigen Instinkte der Furcht und der Hoffnung. Das war und ist der wirkliche „Fels Petri“ und, unentweglich auf diesem Felsen sitzend, war und ist die katholische Kirche eine selbstherrliche Macht, eine Großmacht, welche, des unbedingten Gehorsams von Millionen und wieder Millionen sklavisch ergebener Unterthanen sicher, noch lange, lange ihr „Non possumus!“ allen neuzeitlichen Lehren und Strebungen mit Erfolg entgegen-

stellen wird. Das Lutherthum dagegen hat es nicht weiter gebracht als zu seinem altherkömmlichen Polizeikirchenthum. Läßt der Staat diese Kirche heute fallen, so wird schon morgen der längst begonnenen inneren Auflösung die äußere Zerbröckelung folgen. Die moderne Kultur ist ihr ja entschieden feindselig, den Wissenden also ist sie entweder gleichgiltig oder widerwärtig und der Phantasie, der sinnlichen Anschauungsweise, der Täuschungs- und Trostbedürftigkeit der Massen hat sie nichts zu bieten. Der „Fels Petri“ wird also zweifelsohne die „Augsburger Konfession“ lange überdauern. Aber auch er wird dereinst in den rastlos rollenden Strom von Werden und Vergehen versinken und der christliche Olymp wird dannzumal gerade so leer und öde stehen wie jetzt der hellenische. Ob dann die Erinnerung an die christlichen Götter in Kunst und Poesie so lange vorhalten wird, wie die Erinnerung an die griechischen vorgehalten hat, wer weiß es? . . . .

Von jenen römischen Fastenpredigten im Jahre 1552 an stand Fra Felice als ein weithin scheinendes Kirchenlicht auf dem Leuchter. Drei Kardinäle, Carpi, Caraffa (nachmals Papst Paul der Vierte) und Ghislieri (später Papst Pius der Fünfte) be-

wunderten und begünstigten den gelehrten und beredsamen Eiferer. Mit der Durchführung von Reformen in Klöstern seines Ordens betraut, that er mit Strenge und ungeschreckt durch die mancherlei ihm bereiteten Hindernisse und Widerwärtigkeiten seine Schuldigkeit in Siena, Neapel und Venedig. Nach Rom zurückberufen, wurde er zum Professor an der Sapienza ernannt, dann zum Consultor der Inquisition, zum Generalprokurator des „Heiligen Offiz“, zum Generalvikar seines Ordens. Eine Sendung nach Spanien im Gefolge des Kardinallegaten Buoncompagni, welchem der Frate als „Theologe“ beigegeben war, schlug nicht gut aus. Der Kardinal war hochmüthig und herrisch, der Frate harsch und herb. Das that nicht gut mitsammen. Der Kardinal wurde aber früher Papst als der Frate und ließ dann diesem die unliebsamen Erinnerungen an die spanische Reise entgelten. Vorerst jedoch hatte Fra Felice noch guten Grund, an die glückliche Vorbedeutung seines Namens zu glauben. Denn aus Spanien zurückgekommen, fand er seinen Freund und Gönner Ghislieri als fünften Pius auf dem päpstlichen Stuhl und der neue Papst machte ihn unverweilt zum Bischof von Santa Agata, dann zum

Bischof von Fermo. Vier Jahre darauf erhob er den Bischof zum Kardinal und sorgte auch für die wirthschaftliche Ausstattung des neuen Purpurträgers, obzwar keineswegs verschwenderisch.

Dem auf recht bescheiden-bürgerlichem Fuß in einem kleinen Hause der Via Papale eingerichteten und geführten Haushalt des Kardinals Montalto, welchen Namen Felice Peretti jetzt trug, stand seine Schwester Camilla vor, eine gute und kluge, auch resolute Frau. Sie war daheim an einen Bauer, Mignucci geheißen, verheiratet gewesen und nach dem Ableben desselben hatte ihr Bruder, noch bevor er zu hohen Kirchenwürden gelangt war, die Witwe mit ihren beiden Kindern Francesco und Maria nach Rom kommen lassen. Seine Nichte Maria hatte sich mit dem römischen Nobile Fabio Damasceni vermählt und diesem zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Zur Zeit von Montalto's Kardinalat wohnte die ganze Familie, Bruder und Schwester, Neffe und Nichte, Großneffen und Großnichten, in den beschränkten Räumen des Hauses in der Via Papale friedsam beisammen.

Mit diesem Frieden war es aus und vorbei von dem Tag an, wo das Weib daselbst einzog, welches

der englische Dichter den weißen Teufel genannt hat, als wollte er damit sowohl die Schönheit als auch die Dämonischkeit der also Benamseten kennzeichnen.

3.

Von weißen Teufeleien, Verrath und Mord.

Der rothe Hut schien die letzte Gabe gewesen zu sein, welche das Glück dem Bauerssohn von Grottamare gewähren wollte. Denn mit dem Einzuge des Kardinals Buoncampagni als Papst Gregor der Dreizehnte in den Vatikan (1572) hatte die Gunst und das Ansehen, welche Montalto bei der Kurie genossen, ein Ende. Sein alter Gegner von der spanischen Reise her schloß ihn von allen Geschäften aus, so daß sein Kardinalat jetzt nur noch eine ceremonielle Bedeutung hatte. Montalto fand sich mit philosophischer Resignation darein. Wenigstens gab er sich so. Was er über die neue „Heiligkeit" im Vatikan, über seine lieben Kollegen, die Purpurhüteträger, über die Zeit und die Menschen überhaupt dachte, ist unschwer zu errathen. Er zog sich auf sich selbst

und in seine Familie zurück, lebte sehr ungesellig in seinem Haus in der Via Papale, umgab sich mit Büchern, studirte eifrig die Kirchenväter, trieb Kunststudien und ließ sich durch den Maurergesellen Domeniko Fontana, aus welchem nachmals ein berühmter Baumeister geworden ist, in der Thalsenkung des Esquilin eine bescheidene Villa erbauen. In der dieselbe umgebenden Gartenanlage grub er Beete um und pflanzte er Bäume. Man hätte den in Ungnade gefallenen und vereinsamten Kardinal vielleicht vergessen, wenn nicht von Zeit zu Zeit kaustische Witzworte und beißende Sarkasmen, welche er über den Papst, dessen Günstlinge und die ganze Wirthschaft im Vatikan losgelassen, von Mund zu Mund gegangen wären und nachdrucksam genug die Leute an ihn erinnert hätten. Daß der Verbitterte solche Bosheiten ausgehen ließ, würde beweisen, daß er dazumal jeder Hoffnung auf die Erfüllung ehrgeiziger Träume oder vielmehr des einen Traumes, des Tiaratraumes, entsagt gehabt, so man nicht wüßte, daß ein rechter Witzeschöpfer und Sarkastiker, und wäre er auch ein Kardinal, lieber seine Zungenspitze abbeißen als eine auf derselben prickelnde Bosheit nicht herausschnellen wollte. In der Achtung, ja

sogar in der Furcht seiner Miteminenzen erhielt sich demzufolge Felice Peretti, aber von Zuneigung zu ihm war keine Rede und so schien sein Schicksal besiegelt.

Das Pontifikat des dreizehnten Gregor war wieder einmal eine richtige Glanz-, d. h. Schmachperiode der weltbekannten päpstlichen Mißregierung. Das Banditenwesen, zu jeder Zeit ein Schandfleck Italiens im allgemeinen und des Kirchenstaates im besonderen, stand im üppigsten Flor, bot dem ungeschickten und schlaffen Priesterregiment offenen Trotz und Hohn, lähmte die ganze Verwaltung und machte die Rechtspflege zu einem Spott. Der römische Adel stand mit dem Brigantaggio nicht nur auf du und du, sondern vielmehr geradezu an der Spitze desselben. Die Palazzi der Nobili in den Städten, ihre Thürme und Kastelle in der Campagna, in den Provinzen waren die sichersten Zufluchtsorte für die Banditen, denen ja auch Kirchen und Klöster stets bereitwillig geöffnete und unantastbare Freistätten boten. Die Häupter der größten Familien der römischen Aristokratie, der Orsini, Colonna, Massimi, Savelli und anderer, hielten solche Banden von Räubern und Mördern in ihrem Schutz und Sold und waren

demnach, beim Lichte betrachtet, selber Banditenhauptleute, welchen gegenüber Recht und Gesetz nur Worte von leerem Schall. Bei so bewandten Umständen war der rechte Name des päpstlichen Regimentes Anarchie, die man schließlich gewohnheitsmäßig hinnahm als etwas Unausweichliches. Man konnte auch das Uebel, weil es sich bis in das Mark des Volkes eingefressen, für unausrottbar halten, bis Einer kam, welcher das Gegentheil bewies und, wenigstens für die Dauer seiner Lebenszeit, das Unerhörte, man möchte fast sagen das Unmögliche zuwegebrachte, d. h. Rom und den Kirchenstaat von Räubern und Mördern säuberte.

Während Montalto studirte, baute, grub und pflanzte, auch gelegentlich eine Witzrakete steigen ließ, als zum Zeichen, daß er auch noch da wäre, war unweit vom Sankt Peter in einem auf der Piazza Rusticuci gelegenen Palazzetto dem Don Claudio Accoromboni und der Donna Tarquinia, seiner Frau, ihre Tochter Vittoria zu einer Jungfrau herangewachsen, welche in einem Körper von klassischer Formenschönheit einen hochgebildeten Geist trug. Man rühmte der jungen Dame nach, daß sie an Umfang und Fülle des Wissens mit einer andern

Vittoria, mit ihrer Landsmännin und älteren Zeitgenossin, der gefeiertsten Italerin der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit jener Vittoria Colonna sich messen könnte, welcher Ariost im 37. Canto seines großen Gedichtes ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. Auch Vittoria Accorombona wurde in ihrer Jugend von Poeten feiernd angesungen, als mit den seltensten Gaben überreich ausgestattet, als von einer Holdseligkeit der Gestalt, der Züge, der Sprache, des Gebarens, daß der von ihr ausgehende Zauber ein geradezu unwiderstehlicher. Und das mußte so sein, nicht allein im Gedichte, sondern auch in der Wirklichkeit. Jeder, der sich ihr näherte, fühlte willig oder widerwillig die Magie ihrer wunderbaren Schönheit, ihres Blickes, ihrer Rede. Selbst der Greis im Kardinalpurpur, der strenge Zelante Montalto, hat diesem Zauber nicht sich zu entziehen vermocht. Wie schweres Leid auch die weiße Teufelin ihm angethan, er konnte der, wir wollen sagen, väterlichen Zuneigung, welche er für sie hegte, nie ganz sich entschlagen. Im übrigen wurde die junge Schöne nicht nur bedichtet, sondern sie dichtete auch selber, d. h. sie vermochte ihren Empfindungen oder auch Anempfindungen in den künstlichen Reimver-

schlingungen von Sonetten und Terzetten mehr oder weniger gelungenen Ausdruck zu geben*).

Das Dämonische, welches in der Seele des liebreizenden Geschöpfes schlummerte, mußte frühzeitig geweckt werden durch die thörichte Eitelkeit einer Mutter, welche der Ueberzeugung war, für das Juwel von Tochter wäre die allerköstlichste Fassung gerade nur gut genug. Der hochmüthige Ehrgeiz der Mutter wollte mit der „göttlichen" Vittoria so hoch hinaus oder hinauf, als möglich, und sittliche Bedenken kannte Donna Tarquinia nicht. Sie hatte also gar nichts dagegen, im Gegentheil, es war ihr ganz genehm, daß aus dem dichten Schwarme von Anbetern und Bewerbern, welcher in dem Hause an der Piazza Rusticuci ein- und ausströmte — auch ein Kardinal, Farnese, war darunter — mit wuchtigem Schritt einer hervortrat, welcher einer der größten Herren Roms war, ja vielleicht nach dem Papste der allergrößte, ein richtiger Gransignore nach italischem

*) Sie that das unter dem Namen Virginia, der freilich viel weniger für sie paßte, als ihr wirklicher. Ueber ihre Dichterei vgl. Quadrio, Storia d'ogni poesia, t. II. Quadrio hat Handschriften von Vittoria's dichterischen Versuchen in der Ambrosiana zu Mailand aufgefunden.

Schnitt von dazumal, das Haupt des orsinischen Hauses, Don Paolo Giordano Orsini, Duca di Bracciano, Herr vieler Paläste und Burgen, ein Großgrundbesitzer, dessen Güter die für jene Zeit kolossale Jahresrente von 30,000 Thalern lieferten, einflußreich an fürstlichen und königlichen Höfen durch Verwandtschaft und Verbindungen, mächtig und gefürchtet um seines Reichthums, um seiner zahlreichen Banditen, um seiner scrupellosen Entschlossenheit und Ruchlosigkeit willen.

Der Ruf des Herzogs war der schlechteste und er hatte denselben vollauf verdient. Er galt für einen Bösewicht und war einer. Es war kein bloßes Gerücht, daß er seine erste Frau, die Prinzessin Isabella dei Medici, eine Schwester des Großherzogs von Toskana, umgebracht hätte. Er hatte es gethan. In einem einsamen Waldschlosse, das im Thale des Arno gelegen, war die Unglückliche gemordet worden (1576), von ihres Gatten eigenen Händen erwürgt, wie jetzt wohl zweifellos feststeht. Aber so groß war der Schein seiner Macht und so wesenhaft die Furcht, welche er einflößte, daß die Brüder der ermordeten Isabella, der Großherzog und der Kardinal Medici, nicht nur keinen Versuch machten, dem Mörder ihrer

Schwester Rechenschaft abzuverlangen, sondern nach wie vor mit demselben im besten Einvernehmen standen. Die urtheilslose Menge hegte wohl ein dunkles Gefühl der Angst vor dem großen Herrn, der gewohnt war, seine Leidenschaften und sein Belieben über göttliche und menschliche Gesetze zu stellen. Allein das gehörte ja im damaligen Italien und insbesondere im Kirchenstaat zum guten Ton, wie Raub, Mord und Gewaltthaten aller Art so zu sagen zum täglichen Brote gehörten, und wenn der Gewaltthäter so vornehm, so reich, so angesehen, dabei von so gewinnenden Manieren, so leutselig und freigebig war wie der Duca di Bracciano, so konnte es gar nicht fehlen, daß er einer ausgeprägten Volksbeliebtheit genoß. Volksgunst wendet sich ja immer und überall viel lieber dem prunkenden Laster als der bescheidenen Tugend zu.

Aus alledem erklärt es sich sattsam, daß die Huldigungen, welche Orsini der schönen jungen Vittoria darbrachte, nicht zurückgewiesen wurden, sondern eine gute Statt fanden. Unerklärlicher ist es schon, daß ein junges Mädchen von beispielloser Schönheit an dem Mann, wie er war, als an einem Manne Gefallen gefunden haben soll. Denn der Herzog

war bei weitem nicht mehr jung und nichts weniger als ein Adonis oder Antinous. Nahezu ein Fünfziger, kahlköpfig, dickhalsig, von einer bis zur Unförmlichkeit gedehnten Korpulenz, an einem seiner unmäßig dicken Beine mit einem offenen Schaden behaftet, das war doch wohl kein Galan, wie er im Canzoniere Petrarca's oder im Dekamerone Boccaccio's stand. Aber man weiß, es gibt auch Galane, wie sie in keinem Lieder- oder Novellenbuche stehen. Es gab und gibt zu allen Zeiten häßliche Männer, welche von schönen und schönsten Mädchen und Frauen leidenschaftlich geliebt worden und werden. Wäre die Liebe so leicht zu erklären, daß sie etwas sei, was nur zwischen Gleichen möglich, würde sie dann noch die Liebe sein? Zudem gibt es ja Männer — Frauen allerdings keine — welche vor lauter Häßlichkeit wieder schön werden. Ein solcher war z. B. Mirabeau. Wenigstens die schöne Sophie Lémonnier fand ihn sehr schön. Freilich, Donna Tarquinia hat gewiß sich bemüht, die Herzoginkrone von Bracciano im verlockendsten Brillantfeuer vor den Augen ihrer Tochter leuchten zu lassen, um die Eitelkeit Vittoria's zu stacheln und auf ein großes Ziel zu lenken, und bekannt ist auch, daß, wie die Sinnlichkeit

des Mannes, so die Eitelkeit des Weibes ein mächtig wirkendes Motiv in der menschlichen Tragikomödie abgibt. Die weibliche Eitelkeit allein wäre jedoch kaum im Stande gewesen, alle die Proben zu bestehen, denen Vittoria's Verhältniß zum Orsini unterworfen wurde, und alles in allem genommen, dürfte der Schluß gerechtfertigt sein, der Herzog müsse es verstanden haben, dem jungen Mädchen eine wirkliche, tiefe und ausdauernde Leidenschaft einzuflößen. Daß er selber von einer Leidenschaft dieser Art ergriffen, besessen war, unterliegt gar keinem Zweifel.

Vielleicht ist an dieser Stelle unserer Historie die Zwischenfrage gestattet, ob der englische Tragiker, wenn er seine Heldin den weißen Teufel nannte, nicht etwa nur auf ihre körperliche Schönheit habe hinweisen, sondern auch habe andeuten wollen, daß die Urgewalt der Leidenschaft, unter deren übermächtigem Antrieb Vittoria handelte, d. h. sündigte, ihr als eine Entschuldigung, ja als eine Art von Sühne für ihre Verfehlungen gutgeschrieben werden müsse? Ich bin geneigt, diese Frage zu bejahen im Hinblick, daß Webster seinen „weißen Teufel“ sterben läßt mit den Worten:

„Mein größter Fehl er lag in meinem Blute,
Und also sühn' ich ihn mit meinem Blut" . . . .

Wenn aber Orsini wähnte, leicht zum Ziele zu gelangen, so täuschte er sich sehr. Es war da einer, welcher die Einfädelung eines Liebeshandels zwischen dem Herzog und der jungen Accorombona ganz anders ansah, als die Donna Tarquinia, und dieser Andersſehende war Don Claudio, der Vater Vittoria's. Als der Ehrenmann, welcher er war, verabscheute er den Gedanken eines unehrenhaften Verhältnisses zwischen seiner Tochter und dem Herzog, wie ihm ein solches als sehr möglich erscheinen mußte, ja, er hätte wohl bei seiner Sinnesweise den verrufenen Mann nicht einmal zu seinem rechtmäßigen Schwiegersohn haben wollen. Um allen Aergernissen ein Ende zu machen und der Gefahr — Accoromboni mochte Grund haben, eine Entführung seiner Tochter durch den gewaltthätigen Duca zu befürchten — beizeiten vorzubeugen, schien es dem redlichen Vater das Räthlichste zu sein, Vittoria rasch zu verheiraten. Er mochte in seiner Ehrbarkeit glauben, eine rechtmäßige Ehe müßte seiner Tochter gegen zuchtlose Begehrnisse und Nachstellungen den besten Schutz gewähren; allein er bedachte dabei nicht, was für An-

sichten unter seinen Landsleuten über die Heiligkeit, d. h. Nichtheiligkeit der Ehe im Schwange gingen, und noch weniger bedachte er, ob seine Tochter gegen die Begehrnisse und Nachstellungen vonseiten des Herzogs auch wirklich beschützt sein wollte. Genug, er sah sich um unter den Freiern Vittoria's und seine Wahl fiel auf den sterblich in seine Tochter verliebten Francesco Mignucci-Peretti, den Neffen des Kardinals Montalto. Es war eine armsälige Partie, wenigstens mit dem Maßstabe der hochfliegenden Hoffnungen gemessen, welche Donna Tarquinia für ihre Tochter und in dieser genährt hatte. Der Gärtnersenkel und Bauerssohn sollte ein Kleinod davontragen, um welches der stolzeste der römischen Fürsten, das Haupt der Orsini geworben hatte — abscheulich, unerträglich das! Aber Don Claudio setzte gegenüber von Frau und Tochter seinen Willen durch, und daß er ihn durchsetzte, erweis't immerhin klärlich, daß der brave Mann Herr in seinem Hause war. Der Herzog seinerseits scheint keinen Versuch gemacht zu haben, die Verheiratung seiner Angebeteten zu hindern. Die Hochzeit fand demnach statt, das junge Paar wurde in der Kirche Santa Maria della Corte getraut und Francesco führte

seine Vittoria unter das gastliche Dach seines Ohms in der Via Papale.

Schon der Eintritt in das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Fuß anständiger, aber schlichter Bürgerlichkeit eingerichtete und geführte Haus mußte auf das verwöhnte Schönheitswunder vom Palazzo der Piazza Rusticuci einen unliebsamen Eindruck machen und die herzliche, aber ebenfalls schlichtbürgerlich geäußerte Freundlichkeit, womit ihre Schwiegermutter Camilla und ihre Schwägerin Maria Damasceni sie empfingen, vermochte diesen Eindruck nicht zu verwischen. Auch die Wahrnehmung nicht, daß ihre bloße Gegenwart hinreichte, die strengen Züge des Kardinals zu mildern, und nicht die immer wieder bestätigte Erfahrung, daß derselbe für die Frau seines Neffen ein wahrhaft väterliches Wohlwollen hegte. Sie, die vorher der in allen Weisen und Tonarten gehätschelte und beschmeichelte Mittelpunkt des glänzendsten Gesellschaftskreises gewesen war, sollte sich in dieser Enge, Eintönigkeit, Langweiligkeit behagen? Unmöglich! Aber vielleicht wäre dieses Unmöglich doch allmälig zu einem Möglich geworden, falls erstens der gute und verliebte Francesco etwas mehr, ach, bedeutend viel mehr gewesen, als eben ein ver-

liebter und guter Francesco und falls zweitens Donna Tarquinia nicht dafür gesorgt hätte, daß der Dämon in der Seele ihrer Tochter ja nicht zu dauerndem Einschlummern käme. Die hochmüthige Dame hatte sich zwar dem Willen ihres Gatten gefügt, fügen müssen, aber sie sah die Heirat Vittoria's fortwährend für ein Unglück, ja für eine Schmach an, die so oder so beseitigt und gutgemacht werden müßte. Sie blieb darum mit dem Herzog von Bracciano fortwährend in regem Verkehr, sprach ihrer Tochter von ihm und fachte in der jungen, mit ihrem Loose bald mehr und mehr unzufriedenen Frau hochmüthige Hoffnungen auf ein glänzendes Dasein an der Seite des Duca immer wieder an. Daß diese Hoffnungen verbrecherische waren, kümmerte die ehrsüchtige Mutter wenig und kümmerte auch bald die Tochter nicht mehr. Ob Donna Tarquinia sich nicht gescheut, die Gelegenheitmacherin im schlimmsten Sinne zu spielen, d. h. heimliche Zusammenkünfte Vittoria's mit dem Herzog zu veranstalten oder wenigstens zu ermöglichen und zu begünstigen, ist nicht erwiesen, war aber diesem Weibe wohl zuzutrauen. Außerdem verfügte ja Orsini über die Dienste eines ebenso schlauen als gewissenlosen Gelegenheitmachers. Das war einer

der Brüder Vittoria's, Marcello Accoromboni, welchen als einen dieser Ehre vollkommen würdigen Gesellen der Herzog in seine Banditen- und Brigantenklientel aufgenommen hatte. Diesen Menschen verwendete der Liebhaber Vittoria's als Auskundschafter und Anschicksmann im Hause Montalto und Marcello war zu diesem Dienste um so geeigneter, als er sich das blinde Vertrauen und die wahrhaft brüderliche Zuneigung seines allzu harmlosen Schwagers Francesco zu erschleichen gewußt hatte. Francesco verbarg den Schurken, welcher verschiedener Unthaten wegen aus Rom verbannt war, im Hause seines Oheims, so oft dem Banditen in die Stadt zu kommen beliebte.

Derweil nahm die Spannung und die düstere Färbung der Verhältnisse im Haushalt des Kardinals in der Via Papale und später in der Villa Peretti am Fuß des Esquilin von Tag zu Tag zu. Keiner und keine der Betheiligten konnte sich's verhehlen, daß ein Wesen wie Vittoria nicht hierher passte, obzwar Montalto lange Zeit nicht müde wurde, ein gewichtiges Vermittleramt zu üben. Das war wahrlich keine Kleinigkeit. Wenn es bekanntlich schon sehr schwierig ist, zwischen zwei Frauen unter einem

Dache, gleichviel, in welchem oder ob auch in gar keinem Verhältnisse dieselben zu einander stehen mögen, einen leidlichen Friedenszustand zu erhalten, so kann man sich unschwer vorstellen, daß unter dem Dache, wo eine dämonisch-geniale Weltdame wie Vittoria einer Schwiegermutter und einer Schwägerin von der Sinnesweise und Gewöhnung der Donna Camilla und der Donna Maria gegenüberstand, selbst ein Purpurträger genug zu thun hatte, um wenigstens das Ausbersten des Skandals nach draußen möglichst hintanzuhalten. Die Ergebnisse der mütterlichen Schulung und Unterweisung traten an Vittoria mehr und mehr hervor. Der weiße Teufel kehrte seine Natur immer zwangloser heraus. Die junge Frau hatte vom Anfang an einen Aufwand getrieben, welcher über ihre Stellung weit hinausgegangen war und ihre Mitgift rasch aufgezehrt hatte. Nur die kostbarsten Kleidermoden, der reichste Gold- und Steinschmuck waren ihr recht. Sie gefiel sich in einer sorglosen Vergeudung, welche dem sonst so sparsamen und allem Luxus abholden Kardinal schweres Geld kostete, und verleitete auch ihren willenlosen Gatten dazu. Bald kam Schlimmeres. Vittoria that sich nicht mehr den Zwang an, ihre

Koketterie zu verbergen. Sie ließ sich ganz öffentlich hofiren und anbeten, fand es auch nicht mehr der Mühe werth, die entschiedene Abneigung, welche sie gegen den armen Francesco empfand, zu maskiren, und lebte in erklärter Feindschaft mit ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Wie giftgetränkt die ganze Sachlage schon dazumal gewesen sein muß, erhellt erschreckend daraus, daß, als Donna Maria später an einer Fieberkrankheit verstarb, innerhalb des Hauses geflüstert und außerhalb desselben mehr oder weniger laut gesagt wurde, Donna Vittoria hätte durch ihre Zofe Katerina aus Bologna, so eine Hexe wäre, ihrer Schwägerin die schleichendtödtliche Krankheit anhexen lassen. Francesco's Mutter wurde schon lange zuvor von einer dunkeln Angst um ihren Sohn gequält. Sie begann ihre Schwiegertochter zu hassen, aber sie fürchtete dieselbe noch mehr. Donna Camilla hatte das Vorgefühl einer Katastrophe. Kommendes Unheil warf auch diesmal, wie so oft, seinen schwarzen Schatten vor sich her, und daß die Mutter es war, welche diesen Schatten deutlich sah oder fühlte, kann nicht wundernehmen.

So war der Abend vom 15. April des Jahres 1581 herangekommen.

Ob Vittoria von dem, was an diesem Abend geschehen sollte, eine Ahnung hatte? Ob gar ein Wissen? Ob ihr eine Rolle in dem rasch sich abspielenden Mordstück zugetheilt war und welche? Auf keine dieser Fragen gibt es eine Antwort, welche auf Zuverlässigkeit Anspruch hätte. Möglich jedoch und wahrscheinlich sogar ist, daß die Tochter der Donna Tarquinia klar sich bewußt war, die Gattin des Francesco Peretti müßte Witwe sein, um Duchessa di Bracciano werden zu können.

Man wollte in der Villa Peretti gerade zur Ruhe gehen, als Vittoria's Kammermagd Katerina dem Signor Francesco einen Brief brachte. Als Schreiber desselben stellte sich Marcello Accoromboni heraus, welcher, wie er berichtete, wieder einmal in großer Bedrängniß sich befände und seinen Schwager und brüderlichen Freund anflehte und beschwor, ihm sofort beizustehen in einer Sache, wobei es um Leben und Tod sich handelte. Um Mitternacht, so schloß das Schreiben, möge sich der Helfer beim Quirinal auf dem Monte Cavallo zu einem Stelldichein mit dem Hilfebedürftigen einstellen. Der gute und treue Francesco erklärte sich ohne Bedenken und Zaudern dazu bereit, obgleich er ja wissen mußte, daß ein

nächtlicher Gang durch das Rom des Statthalters Christi allzeit ein lebensgefährliches Abenteuer wäre. Der Gedanke an diese Thatsache fiel aber mit seiner Vollgewalt auf die Mutter Camilla und die Schwester Maria. Mit Bitten und Thränen, zuletzt kniefällig bestürmten die Frauen den Sohn und Bruder, den gefährlichen Gang zu unterlassen. Umsonst. Der sonst so weiche und bestimmbare Mann bestand, in Schicksalsschlingen gefangen, auf seinem Willen, nahm Hut, Mantel und Degen, befahl einem Diener, ihm mit einer Fackel voranzuleuchten, riß sich los und verließ das Haus.

Er kam nicht weit. Den Aufgang zum Quirinal hinansteigend, wurde er da, wo später der Palazzo Barberini stand, von drei aus Arkebusen geschossene Kugeln durchbohrt. Beim Knallen der aus einem Hinterhalt gefeuerten Schüsse ließ der Diener die Fackel fallen und rannte Mord und Zeter schreiend nach der Villa zurück. Die Mörder aber stürzten aus ihrem Verstecke hervor, warfen sich auf den Verwundeten und gaben dem Röchelnden mittels Dolchstößen den Rest.

4.

Von der Nemesis, die wie gewöhnlich zu spät kam und, wie sie zu thun pflegt, den Hauptschuldigen entschlüpfen ließ.

Während die Mutter und die Schwester des so schändlich verrathenen und gemordeten Mannes in Klagen und Thränen sich erschöpften und selbst der strenge Kardinal in stummem Schmerze mühsälig nach Behauptung seiner gewohnten Fassung rang, setzte die Witwe Vittoria sich hin und schrieb in Terzinen einen „Lamento“ über den Tod ihres Gatten.

Das zeichnet die ganze Situation.

Mordthaten waren zwar dazumal in Rom Allnächtlichkeiten, allein die Umstände, unter welchen Francesco Peretti gemeuchelt worden, verschafften diesem Mord ein außergewöhnliches Aufsehen. „Donna Tarquinia hat es ausgeheckt, der Orsini hat es gethan oder thun lassen“ — so lautete die allgemeine Rede oder wenigstens der allgemeine Gedanke. Auf allen Lippen schwebte die Frage: „Was wird der Kardinal Montalto sagen und thun?“

Er sagte und that wenig. Eingehüllt in den

Stoicismus seines Mönchthums erschien er am Tage nach der Mordnacht in einem vom Papste gehaltenen Konsistorium und verblüffte seine Miteminenzen durch seine Ruhe und Gefasstheit. Er sprach nur wenige und zwar wohlabgemessene Worte über die Bluttat der Nacht, welche ihm einen Neffen gekostet hatte. Als er dann mit Gregor dem Dreizehnten allein war, ließ er allerdings seinen Schmerz deutlicher sehen, aber er erhob keine Anklage, gegen niemand. Er mochte denken, das wäre ja doch vergeblich, und — auch das zeichnet wieder die Sachlage — die Römer dankten ihm stillschweigend dafür, daß er nicht als Ankläger auftrat. Denn welche Bedrohungen und Schädigungen hätte man nicht von dem Orsini zu erwarten gehabt, so eine ernsthafte Anklage und Untersuchung gegen ihn erhoben und durchgeführt worden wäre! Der schlaffe Papst, welcher den Duca di Bracciano nicht weniger fürchtete als irgendein Spießbürger von Rom, konnte zwar nicht umhin, seine Entrüstung über Francesco's Ermordung zu äußern und auch zum Schein eine Untersuchung anzuordnen; aber diese kam über die ersten Anfänge gar nicht hinaus und damit schien die Sache abgethan, wenigstens amtlich.

Sie war es aber nicht. Zugleich mit der Nachricht von der feierlichen Bestattung, welche der Kardinal Montalto seinem Neffen in der Kirche Santa Maria degli Angeli bereitet hatte, erfuhr man in der Stadt, daß Donna Vittoria aus der Villa Peretti und gleichzeitig Donna Tarquinia aus dem Palazzo Accoromboni verschwunden wäre. Wohin? Die Volksstimme antwortete ohne Bedenken: „In einen der beiden Paläste Bracciano's auf dem Campo dei Fiori oder auf der Piazza Navona“ — und die Volksstimme hatte diesmal recht. Vittoria — sei es aus rasender Leidenschaft oder aus Furcht, in die Untersuchung des Mordes verwickelt zu werden, oder endlich dem Rathschlag ihrer Mutter folgend, welche das Gebäude ihrer unheimlichen Ränke möglichst bald unter Dach gebracht sehen wollte, oder aus allen diesen Motiven mitsammen — Vittoria hatte sich, alle Scham und Scheu abwerfend, zu ihrem Liebhaber geflüchtet, vom Sarg ihres von diesem gemordeten Gatten hinweg.

Selbst aus der gräuelgewohnten Raub- und Mordhöhle, welche das Rom jener Zeit gewesen ist, erhob sich ein Schrei des Entsetzens über solche Frechheit des Lasters.

Die päpstliche Regierung, soweit überhaupt von einer „Regierung“ die Rede sein konnte, rührte sich nicht und auch der „Statthalter Christi“ selbst würde sich nicht gerührt haben, so ihm nicht von einer Seite her zugesetzt worden wäre, wo er schandenhalber doch hinhören mußte. Nämlich, die Orsini und die Medici fürchteten mit allem Grund eine Heirat des Duca di Bracciano mit der gewaltsam zur Witwe gemachten Vittoria und legten sich gemeinsam dagegen ins Zeug. Dem Stolze der Orsini war eine Vermählung ihres Oberhauptes mit der Tochter des umbrischen Junkers Accoromboni und der Witwe des Bauerssohnes Peretti zuwider und der Kardinal Medici hielt die Rechte seines Neffen Virginio, welchen seine ermordete Schwester Isabella ihrem Gemahle geboren hatte, durch eine neue Heirat des Duca für beeinträchtigt oder für ganz gefährdet. Es ist ja menschliche Art, sich viel lieber und leichter durch gemeine als durch edle Beweggründe zum Handeln bestimmen zu lassen. Dieselben Leute, welche noch so eben die schnödeste Verletzung des Sittengesetzes nicht hatte bewegen können, Hand oder Fuß zu rühren, rührten jetzt wetteifernd ihre und anderer Hände und Füße,

um den Eingebungen des Vorurtheils und der Habsucht gerecht zu werden.

Wie alle Schwächlinge von Menschen und von Völkern neigte Gregor der Dreizehnte stets dahin, wo augenblicklich die größte Kraftentwickelung statthatte, und darum ließ er sich durch die bezeichneten Einflüsse bestimmen, am 5. Mai von 1581 ein „Monitorium" zu erlassen, kraft dessen eine Ehe Bracciano's mit Vittoria, welche ohne ausdrückliche päpstliche Bewilligung eingegangen würde, zum voraus für ungiltig erklärt wurde. Gegen diesen reingeistlich-kirchlichen Angriff wußte sich der Duca nur mittels passiven Widerstandes zu wehren. Er brachte seine Geliebte in eine kleine Villa, welche er an der Via Magnanopoli besaß, damit sie dort versteckt bliebe, bis der Sturm vorübergebraus't wäre. Allein das ging nicht so schnell, denn der Kardinal Medici und die orsinische Sippschaft hatten die Augen offen. Sie erwirkten ein neues Monitorium des Papstes, kraft dessen der Witwe Peretti befohlen wurde, in das Haus ihres Vaters zurückzukehren. Sie gehorchte, war aber bald wieder in der Villa ihres Liebhabers. Ein abermaliges Monitorium trieb sie in das väterliche Haus zurück, in welchem Don Claudio jetzt allerdings nicht

mehr Herr zu sein schien; warum, weiß man nicht. So ging das Hin und Her weiter bis zum Ausgang des Jahres, wo es gelang, den Papst zu einer ernstlicheren Maßregel zu drängen. Eines Decembertages drangen päpstliche Sbirren plötzlich in das Haus Accoromboni, ergriffen Vittoria und führten sie nach dem in Trastevere gelegenen Kloster Santa Cäcilia. Weil man aber die Gefangene daselbst vor den Machenschaften ihres Galans nicht sicher glaubte, wurde sie nach dem Kastell San Angelo gebracht und dort nahezu ein Jahr lang gefangen gehalten. Diese Haft war jedoch eine sehr gelinde und die Gefangene durfte einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihrem Liebhaber unterhalten. Man wird dadurch in der durch den ganzen Verlauf der Sache angeregten Vermuthung bestärkt, daß die Gefangensetzung des weißen Teufels nur eine zwischen der Regierung des Vatikans und dem Herzog von Bracciano redend oder schweigend abgekartete Komödie gewesen sein könnte. Die Haft Vittoria's konnte für eine kirchliche Buße gelten und während der Dauer dieser Büßung sollte über die Ermordung ihres Gatten Gras wachsen und die eingeleitete Kriminalprocedur einschlafen.

An Anhaltspunkten zur Weiterführung derselben

hätte es wahrlich nicht gefehlt. Der Bruder jener Katerina, der Zofe Vittoria's, Domenico d'Aquaviva, welcher an jenem Aprilabend den schicksalsschweren Brief für Francesco Peretti gebracht hatte, war verhaftet worden und hatte im Februar 1582 das Geständniß abgelegt — ohne Folterzwang, wohlverstanden! — die Donna Tarquinia wäre am ganzen Unheil schuld. Seine Schwester Katerina wäre ihre Helfershelferin gewesen. Zu Vollstreckern des Mordplans hätten gedient ein gewisser Machioni aus Gubbio und ein gewisser Barca aus Bracciano, Banditen eines großen Herrn, dessen Namen er, Domenico, aus beweglichen Gründen verschwiege. Diese Enthüllung hätte müssen von rechtswegen dem Duca Bracciano und der Donna Tarquinia theuer zu stehen kommen. Aber es war gar keine Rede davon. Im Gegentheil, die ganze Procedur wurde niedergeschlagen und unlange darauf ließ man auch den Domenico laufen. Das war die Rechtspflege eines „Statthalters Christi".

Mehr noch, schon zu Anfang des Jahres 1583 treffen wir den Herzog im Vatikan wieder in voller Gunst. Der heilige Vater ließ sich von dem Bösenwicht bewegen, alle gegen ihn und Vittoria erlassenen

Monitorien zurückzunehmen, einzig das Eheverbot ausgenommen. Dasselbe, meinte Bracciano, wäre eigentlich ganz überflüssig, da er ja seinen Sippen, den Orsini, wie auch dem Kardinal Medici, die Erklärung gegeben hätte, er würde Vittoria niemals zu seiner Gemahlin machen.

Ja wohl, er brauchte sie nicht mehr dazu zu machen: sie war es nach damaliger Anschauung schon in aller Form Rechtens, als er diese schamlos verlogene Erklärung abgab. Wenige Wochen, vielleicht nur wenige Tage nach der Ermordung des armen Francesco hatte sich der Mörder — denn das war ja der Herzog mittels der Hände seiner Banditen — in Rom mit der Witwe des Ermordeten heimlich trauen lassen. Für einen solchen Gransignore war es eine Kleinigkeit, in der von Priestern und Mönchen wimmelnden Stadt einen Prete aufzutreiben, welcher die Trauungsformel über ihn und seine Mitschuldige aussprach. Das genügte, zumal vor Erlassung des päpstlichen Monitoriums vom 5. Mai 1581, zum Abschluß einer rechtmäßigen Ehe vollkommen. Eine solche wollte aber Donna Tarquinia, welche zweifelsohne ihre Tochter angeleitet hatte, dem maßlos verliebten Orsini begreiflich zu machen, daß der Weg

zu ihrem Schlafzimmer fortan nur durch die Kirche ginge. Die beiden Damen scheinen aber der heimlichen Trauung in Rom doch nicht ganz getraut zu haben. Vittoria setzte es nämlich nach ihrer Entlassung aus der Engelsburg durch, daß sich der Duca am 10. Oktober von 1583 in der Burgkapelle zu Bracciano zum zweitenmal und zwar öffentlich und feierlich mit ihr trauen ließ.

Diese Frechheit warf in Rom Staub auf. Das päpstliche Eheverbot bestand ja noch und so schickte man sich denn weitschichtig an, einen neuen Proceß gegen den Duca und die Duchessa di Bracciano einzuleiten. Der Orsini wußte wohl, daß das nur eine abermalige Komödie wäre, die bald ausgespielt sein würde. Er kam daher mit Vittoria scheulos nach Rom und lebte mit ihr als mit seiner Frau öffentlich in seinem Palazzo. Das Paar schien glücklich, war es vielleicht auch; denn über die Mahnungen des Gewissens waren beide weit hinweg. Nicht erst die Materialisten und Nihilisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben den schönen Satz erfunden, das „sogenannte" Gewissen sei nur ein lächerliches Phantom, nur noch von „ganz zurückgebliebenen" Leuten geglaubt, anerkannt und

geachtet. Die Wüstlinge und Unzüchtlinginnen, die Frevler und Verbrecherinnen des 16. Jahrhunderts waren ja auch schon so weit.

Die Herrlichkeit des glücklichen Lasters währte bis zum 10. April 1585, an welchem Tage Gregor der Dreizehnte starb. Zunächst zwar schien dieser Todesfall das Glück des Duca und der Duchessa di Bracciano nicht beeinträchtigen zu können. Im Gegentheil, das Interregnum, die zeitweilige Papstlosigkeit Roms begünstigte die Ausführung eines Planes, womit sich das Paar wohl schon lange getragen hatte. Daß den Beiden an der Verwirklichung dieses Plans so viel gelegen war, scheint nun aber doch darauf hinzudeuten, das vorhin über ihre souveräne Gewissenlosigkeit Gesagte bedürfe einer Einschränkung. Oder war es nur ein unbestimmtes Furchtgefühl, welches sie besorgen ließ, die zweimal vollzogene Trauung genügte noch immer nicht, ihre Ehe zu einer rechtmäßigen zu machen? Genug, unmittelbar nach dem Ableben Gregors des Dreizehnten, berief der Orsini eine Versammlung der angesehensten Rechtsgelehrten und der geriebensten Advokaten in seinen Palast, um denselben die Frage vorzulegen, ob das von dem verstorbenen Papst erlassene Moni-

torium, welches dem Duca die Ehelichung Vittoria's verboten hatte, jetzt noch zu Recht bestünde. Nach vielem Kalkuliren, Argumentiren und Debattiren gelangten die Herren zu diesem von dem Fragesteller gewünschten Schluß: Nein, das Verbot ist hinfällig geworden, maßen das Monitorium mit dem Tode seines Erlassers erlosch. Daraufhin feierten Don Paolo Giovanni und Donna Vittoria zum drittenmal ihre Hochzeit und ließen sich am 24. April von 1585 abermalen feierlich einsegnen, weihen und trauen.

Es war die höchste Zeit. Denn kaum eine Stunde nach dieser dritten Trauung, kraft welcher die Ehe des schuldigen Paares allerdings eine unanfechtbar giltige geworden, ging aus dem geöffneten Konklave der Kardinal Montalto als Papst Sixtus der Fünfte hervor.

Eine furchtbare Störung der dritten Hochzeit fürwahr! Wie ein Eishauch mußte das für sie, wie für ganz Rom, so unerwartet Gekommene die Beiden anwehen.

Der Heilige Geist, welcher bekanntlich die Päpstewahlen macht, hatte auch diesmal wieder, wie sonst so manchesmal, gar wunderliche Zickzackwege im Konklave wandeln, gar seltsame Kreuz- und Quer-

sprünge machen müssen, um zu seinem Ziele zu gelangen*). Kaum aber war er dazu gelangt, kaum war Sixtus der Fünfte ausgerufen, als sich etwas wie die Empfindung einer Erlösung in der Bevölkerung von Rom regte. Die ehrlichen Leute athmeten auf, die Schurken wandelte ein Zittern an. Man ahnte, daß wieder einmal ein Mann, ein Papst-Herrscher auf dem Stuhle Petri platzgenommen hätte. Und so war es. Schon die ersten Regierungshandlungen, die vom Vatikan ausgingen, thaten urbi et orbi kund, daß der neue „Knecht der Knechte Gottes" ein Herr und Gebieter von eisernem Willen, unerbittlicher Strenge und unbeugsamer Thatkraft. Sofort begann die mit furchtbarer Folgerichtigkeit durchgeführte Säuberung der römischen Raub- und Mordhöhle, die Ausräumung der kirchenstaatlichen Banditen- und Brigantenherberge. Wenige Tage nur und Schrecken ging einher vor dem Namen Sixtus des Fünften.

*) Eine sehr anschauliche, auf durchaus authentischer Basis ruhende Schilderung dieser Zickzackwege und Kreuz- und Quersprünge, d. h. des Parteiengetriebes im Konklave und aller der diplomatischen Ränke und Schwänke, welche zur Wahl Montalto's führten, gibt Hübner a. a. O. I, 127 fg., also ein Mann, dessen Katholicität keinem Zweifel untersteht.

Mit unter den Ersten, welche sich herzudrängten, um dem soeben proklamirten neuen Statthalter Christi den Fuß zu küssen, befand sich auch der Orsini. Er mochte gekommen sein, um in den Augen des Oheims seines Opfers nach seinem Schicksal zu forschen. Er wurde empfangen wie alle die andern, mit gnädiger Kühle. Doch meinte er einen seltsamen Blick aus dem Auge des Papstes auf sich herabzucken zu sehen. Dieser Blick ließ es ihm räthlich erscheinen, durch Vermittelung des Kardinals Medici den Papst um eine Privataudienz anzugehen. Sixtus gewährte sie und da hat er dem Duca in einer Weise, die nicht mißzuverstehen war, gesagt, der Papst hätte vergessen, was der Herzog an dem Kardinal Montalto gesündigt; so aber in Zukunft der Duca die Gesetze mißachten, Banditen in seinem Bann und Sold halten und Briganten in seinen Palästen und Burgen Unterschlauf gewähren würde, so sollte er erfahren, daß der Arm des Statthalters Christi jetzo von Eisen.

Voll Schrecken kam der Orsini heim und traf da eine Erschrockene, seine Gemahlin, welche ihrerseits von einem Gange zurückgekehrt war, der auch kein günstiges Ergebniß gehabt. Vittoria nämlich

hatte unmittelbar, nachdem die Wahl Sixtus des Fünften kundgeworden, keck den Versuch gemacht, die Fürsprache ihrer früheren, so tödtlich gekränkten Schwiegermutter zu gewinnen. Sie hatte sich nach der Villa Peretti aufgemacht, welche sie so schnöde verlassen, um in die Arme des Mörders ihres Gatten zu eilen, sie drang fast gewaltsam zur Donna Camilla und erzwang sich eine Unterredung mit der Mutter Francesco's, welche den weißen Teufel mit Schluchzen empfing. Aber ein Versprechen der Verzeihung oder gar der Fürsprache vermochte Vittoria nicht zu erlangen. Das hieß denn doch einer Mutter und vollends einer italischen Mutter zu viel zumuthen.

Die Nemesis war endlich doch aufgestanden. Spät kam sie, aber sie kam.

Noch in derselben Nacht flohen, von unbesieglicher Angst getrieben, der Duca und die Duchessa aus Rom. Zunächst auf ihre Burg zu Bracciano. Hier hatte der Oberbandit des Herzogs, Marcello Accoromboni, welcher auf des Orsini Befehl die Ermordung seines Schwagers Francesco geleitet, eine große Schar von Briganten versammelt, unzweifelhaft in der Absicht, während der Dauer des Konklave

einen Raubstreich im größeren Stil auszuführen. Konnte man nun etwa an der Spitze dieser Gesellen der vermutheten Feindseligkeit des neuen Papstes Trotz bieten? Der Herzog, früher ein so entschlossener und verwegener Bösewicht, dachte nicht einmal daran. Der Blick des fünften Sixtus mußte ihn mit Entsetzen geschlagen haben. Der Boden des Kirchenstaates brannte ihm unter den Füßen. Er raffte sein Bargeld und was von kostbarem Besitz ihm sonst zur Hand zusammen und floh mit Vittoria von Bracciano weiter nach Padua, auf venetianisches Gebiet.

Hier im Juni 1585 angelangt, fühlte er sich sicher. Er wußte, die Signoria der Republik von San Marco würde ihn nicht an den Papst ausliefern, und seine reichen Mittel erlaubten ihm, auch in der Fremde als großer Herr aufzutreten. Er miethete einen Palast in Venedig selbst und einen zweiten in Padua, den Palazzo Foscarini. Ebenso in Salò eine am Ufer des Gardasee's wunderschön gelegene Villa. Dorthin zog er mit Vittoria, die sich in der ländlichen Umgebung sehr behagte. Sie war ja ein Stück von einer Poetin und nach allen den Stürmen ihres Lebens konnte ihr die idyllische

Stille am schönsten der oberitalischen Seen nur willkommen sein. Das Idyll währte freilich nicht lange und schlug zur Tragödie um.

Die Erinnyen ruhten ja nicht. Eine Mutter darf die Ermordung ihres Sohnes nicht vergessen, sonst wäre sie keine Mutter. Darum ließ Donna Camilla die Blutspur von jener Aprilnacht des Jahres 1581 nicht kalt werden. Sie bestürmte ihren Bruder um Rache. Wofür sonst trug er die dreifache Krone? Warum forderte er nicht von Venedig die Auslieferung des Mörders und seiner Schuldgenossin? Der Papst kam ungern auf die traurige Sache zurück, um so mehr, da er ein Gefühl zärtlichen Mitleids für Vittoria noch immer bewahrte. Im August 1585 sprach er mit dem venetianischen Botschafter bei der Kurie über die Auslieferungsfrage. Aber er nahm sie nicht an die Hand, sei es, daß er mit der Republik von San Marco dazumal in keine Verwickelung kommen wollte, sei es, daß er, wie er sagte, von der Sache genug und übergenug hätte und nichts mehr davon hören wollte. Soweit jedoch gab er den Bitten seiner Schwester nach, daß er an die Signoria das Begehren stellte, den ebenfalls auf venetianisches Gebiet geflüchteten Marcello Accorom-

boni auszuliefern. Dazu ließ sich Venedig nach etlichen Weiterungen herbei. Marcello wurde an die päpstlichen Behörden ausgeliefert und im folgenden Jahre zu Ancona gerichtet und hingerichtet.

Derweil war der Hauptschuldige unversehens der Gerechtigkeit entschlüpft, deren Brauch und Gewohnheit ja überhaupt ist, die kleinen Sünder zu fassen und zu strafen, die großen aber so oder so entschlüpfen zu lassen. Im Spätherbste erkrankte der Herzog von Bracciano zu Salò, gerade als er sich anschickte, zum Winteraufenthalt nach dem Palazzo Dandolo in Venedig überzusiedeln. Sein alter Schaden am Bein wurde brandig und die Lebensgefahr nahm rasch zu. Es warf doch etwas wie einen versöhnenden Schimmer auf dieses Sterbebett, daß der Kranke bis zum letzten Athemzug mit heißer Liebe an seiner Schuldgenossin hing. Die Sorge, daß er sie freundlos und schutzlos zurückließe, war wohl die bitterste Pein seiner letzten Tage. Soweit er konnte, sorgte er für Vittoria. Am 10. November 1585 machte er sein Testament, kraft dessen nach seinem Ableben einer seiner Stadtpaläste und eine seiner Villen, ferner sein ganzer Reisehaushalt, alles Geräthe, Pferde, Wagen, sowie eine Summe von

100,000 Piastern in Bargeld, Juwelen und Silberzeug seiner Witwe als Eigenthum zufallen sollten. Um die Erbin gegenüber der mit Bestimmtheit vorauszusehenden Feindseligkeit der ganzen Sippschaft der Orsini im Besitze des Vermächtnisses zu schützen und zu sichern, bestellte Bracciano die Herzöge von Ferrara und Urbino, sowie die Kardinäle Farnese und Medici zu Testamentsvollstreckern, was sich freilich als ganz nutzlos bald herausstellen sollte. Drei Tage darauf, am 13. November, starb er.

Jetzt stand Vittoria allein und schon kreis'te ob ihrem Haupte die „geflügelte" Nemesis. Aber peinlich zu berichten ist die Thatsache, daß die „Göttin mit strengem Blick", die „Verwalterin der Gerechtigkeit" zum Vollstrecker der Straffsentenz an dem „weißen Teufel" einen Menschen wählte, der ein „schwarzer" Teufel mit Fug heißen konnte.

Das war einer von der Sippe des verstorbenen Duca, ein Orsini, Lodovico genannt, zweifellos einer der ruchlosesten Gesellen, so dazumal der Boden Italiens trug. Er war ein notorischer Bandit und Brigant und ein Hauptmann von Banditen und Briganten, was ihn aber nicht hinderte, ein angesehener Edelmann zu sein, der in der orsinischen

Verwandtschaft viel galt. Wegen einer ganz besonders frechen Mordthat aus Rom verwiesen, war er nach Venedig gegangen und die Signoria hatte kein Bedenken getragen, ihm eine militärische Bestallung zu geben, ja sogar, da er für einen geschickten Officier galt, ihn zum Befehliger ihrer Truppen auf der Insel Korfu zu ernennen. Bevor er aber zur Uebernahme seines Kommando's dorthin ging, erfuhr er den Tod seines Vetters, des Herzogs von Bracciano, auf welches Ereigniß er wohl schon lange gelauert haben mochte. Darauf deutet der Umstand hin, daß er sich zum voraus vonseiten Virginio's Orsini, einzigen Sohnes des Orsini-Bracciano, eine Vollmacht verschafft hatte, eintretenden Falles für die Bestattung des Familienhauptes zu sorgen und die Rechte des legitimen Erben gegen die „maladetta puttana“ Vittoria wahrzunehmen *).

Diese ahnte so wenig, was sie von dem Banditenhauptmann zu gewärtigen haben würde, daß sie

*) Eine bizarre Schicksalsfügung wollte, daß später eine Tochter der bescheidenen und anspruchslosen Maria Damascena, also eine Großnichte des fünften Sixtus, Flavia geheißen, von Virginio Orsini, dem rechtmäßigen Sohn und Erben des Verderbers ihres Oheims Francesco, geehlicht und zur Duchessa di Bracciano gemacht wurde.

ihn selber von dem Ableben des Herzogs in Kenntniß setzte. Lodovico machte sich sofort von Venedig nach dem Festland auf und eilte spornstreichs nach Salò, wo er, auf seine Vollmacht pochend, als der rechtmäßige Herr auftrat und zwar brutal wie ein Bandit und räuberisch wie ein Brigant. Er verweigerte die Anerkennung des herzoglichen Testamentes, behandelte die Witwe, als ob sie wirklich nur eine „maladetta puttana“ wäre, und zwang sie, ihm das Silbergeschirr und den größeren Theil ihres eigenen Schmuckes auszuliefern. Auch die Pferde und Wagen nahm er ihr weg. Was konnte sie gegen den gewaltthätigen Schurken, welcher von einer ganzen Rotte seiner Spießgesellen begleitet war, thun? Nichts. Sie mußte, Schlimmstes fürchtend, froh sein, mit Hilfe ihres Bruders Flaminio Accoromboni, welcher bei ihr war, und etlicher treuer Diener aus Salò entfliehen und nach Padua in den Palazzo Foscarini gelangen zu können, welchen Zufluchtsort sie in ziemlich dürftigem An- und Aufzug erreichte. Also für den Augenblick in Sicherheit, suchte sie den Schutz der Signoria nach und wandte sich, Hilfe und Beistand suchend, auch an den Papst. Das verrieth doch, milde gesagt, große Keckheit, lieferte

aber auch den Beweis, daß die weiße Teufelin überzeugt sein mußte, der Zauber, welchen sie auf den Ohm ihres ermordeten Gatten geübt, wäre noch nicht gebrochen. Und wirklich, er war es nicht. Sixtus der Fünfte, dessen bei seinem großen Aufräumungs- und Säuberungsgeschäft entwickelte Strenge gerade damals nicht selten zu erbarmungsloser Grausamkeit sich verhärtete, vernahm den Hilferuf Vittoria's ohne Zorn und war geneigt, denselben zu erhören. Aber er hatte keine Zeit mehr dazu.

Die Orsini wollten ihre Rache und ihren Raub haben, voll und ganz. Darum sollte in Padua vollendet werden, was in Salò begonnen worden. Lodovico Orsini war der Mann dazu, das zu thun. Diese italischen Banditen des 16. Jahrhunderts waren ganze Kerle, Menschen aus einem Gusse, das muß man ihnen lassen. Sie wußten ihren Verbrechen kühn ins Angesicht zu sehen und der Anblick entsetzte sie keineswegs. Sengen und Brennen, Rauben und Morden war ihnen ein Geschäft, das sie mit derselben Gemüthsruhe betrieben, womit etwa der Hufschmied den Pferdebeschlag oder der Fischer den Fischfang betrieb. Noch ein Zug vervollständigt das Bild dieser Männer mit Stirnen von Erz und

mit Händen voll Blut. Sie waren nämlich sehr fromm. Fanden sie von Zeit zu Zeit, die Last der aufgehäuften Sünden und Frevel wäre nachgerade von unbequemer Schwere geworden, so versäumten sie nicht, diese Last im Beichtstuhl abzuschütteln, um Platz für eine neue zu gewinnen. Die Kirche hatte ja einen so guten Magen. Selbiger verdaute nicht nur Land und Leute, sondern auch ganze Berge von Lastern und Freveln.

Lodovico Orsini ließ nicht ab von dem Wilde, das er zu jagen, todtzujagen entschlossen war. Er folgte mit seiner Meute der Spur Vittoria's von Salò nach Padua. In der Nacht vom 21. auf den 22. December von 1585 besetzte eine Schar von verlarvten Bewaffneten die Zugänge zu dem düsteren, unwohnlichen Palazzo, wo die Witwe des Duca di Bracciano haus'te. Eine zweite Rotte von bewaffneten Verlarvten brach mit Gewalt in das Haus. Das erste Opfer der von Lodovico geführten Mordbande war Flaminio Accoromboni. Er wurde, in seinem Zimmer überfallen, mit Hakenbüchsenschüssen und Dolchstößen niedergemacht. Das Mordgetöse verkündete dem unseligen Weibe den Tod. Sie war in ihrem Schlafgemach. Die Thüre desselben wird

von den Banditen aufgesprengt. Der vermummte Hauptmann der Bande erscheint auf der Schwelle und schreit der Rettungslosen zu: „Du stirbst!“ Sie macht keinen Versuch, das Verhängniß abzuwenden, und sagt nur: „Gebt mir nur einen Augenblick Frist, meine Seele Gott zu empfehlen“. „Nein!“ Und auf den Wink des Orsini fasst einer der Briganten die Unglückliche, stößt ihr den Dolch in den schönen Busen, dreht das Eisen in der Wunde um und fragt höhnisch: „Hab' ich dein Herz getroffen?“

So endete ein Wesen, auf welches die Natur eine Fülle ihrer schönsten Gaben ausgeschüttet und welches davon doch nur zum Verderben anderer und zuletzt auch zum eigenen Gebrauch zu machen gewußt hatte. Vittoria's Erscheinung, Charakter und Schicksal erinnern, wie jeder, so sich mit dieser Geschichte beschäftigt, unwillkürlich finden muß, gar vielfach an das Schicksal, den Charakter und die Erscheinung ihrer Zeitgenossin, einer noch berühmteren oder, wenn man will, noch berüchtigteren Frau des 16. Jahrhunderts, an Maria Stuart, an welcher 14 Monate nach der Ermordung der Herzogin von Bracciano zu Padua im Schlosse Fotheringay ein politischer Justizmord verübt wurde. Verdient hatten die beiden Sünde-

rinnen redlich, was sie traf. Aber das innerste Geheimniß ihres Daseins haben beide unausgesprochen mitgenommen in ihre blutigen Gräber.

Auch den mörderischen Lodovico Orsini traf endlich, was er schon lange überreichlich verdient hatte. Die Signoria von Venedig trat als Rächerin Vittoria's auf, mußte sich aber des kühnen Verbrechers, nachdem dessen Schuld, namentlich durch einen an Virginio Orsini gerichteten und aufgefangenen Brief festgestellt worden, sowie der ganzen Mordbande mittels eines förmlichen Kampfes bemächtigen, bei welchem sogar Feldschlangen in Anwendung kamen. Während der Procedur bewahrte der Bandit unentweglich die stolze und trotzige Haltung eines Mannes, welcher gethan, wie ihm zukam. Er wurde auf Befehl der Staatsinquisitoren am 27. December im Kerker erdrosselt.

Das ist das würdige Nachspiel zu dem Sittendrama gewesen, welches die Menschen von damals die Tragödie Accoromboni nannten.

Sixtus der Fünfte belobte die Signoria von San Marco dafür, daß sie die Ermordung Vittoria's gerächt. Der gewaltige Mann auf dem Stuhle Petri hat bis zum 27. August von 1590 gelebt, d. h. geherrscht. Er war, um doch auch einmal ein Mode-

stichwort unserer Tage zu gebrauchen, der letzte „stil-volle“ Papst, eine Natur, ein Charakterkopf, eine Gestalt von Erz. Alle seine Nachfolger im Vatikan sind nur mehr oder weniger deutliche oder verwischte Abklatsche der vom Koncil zu Trient angefertigten Papstschablone gewesen. Er, der Bauerssohn von Grottamare, war die letzte pontifikale Persönlichkeit, welche der Rede werth.

II.

Die abenteuerliche Historie vom falschen Dmitry.

1.

Warum und wieso der Schwindel möglich war.

Eines Winterabends im Jahre 1584 trat Iwan der Vierte (Wassiljewitsch), Zar aller Reußen, genannt „Der Henker“ oder „Der Schreckliche“, auf die „rothe“ Treppe des Kremlin zu Moskau hinaus, um lange zum Firmament emporzustarren, allwo zwischen den Kuppeln und Thürmen der Kirche Iwans des Großen und der Kirche der Verkündigung ein Komet sichtbar war mit kreuzformartigem Feuerschweif. Der Zar wandte sich endlich ab, bekreuzte sich und murmelte vor sich hin: „Das bedeutet meinen Tod!“

Bald darauf erkrankte er schwer. Aus Lappland herbeigeholte Schamanen-Zauberer vermochten dem Uebel nicht Einhalt zu thun. Am 10. März von 1585 berief er den Bojarenrath und ließ sein Testament aufsetzen, kraft dessen er die Thronfolge seinem Sohne Feodor zutheilte und inbetracht der Blödsinnigkeit desselben einen Regentschaftsrath bestellte, bestehend aus den beiden Knäsen (Fürsten) Iwan Schuisky und Iwan Mstislawsky, sowie den drei Bojaren (Großbarone) Bogdan Bielsky, Nikita Jurjew und Boris Godunow. Am 18. März starb „Der Schreckliche" und säuberte mittels seines Todes den Erdball vom größten Scheusal, welches zu tragen dieser jemals verdammt war. Denn überblickt man das Wüsten und Wüthen dieses Dämons, ja fasst man auch nur die von ihm veranstalteten „Opaly" (Durchwurfelungen oder Ausmerzungen des Volkes) ins Auge, mit deren Gräueln verglichen die Schrecken der französischen Revolution harmlose Kinderspiele waren, so könnte man unschwer zu dem Glauben kommen, die „allgütige Mutter" Natur hätte in ihrer grausamsten Laune dieses Unthier geschaffen, um eine fürchterliche Probe anzustellen, was alles die Menschen sich gefallen ließen und bis zu welcher bodenlosen

Tiefe der Niedertracht die sklavische Feigheit der Völker hinabreichen könnte.

In unseren Tagen ist es bekanntlich zur „wissenschaftlichen" Mode geworden, den Unterschied von gut und böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verschuldung zu verwischen und einem grundsatzlosen Geschlechte das ohnehin schon sehr geschwächte Gefühl der Verantwortlichkeit vollends aus der schlaffen Seele zu schmeicheln mittels der materialistischen Theorie, daß die Gefühle, Gedanken und Thaten des Menschen schlechterdings nur Produkte seiner physischen Anlagen und Eigenschaften wären. Laster, Frevel und Verbrechen müßten daher für unumgängliche Schlußfolgerungen aus natürlichen Prämissen angesehen werden, für Abnormitäten, und demnach Lasterhafte, Frevler und Verbrecher nur für mitleidswerthe Kranke, für Gestörte, für Wahnsinnige. Es ist recht verwunderlich, daß diese modische Theorie, welche sich ja auch schon spürbar genug in die Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege eingeschlichen hat und, wann erst in ihrem ganzen Umfange verwirklicht, die menschliche Gesellschaft unfehlbar in den aller Verantwortlichkeit baren Zustand der Bestialität zurückentwickeln wird — ja, es ist recht verwunderlich,

daß diese schöne Theorie nicht auch schon von irgendeinem „wissenschaftlichen“ Modisten auf Iwan den Schrecklichen angewandt und also an dem „grausen“ Zaren, wie er beim Lermontow heißt, eine der jetzt so beliebten „Rettungen“ verübt wurde. Freilich, ein leichtes Stück Arbeit würde der „Retter“ nicht haben. Denn wenn ihm der Nachweis, daß Iwan der Henker von Haus aus ein Wahnsinniger gewesen, nicht allzu schwer werden dürfte, so vermöchte doch keine Trübung der Quellen und keine sophistische Dialektik die Thatsache aus der Welt zu schaffen, daß in dem Wahnsinn des Zaren Methode gewesen ist und der „Grause“ seiner Absichten und Zwecke sehr wohl bewußt war.

Wie ein rother Faden, nein, wie ein rother Blutstrom windet oder wälzt sich durch Iwans Gräuelherrschaft der Staatsgedanke, mittels Gründung der zarischen Autokratie, des zarischen Absolutismus höchster Potenz die moskowitische Reichseinheit her- und festzustellen, welche bislang durch die Machtstellung des Bojarenthums stark beeinträchtigt worden war. Allerdings ist der Zar häufig genug Henker um der Henkerlust willen gewesen, allerdings trieb er die gräßliche Wollust der Grausamkeit bis zum raffinirtesten Kitzel; aber den angegebenen Grundzug seiner Politik hat er

selbst in den wildesten Orgien der Entmenschung so wenig vergessen, als er desselben in den tollen Uebertreibungen der „gottesdienstlichen“ Uebung seiner „Frömmigkeit“ jemals vergaß. Denn selbstverständlich war der vierte Iwan sehr „fromm“, das heißt allem Aberglauben der orientalisch-russischen Kirche leidenschaftlich zugethan, ganz wie Ludwig der Elfte von Frankreich „fromm“, das heißt allem Aberglauben der okcidentalisch-römischen Kirche fanatisch ergeben war. Man könnte überhaupt Iwan den Vierten den aus dem Französischen ins Russische übersetzten Ludwig den Elften nennen. Denn im ganzen und großen spielte der Zar im 16. Jahrhundert in Russland die Rolle, welche der König im 15. Jahrhundert in Frankreich durchgeführt hatte. Beide haben, jeder in seinem besonderen Stil, die Adelsherrschaft gebrochen und die absolute Monarchie begründet.

Kein Zweifel, das russische Volk erkannte in dieser Gründung eine Wohlthat, wenigstens instinktmäßig. Daraus mag sich das Unglaubliche und doch fraglos Wahre erklären, daß die Russen diesem Wütherich, der die Grausamkeit bis zu unerhörten Thaten wilder Wuth oder auch bis zur raffinirtesten Qualenaustiftelung getrieben, seine eigene Familie in empörendster

Weise gepeinigt, seinen zweitältesten Sohn eigenhändig umgebracht, in mongolisch wüster Vernichtungsraserei die Bewohnerschaften ganzer Städte und Landschaften ausgetilgt, daneben im Schlamme ekelhafter Ausschweifungen sich gewälzt hatte, geradezu leidenschaftlich unterwürfig und zugethan waren — so leidenschaftlich, daß beim Tode des Scheusals von Zar die allgemeinste, aufrichtigste, wildeste Wehklage losbrach. Man hätte, so man dies Gebaren der Moskowiter ansah, meinen können, ein Gott, ihr Gott wäre ihnen gestorben. Und im Grunde war es ja so, denn die zarische Macht und Gewalt war eine abgöttisch geglaubte und verehrte.

Vom 18. März 1585 an hieß Feodor Iwanowitsch, Iwans des Schrecklichen dritter Sohn — der älteste war frühzeitig gestorben, den zweitältesten hatte der Vater todtgeschlagen — der Zar aller Reußen. Der zweiundzwanzigjährige Junge war physisch und psychisch eine Null, kraft-, verstand- und kenntnißlos, ein Dreiviertels-Trottel, ein Fex, welcher seine ganze Zeit damit verbrachte, in den Kirchen des Kremlin herumzulaufen, die Glocken allerhöchsteigenhändig zu läuten und sich tagelang die absurdesten Heiligenlegenden vorlesen zu lassen. Bei feierlichen Anlässen

setzte man den Zar-Fex auf den Thron und gab ihm Skepter und Reichsapfel in die Hände. Dann starrte er mit dem Lächeln blödsinniger Bewunderung auf diese Insignien einer Macht, die ein anderer statt seiner innehatte und übte. So war der letzte Zar aus dem Hause Rurik, will sagen aus dem warägisch-normannischen Herrscherstamme, der letzte Zar aus der Familie der alten Großfürsten von Moskau. Man hatte dem Schwächling die Schwester des Boris Godunow, Irinia oder Irene, als Gemahlin angetraut, und sein Schwager Boris war der Zar des Zaren, thatsächlich jetzt schon der Leiter und Beherrscher Russlands. Denn dieser Magnat, dem Titel nach ein Mitglied des Regentschaftsrathes, also einer der fünf obersten Minister, hatte vermöge der zarischen Schwagerschaft die Macht seiner vier Amtsgenossen bald zu einem Nichts gemacht. Boris war zweifelsohne ein ungemein begabter, ein schlauer und erfahrener Mann, dabei von einem unbändigen Ehrgeiz besessen, welcher als sein Endziel die Erlangung der Zarenkrone wohl schon frühzeitig in's Auge gefaßt haben mochte. Daß ihm dabei seine tatarische Abkunft ein Hinderniß sein würde, brauchte er nicht zu fürchten, denn bekanntlich war seit den Zeiten, wo

die Mongolen zwei Jahrhunderte lang über Russland geherrscht hatten, das Blut der Russen, namentlich auch das der vornehmen, stark mit tatarischem gemischt.

Nun aber ist zu melden, daß Iwan der Schreckliche neben seinem Nachfolger Feodor noch einen Sohn hinterlassen hatte und zwar einen Sprößling aus seiner siebenten Ehe mit Marfa (Martha) Nagoy, einer Dame von tatarischer Abkunft. Dieser Sohn, im Jahre 1581 geboren, also beim Tode seines Vaters ein unmündiger Knabe, hieß Dmitry (Dimitri, Demetrius) und war in den Augen streng rechtgläubiger Russen allerdings nur ein Bastard. Denn der Lehre der russischen Kirche zufolge kann ein orthodoxer Christ nur viermal rechtmäßig sich verheiraten. Indessen war es bei des grausen Zaren Lebzeiten niemand eingefallen, gegen die Legitimität des kleinen Dmitry Protest erheben zu wollen, und demzufolge führte der Prinz gleich seinem Halbbruder Feodor den Titel Zaréwitsch, d. i. Zarensohn. Iwan der Schreckliche selbst jedoch schien diesen seinen letzten Sprößling nicht für voll angesehen zu haben; denn er hatte ja in seinem Testamente bestimmt, daß Dmitry nichts erben sollte als die Stadt Uglitsch und ihr Gebiet. Dies verhinderte jedoch nicht, daß angesichts der Schwäch-

lichkeit und Hinfälligkeit des Zaren Feodor die Augen vieler Russen in dem Knaben Dmitry den künftigen Zaren erblickten. Boris ließ es sich daher angelegen sein, diesen Thronprätendenten dem Volke vorderhand mehr aus dem Gesichtskreise zu rücken. Kaum war Feodor zum Zaren gekrönt, wurde Marfa Nagoy, die Witwe des Schrecklichen, mit ihrem Söhnlein Dmitry nach der Stadt Uglitsch geschafft, um dort ihren ständigen Aufenthalt zu nehmen. Boris bestellte zum Wächter von Mutter und Kind seinen Diak (Kanzleisekretär) Bitjagowski, auf welchen er sich vollständig verlassen konnte. Ist den Berichten, welche dieser Beamte von Uglitsch nach Moskau sandte, zu glauben, so verrieth sich der kleine Dmitry als der echte Sprößling seines Vaters und zwar mittels Bethätigung der Instinkte wilder Grausamkeit. Der Knabe hatte ein Wohlgefallen daran, Thiere raffinirt zu quälen, und er soll auch haben verlauten lassen, daß er dereinst mit Menschen ebenso verfahren wollte. Eines Wintertages, so wird erzählt, hatte er mit Hilfe seiner Spielkameraden auf dem Hofe des uglitscher Schlosses nach Knabenart den Schnee zu Menschenfiguren geballt. Diesen gab er die Namen der Magnaten des Reiches und die größte nannte er

Boris. Dann nahm er seinen hölzernen Säbel und schlug damit den Schneemännern die Arme und die Köpfe ab mit den Worten: „So werde ich mit ihnen umspringen, wann ich einmal groß bin!“

Es ist möglich, daß der Knabe in Folge der grollenden, aufreizenden, rachsüchtigen Aeußerungen seiner Mutter solche oder ähnliche Worte gesprochen. Wahrscheinlicher freilich erscheint es, daß ihm hinterher dieselben in den Mund gelegt worden seien. Im übrigen hat es solcher kindischer Drohungen gar nicht bedurft, um das Leben des letzten Sprößlings Iwans des Henkers zu gefährden. Der Prinz war ja ein Hinderniß, sogar, wie die Sachen lagen, das einzige ernstliche Hinderniß auf Boris Godunows Wege zum Zarenthron.

Daß Boris der Urheber dessen war, was am 15. Mai 1591 (a. St.) auf dem Schloßhofe zu Uglitsch geschah, dürfte einer ernstlichen Anzweifelung kaum unterstellt werden können. Am genannten Tage, am hellen Tage, ist nämlich dort der Zaréwitsch Dmitry mittels Durchschneidung der Kehle ermordet worden. Das ist eine unzweifelhafte Thatsache. Allein die Einzelnheiten der Mordthat konnten nicht aktenmäßig festgestellt werden, weil die Mörder, der

Diak Bitjagowski, sein Bruder Daniel, seine Frau, sammt Josef Wolochow und Nikita Katschalow, von dem wüthenden Volke von Uglitsch, welches Marfa Nagoy und ihre zwei Brüder angesichts der Leiche des ermordeten Sohnes und Neffen zur Rache aufgerufen hatten, gesteinigt wurden.

Boris unterschlug den aus Uglitsch über die Katastrophe eingelaufenen Bericht und gab dem Zaren Feodor einen gefälschten in die Hände, worin es hieß, der junge Dmitry hätte sich in einem Anfalle von Epilepsie, da er gerade ein scharfes Messer in der Hand gehabt, selber eine Wunde am Halse beigebracht und wäre an der Verblutung gestorben — eine ganz dumme Lüge, welche ihrem Urheber später theuer zu stehen kommen sollte. Vorderhand freilich erntete er die Früchte des uglitscher Verbrechens. Niemand wagte mehr, seinem Willen zu widerstehen, vollends dann nicht mehr, als er auch die große Familie der Fürsten Schuisky, sowie das Haupt der russischen Klerisei, den Erzbischof-Metropoliten von Moskau, tief gedemüthigt und seinem Machtgebote gebeugt hatte. An die Mutter des ermordeten Dmitry erging ein zarischer Ukas, kraft dessen sie „zur Strafe dafür, daß sie ihren Sohn nicht besser behütet hätte“,

aus Uglitsch hinweg und in ein im Norden Russlands gelegenes Kloster verwiesen wurde, allwo sie den Nonnenschleier umthun mußte. Die Hinterlassenen derer dagegen, welche der Lynchjustiz des Volkes von Uglitsch zum Opfer gefallen, wurden reichlich versorgt. Rastlos bemüht, seine Stellung nicht nur zu erhalten und zu befestigen, sondern dieselbe auch zu einer Aufgangsstufe herzurichten, von welcher aus das letzte und höchste Ziel unschwer zu erreichen wäre, suchte und wußte Boris seine Regierung mit dem Glanze von Eroberungen zu umgeben, welcher dem russischen Ausbreitungstriebe schmeichelte. Ebenso beeiferte er sich, die Geneigtheit von Klerisei und Adel zu gewinnen, und auf sein Bestreben, dem letzteren zu gefallen, ist hauptsächlich eine im Jahre 1593 getroffene, tiefeinschneidende Maßregel zurückzuführen, jener zarische Ukas, welcher die russischen Bauern an die Scholle fesselte, indem er denselben strengstens verbot, ihren Wohnsitz zu ändern. Das war eine Maßregel, deren unberechenbare Tragweite zunächst gar nicht erkannt wurde. Das war die Begründung der bäuerlichen Leibeigenschaft und bald auch eine der Hauptursachen des gegen Godunow erwachenden russischen Volkshasses.

Zu Anfang des Jahres 1598 starb der Schattenzar Feodor, und so war denn die Zeit gekommen, wo Boris auch dem Namen nach der Zar aller Reußen sein wollte. Er fand es angezeigt und räthlich, zuvörderst noch eine Komödie aufzuführen, nämlich diese, daß er durch den sogenannten großen Landesrath („Semskaya Duma"), ein Schein- und Schemenparlament, in welchem die geistlichen Magnaten, die Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die adeligen, die Bojaren, saßen, seine Schwester Irene, Feodors kinderlose Witwe, zur regierenden Zarin bestellen ließ. Im raschen Weitergange der wohlinscenirten und gutgespielten Posse entsagte dann die Zarin Irene dem Skepter und ging in ein Kloster, ihr Bruder Boris aber machenschaftete, ränkelte, drohte, bestach und schauspielte so geschickt, daß er selber schon am 21. Februar von 1598 vom Adel, Klerus und Volk Moskau's förmlich angefleht wurde, sich doch um Gotteswillen des verwais'ten Russlands anzunehmen, d. h. Zar zu werden. Godunow ergab sich, wie er sagte, „nur zögernd und nothgedrungen in den Willen Gottes", ergriff das Skepter und ließ sich im Kremlin mit großer Prachtentfaltung die Zarenkrone aufsetzen. Man muß ihm nachsagen, daß er gewissermaßen die

Rolle Peters des Großen vorweggenommen habe, d. h. daß er Russland aus der Barbarei des Asiatenthums heraus- und in die europäische Civilisation hineinführen wollte.

Aber seine Versuche misslangen, theils, weil sie zu wenig um- und vorsichtig unternommen wurden, theils, weil Russland dazumal noch zu asiatisch war, um für europäische Kultur überhaupt schon empfänglich zu sein, theils endlich, weil der Zar Boris im Hinblick auf den Ausgang des Zaréwitsch Dmitry der ungeheuren Mehrzahl seiner Unterthanen doch nur für einen Usurpator galt, Adel und Klerisei im Geheimen fortwährend gegen ihn wühlten, und sogar solche seiner Absichten und Strebungen, welche zweifellos löblich und ersprießlich waren, zu hemmen, zu hindern und zu durchkreuzen suchten und wußten. So z. B. die Bemühungen des Zaren, einem altherkömmlichen russischen Nationallaster, der Saufwuth, zu steuern oder wenigstens Zaum und Zügel anzulegen. In Bälde war die Unpopularität, ja Verhasstheit Godunows bei allen Ständen und in allen Schichten des Russenthums eine vollendete Thatsache.

Zur Vervollständigung dieser flüchtigen Zeichnung der Lage, in welcher Russland auf der Schwelle

vom 16. zum 17. Jahrhundert sich befand, gehören noch zwei Züge: — Erstens die Stellung des russischen Staates gegenüber dem polnischen, d. h. die Hinweisung auf den altherkömmlichen, zur erbitterten Feindseligkeit längst verknöcherten Gegensatz zwischen Polen und Russen. Diese Gegensätzlichkeit mag ursprünglich in Stammes- oder gar in Rasseverschiedenheiten gewurzelt haben, war aber höchst bedeutsam verschärft worden durch den Umstand, daß die Russen der anatolisch-byzantinischen Orthodoxie anhingen, während dagegen die Polen orthodoxe römische Katholiken waren, fanatische sogar von der Zeit an, wo das schon halb für den Protestantismus gewonnene polnische Volk durch die Klugheit und Energie des Jesuitenordens wieder in den römischen Pferch zurückgetrieben worden. Dieser religiöse und konfessionelle Gegensatz von Polen und Russen war fraglos eine unumgängliche Voraussetzung der Möglichkeit einer Erscheinung, wie die des falschen Demetrius eine gewesen. Zweitens ist mit Betonung zu erwähnen, daß in Folge mehrjähriger Mißernten mit dem Jahre 1601 in Rußland ein allgemeiner Nothstand begann, welcher sich bis zum Jahre 1604 verlängerte und in vielen Gegenden des Reiches bis zur bitteren,

bittersten Hungersnoth sich steigerte. Auch dieses Unglück half das Auftreten und die Erfolge des Betrügers in bedeutendem Grade mitermöglichen.

Denn es ist ja wohlbekannt und durch Hunderte von Zeugnissen der Geschichte bestätigt, daß solcherlei Leiden die Gemüther der Menschen und der Völker für das Außerordentliche stimmen, für den Glauben an das Unglaubliche empfänglich machen und auf das Wunderbare vorbereiten. Außerdem wußten es die Machenschaften der Feinde des Boris so einzurichten und dahinzubringen, daß die ganze Schwere der öffentlichen Drang- und Trübsale auf den Usurpator zurückfiel, als ob er der Verursächer der Hungersnoth und jeglichen anderen Uebels wäre. Man weiß ja, wie leicht es unter sothanen Verhältnissen ist, der Angst und dem Grolle der Volksmassen, welche nirgends und zu keiner Zeit logisch zu denken vermochten oder vermögen, einen Sündenbock zu bezeichnen. Die umsichtigen und eifrigen Bemühungen des Zaren, die schwere Noth zu heben oder wenigstens zu lindern, erwiesen sich demzufolge als eitel, den gegen ihn wachgerufenen und geschickt genährten Haß zu beschwichtigen. Er war einmal als Sündenbock stigmatisirt und blieb es.

In solcher Bedrängniß und Gährung befand sich Russland, als von Polen her eine wundersame Kunde nach Moskau gelangte.

2.

Wie der Schwindel anging, vorschritt und sein Ziel erreichte.

Wie lautete diese Kunde, welche wie ein Blitz in die schwüle Stimmung fiel, von der die russische Nation befangen war?

Sie lautete: Der Stamm Ruriks ist noch nicht erloschen. Der Zaréwitsch und rechtmäßige Nachfolger Iwans des Schrecklichen, der junge Dmitry, welchen man irrthümlich todt und zu Uglitsch ermordet glaubte, ist noch am Leben. In der polnischen Provinz Lithauen von einem Woiwoden gastfreundlich aufgenommen, hat er den angesehensten Männern der Republik Polen, sowie dem Könige Sigismund dem Dritten selber sich zu erkennen gegeben und schickt jetzo sich an und verschreitet dazu, sein klares Recht auf den russischen Zarenthron als letzter rechtmäßiger Sproß des Hauses Rurik, als legitimer Sohn des

vierten Iwan Wassiljewitsch, mit der Hilfe Polens geltend zu machen.

„Mit der Hilfe Polens." Schon dieser Beisatz hätte die Russen stutzig machen können und sollen. Aus Polen und mit Polens Hilfe kam der Prätendent, also aus dem Lande und mit der Unterstützung von Russlands Erbfeind. Aber wann und wo haben Menschendummheit, Volksaberglauben und Parteiwuth gezögert, auf einen kolossalen Lügenköder begierig anzubeißen? Nimmer und nirgends! Wann und wo haben sie angesichts eines frechen Schwindels verständige Erwägungen angestellt? Zu keiner Zeit und an keinem Ort!

Der wirkliche Sohn des „grausen" Zaren, der wahre Dmitry, war zweifellos ermordet, todt und begraben. Das hinderte aber nicht, daß die große Mehrzahl der Russen in einem nachgemachten Dmitry einen Helden, Herrn und Heiland sah und ihn geradezu vergötterte, für eine Weile nämlich, das heißt gerade so lange, als er Glück hatte.

Der historische Roman des falschen Demetrius, welchen man, wie im Schlußkapitel dieser Historie gezeigt werden soll, füglich einen Tendenzroman nennen darf, hat also angehoben.

Um die Mitte des Jahres 1603 stand im Schlosse zu Brahin in Lithauen ein junger Mensch als Bereiter oder Unterstallmeister im Dienste des polnischen Fürsten Adam Wisznieweicki. Eines Tages wurde der Bereiter krank, todtkrank, das heißt er stellte sich krank, todtkrank, und ließ den Hauskaplan des Fürsten, welcher Geistliche ein Jesuit war — wohlgemerkt! — zu sich bitten, um diesem seine angeblich letzte Beichte abzulegen. Solchem Beichtvater nun anvertraute das Beichtkind, daß es der todtgeglaubte russische Zaréwitsch Dmitry wäre, und folglich der rechtmäßige Zar aller Reußen, dessen angestammten Thron ein grausamer Usurpator innehätte. Zur Bekräftigung dieser großen Neuigkeit erzählte — dem Berichte des Jesuitenpaters zufolge — der Scheinkranke eine höchst romantische Geschichte, allwie er durch einen deutschen Arzt den mörderischen Anschlägen des Boris entrissen und wie an seiner statt zu Uglitsch der Sohn eines leibeigenen Knechtes ermordet worden wäre — ein ganz dummes, schlecht ersonnenes und schlecht stilisirtes Märchen. Aber in solchen Fällen heißt es bekanntlich: „Je dümmer, desto schöner!“ Zur Beglaubigung seiner Fabel brachte, wie der Beichtvater erzählte, der Bereiter ein Siegel vor, welches Wappen und Namen

des Zaréwitsch Dmitry zeigte, sowie ein kleines goldenes, angeblich mit Edelsteinen besetztes Kreuz, welches ihm, behauptete er, bei seiner Taufe sein Pathe, der Fürst Mstislawski, geschenkt hätte.

So die Aufstellung, so die Beweisstücke. Und daraufhin — es klingt ebenfalls märchenhaft — wurde der Stallknecht von seinem Brotherrn, dem Fürsten Adam Wiszniewiecki, als wirklicher und wahrhafter Zaréwitsch Dmitry anerkannt — rasch auch von anderen, so von dem Bruder des lithauischen Magnaten, dem Fürsten Konstantin Wiszniewiecki, und von dessen Schwiegervater, dem Woiwoden von Sendomir, Jurii Mniszek. Diese beiden Großbarone, beide als fanatische Anhänger der Gesellschaft Jesu bekannt, erklärten dem Könige Sigismund, der Bruder und rechtmäßige Nachfolger des verstorbenen russischen Zaren Feodor wäre wunderbarer Weise gerettet, aufgefunden und erkannt worden. Sigismund, von dem päpstlichen Nuntius an seinem Hofe, Monsignore Rangoni, gehörig bearbeitet, glaubte oder stellte sich an, als glaubte er an eine Sache, welche mehr und mehr die Gestalt einer von langer Hand her vorbereiteten und inscenirten Komödie annahm und dann auch ganz ungescheut als ein gegen Russland, gegen

das anatolisch-byzantinisch-rechtgläubige Russland gerichtetes jesuitisch-polnisches Intrikenspiel weiterspielte.

Der Stalldiener Wisźniewiecki's wurde unter der Hand an den polnischen Königshof nach Krakau geladen. Dort ist er im folgenden Jahre (1604) im Palaste des Nuntius (oder im Jesuitenkollegium?) von der griechisch-katholischen zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, was wohl auch nur eine Scene der ganzen Komödie war, insofern der nachgemachte Zaréwitsch höchst wahrscheinlich von Geburt ein Polak und demnach schon von Haus aus römisch-katholisch gewesen ist. Aber die feierliche Posse war durchaus im Sinne der Leiter des ganzen Stückes, das heißt der Jesuiten, nothwendig, um der Welt einen zum römischen Katholicismus bekehrten russischen Zaréwitsch vorschauspielen zu können. Bei seinem angeblichen Uebertritt in die römische Kirche, welcher übrigens vorläufig noch geheim gehalten werden sollte, mußte der junge Mann geloben, auch Russland zu dieser Kirche herüberzubringen, was ja schon seit längerer Zeit der heiße Wunsch der Gesellschaft Jesu und der Zweck von schon mancher offen oder versteckt gethanen Arbeit derselben gewesen. Das geleistete Gelöbniß war der Preis, um welchen die Jesuiten den kläglichen Wasch-

lappen von Polenkönig, Sigismund den Dritten, vermochten, den erdichteten oder wenigstens zurechtgeschneiderten Dmitry förmlich als Zaréwitsch, als echten und legitimen Sprössling von Iwan Wassiljewitsch anzuerkennen. In feierlicher Audienz ließ sich der „König" der „Republik" Polen — die Verkuppelung dieser beiden Worte kennzeichnet sprechend die polnische Anarchie — durch den päpstlichen Nuntius den Prätendenten vorstellen und richtete an denselben die Worte: „Gott behüte Dich, Demetrius, Fürst von Moskau! Deine Herkunft ist uns bekannt und durch achtungswerthe Zeugen bestätigt. Wir weisen Dir ein Jahrgehalt von 40,000 Gulden an, betrachten Dich als unseren Freund und Gast und ermächtigen Dich, von den Rathschlägen und Diensten unserer Unterthanen Gebrauch zu machen."

Der Sinn des Schlußsatzes war nichts weniger als dunkel. Die „Republik" Polen zwar befand sich dazumal im Frieden oder wenigstens in einem auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstand mit Russland; allein das hinderte den „König" von Polen nicht, Russland sofort den Krieg zu machen, wenigstens mittelbar, indem er den angeblichen Zaréwitsch ermächtigte, „von den Rathschlägen und Diensten" der

polnischen Großen Gebrauch zu machen, d. h. mit Hilfe derselben einen Kriegszug gegen den Zaren Boris zu rüsten.

Bis dahin war diese politische Komödie großen Stils ganz vortrefflich gegangen. Die feinen und frommen Herren von der Gesellschaft Jesu waren eben sehr geschickte Insceneſetzer und Marionettenlenker. Sie hatten das auch in der Auswahl des „Helden" ihres Stückes bewiesen, indem sie unter der Hand zu verbreiten verstanden, der wiedergefundene Zarensohn hätte alle die körperlichen Merkmale an sich, welche, behaupteten sie, an demselben in seiner Kindheit zu Uglitsch wahrgenommen worden wären. So das Merkmal, daß sein rechter Arm etwas länger als der linke; weiter, daß er eine Warze auf der Stirn und eine zweite unter dem rechten Auge habe. Auch sei er von mittlerem Wuchse wie sein Vater Iwan und sehr braun von Gesichtsfarbe wie seine Mutter Marfa. Im übrigen war unser Abenteurer nach den übereinstimmenden Zeugnissen solcher, die ihn oft gesehen haben, keineswegs ein Adonis, sondern im Gegentheil ein häßlicher Bursche, dessen impertinent blondes Haar, blaßblaue Augen, breites Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, dicke Knollnase und wurstlippiger

Mund von beträchtlichem Umfang durchaus keine verführerische Physiognomie ausmachten. Dem Anschein nach zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt, war der junge Mann breitschultrig, kräftig, behend und ein vortrefflicher Reiter, ein so vortrefflicher, daß die Sage, er wäre unter den Kosaken am Don aufgewachsen, vielleicht nicht grundlos sein mag. Seine geistige Kultur war der Meinung polnischer und russischer Edelleute von damals zufolge nicht gering. Denn er verstand rasch und hübsch zu schreiben, sprach polnisch und russisch — die letztgenannte Sprache freilich mit polnischem Akcent und häufiger Einmischung polnischer Worte — und kannte sogar etliche Brocken vom Küchenlatein. Die Geschichte Russlands hatte er augenscheinlich sehr eifrig studirt. Er kannte sie genau und war namentlich in der Genealogie der russischen Aristokratie gut bewandert. Seine Rolle als geborner Prinz spielte er meisterlich, indem er sich unter den polnischen Magnaten so sicher und gewandt bewegte, als wäre er sein Lebtag nie in anderer Gesellschaft gewesen. Kurz, bislang machte das Werkzeug der Jesuiten seinen Schöpfern oder wenigstens Ausbildnern alle Ehre.

Es wurde nun unverweilt zur Ausführung des wohlangelegten Plans geschritten, welcher begründet

war auf die sklavische, oder, besser gesagt, geradezu hündische Anhänglichkeit der russischen Volksmassen an das Haus Rurik und ihre Unzufriedenheit mit dem Regimente des Boris.

Dieser hatte die erste Botschaft vom Auftreten des nachgemachten Zaréwitsch in Lithauen und am polnischen Königshofe leicht genommen. Allein spätere und genauere Nachrichten hatten ihm hinsichtlich des Ernstes der Sache keinen Zweifel mehr gelassen. Er beschloß, den Weitergang der polnischen Kabale — als welche ja ihm, der nur allzu gut wußte, daß der wahre Dmitry todt und wie derselbe gestorben, der ganze Schwindel sofort erscheinen mußte — dadurch zu hemmen, daß er den Russen zu wissen that, der falsche Dmitry wäre eigentlich ein verlaufener Mönch, der als Söffer und Wüstling weithin verrufene Grischka (Gregor) Otrepiew. Diese Erklärung ließ der Zar durch eine Gesandtschaft dem König von Polen überbringen, mit dem Beisatze, daß der besagte lüderliche Mönch, welcher im Kloster zu Tschudow die Tonsur erhalten, im Jahre 1603 aus Russland nach Lithauen entwichen wäre. Dann ließ Boris durch seine Gesandten die Auslieferung des frechen Betrügers fordern. Allein die Minister Sigismunds, zweifelsohne mit im

Komplott, wußten der angebrachten und wiederholten Auslieferungsforderung allerhand Ausflüchte entgegenzustellen, und so konnte das Spiel seinen Fortgang nehmen. Um so leichter und rascher, als die zarische Kundgebung inbetreff des Grischka Otrepiew in Rußland keinen Glauben fand.

Begleitet und geleitet von zwei Jesuitenpatres begab sich der nachgemachte Zaréwitsch von Krakau nach Galizien, allwo sich auf den Gütern des Woiwoden Mniszek bereits abenteuerlustige Scharen polnischer Edelleute, natürlich so ziemlich lauter Sprößlinge der ungeheuer großen Familie Derer von Habe- und Taugenichts, zu einem kriegerischen Zuge gegen Moskau zu sammeln angefangen hatten. Mit dem Staatsgeschäfte, das man in majorem dei gloriam begonnen hatte, wußte man nun auch noch ein Familiengeschäft zu verbinden, mit dem utile das dulce. Nämlich Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, hatte eine sehr schöne Tochter, die Panna Marina, und neben diesem sehr schönen Besitz hatte er auch den sehr häßlichen einer kolossalen Schuldenlast, wie das eben bei den polnischen Magnaten damaliger Zeit zum adeligen Stil und Ton gehörte. Aus dieser Voraussetzung ergab sich, wie die Sachen lagen, unschwer

die logische Schlußfolgerung, daß am 25. Mai von 1604 der angebliche Sohn Iwans des Schrecklichen einen Vertrag unterzeichnete und beschwor, kraft dessen er sich verpflichtete, nach seiner mit dem Beistande von Mniszek und dessen Freunden zu erlangenden Inthronisirung auf dem russischen Zarenthron 1) Rußland in den Schoß der alleinseligmachenden römischen Kirche zurückzubringen, 2) die schöne Marina Mniszek zu seiner zarischen Gemahlin zu erheben, 3) mit russischem Gelde die polnischen Schulden des lieben Herrn Schwiegervaters in spe zu bezahlen, 4) die russischen Fürstenthümer Groß-Nowgorod und Pskow seiner geliebten Gemahlin in spe als erb- und eigenthümliche Besitzthümer zu überliefern, 5) dem künftigen Herrn Schwiegerpapa die Fürstenthümer Smolensk und Sewerien als erbliche Lehen zu verleihen, 6) etliche noch näher zu bezeichnende russische Landschaften an die Republik Polen abzutreten.

Daraus ist zu ersehen, daß man mit dem Felle des zu erlegenden russischen Bären sehr freigebig umging. Man traf aber auch zur Jagd auf denselben ernstliche Anstalten, deren Kosten zuvörderst die Firma Mniszek, Wisznieweicki und Kompagnie aufzubringen hatte. Das ganze Geschäft war eine Art von Aktien-

schwindelunternehmen im Stile jener Zeit. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts thun sich „Konsortien“ zur Aufschwindelung von breit- und schmalspurigen Eisenbahnen oder von nationalen und internationalen Banken zusammen; damals, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schwindelten Jesuiten und polnische Magnaten, welche letztere mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatten, mitsammen in Eroberungen von Land und Leuten. Es hat eben jede Zeit ihre eigene Manier, zu schwindeln, aber dem Wesen nach bleibt die menschliche Schwindelei allzeit dieselbe und wird es bleiben, so lange es Schwindler und Beschwindelte gibt, also bis an das Ende der Tage. Zweifelhaft ist nur, ob der letzte Mensch der letzte Betrüger oder aber der letzte Betrogene sein werde, und vielleicht hilft man sich aus diesem Dilemma am anständigsten heraus, indem man sagt, der letzte Mensch werde der letzte betrogene Betrüger sein.

Wo immer zur Zeit, von welcher hier gehandelt wird, in den Gränzbezirken zwischen Polen und Rußland etwas los war, da strömten sofort ganze Scharen von Krapülenskis und Waschlappskis, will hier sagen von Habe- und Taugenichtsen, Vagabunden und Räubern zuhauf, um mitzuthun.

Die Werber, welche der Prätendent und seine Helfershelfer in die Gegend von Kiew, in die Ukraine, zu den saporogischen und don'schen Kosaken entsandten, hatten demnach leichtes Spiel.

So vermochte sich denn der nachgemachte Zaréwitsch schon am 15. August 1604 an der Spitze von 1500 Mann regelmäßiger polnischer Truppen, d. h. polnischer Schlachtschitzen (Edelleute oder auch Freibauern, Mitglieder der Schlachta, des niederen Adels in dessen ganzem Umfange), welche zu Pferde dienten und von Magnaten befehligt wurden, gegen die Ufer des Dnepr in Bewegung zu setzen, um den Krieg nach Russland zu tragen, während doch die Republik Polen und ihr König mit dem Zarenreiche in Frieden zu sein und zu bleiben behaupteten. In der Nähe von Kiew vereinigten sich andere Banden mit ihm, insbesondere tausende von Kosaken, die der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew, welcher uns bei dieser Gelegenheit ganz bestimmt und deutlich als einer der Spießgesellen, Treiber und Werber des falschen Demetrius vorgeführt wird, angeworben, gesammelt und in Bewegung gesetzt hatte. Das kleine Heer, womit der Prätendent am 23. Oktober oberhalb Kiews über den Dnepr ging, um 8 Tage später bei

Morawsk das russische Gebiet zu betreten, mochte etwa 15,000 Streiter und Mitläufer zählen. Den Kern bildeten die polnischen „Hussaren“, nicht zu verwechseln mit der späteren ursprünglich ungarischen leichten Reiterart der Husaren; denn jene polnischen Reiter waren recht eigentlich „schwere“, ganz so wie die deutschen „Kyrisser“ zu Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie ritten auf schweren Schlachthengsten, hatten Stahlhelme und Eisenpanzer, führten als Hauptwaffe die Lanze und trugen als eigenthümlichen Schmuck zwei Adler- oder Geierflügel, welche mittels silberner Haften auf ihren Schultern befestigt waren. Beim Betreten Russlands ließ der Prätendent ein Manifest ausgehen, worin er dem russischen Volke kundgab, daß er käme, um als der rechtmäßige, wunderbar gerettete Sohn Iwans sein Thronrecht gegen den Usurpator Boris geltend zu machen. Auch Pan Mnißzek, der Woiwode von Sendomir, erließ ein Proklam, worin er erklärte, daß die polnischen Pane in diesem Dmitry den echten Zaréwitsch erkannt und darum beschlossen hätten, selbigem zur Besitznahme seines väterlichen Thrones zu verhelfen.

Das abenteuerliche Unternehmen des Schwind-

lers und seiner Mitschwindler in den Einzelnheiten der militärischen Handlungen zu verfolgen, ist an diesem Orte unthunlich und auch überflüssig. Es genügt ja, zu sagen, daß der Abenteurer binnen wenigen Monaten einen vollständigen Erfolg erzielte, obzwar er nach einem kriegerischen Unfall, welchen er auf seinem Zuge nach Russland hinein erlitt, einmal schon zur Rückflucht nach Polen sich anschickte. Diese Rückflucht verhinderten aber Russen, welche sich ihm, nachdem er den russischen Boden betreten, sofort angeschlossen hatten. Sie erklärten ihm, falls er feige genug wäre, sein Unternehmen aufzugeben und sie im Stiche zu lassen, so würden sie ihn am Kragen nehmen, um ihn entweder dem Boris auszuliefern oder aber ihn kurzweg todtzuschlagen. So mußte der Schwindler wohl oder übel beharren und ausharren und bald darauf wurde ihm ein Triumph zutheil, welcher ebenso leicht errungen als glänzend war.

Denn ganz Russland schien ja von der Tarantel gestochen, schien vom Veitstanz ergriffen zu sein. Ein seltsamer, ein epidemischer Rausch war auf die gesammte Bevölkerung gefallen. Die plumpe Lüge vom Wiedererstandensein des Sohnes Iwans des Schrecklichen und von seinem Herankommen übte eine

geradezu magische Wirkung. Massen von Bauern, eine Menge von Bojaren und Edelleuten schlossen sich dem Prätendenten auf seinem Zuge gen Moskau an; scharenweise liefen die Soldaten des Boris zu ihm über, und eine Stadt nach der andern öffnete ihm ihre Thore. In der Hauptstadt verließen die Ratten nach Rattenart das gefährdete Schiff, d. h. im Kremlin ward es mehr und mehr leer und öde um den Zaren Boris her. Das Verhängniß lag bleischwer auf den Schultern des Mannes. Er vermochte nicht aufzukommen wider die Last, sondern brach darunter zusammen. Am Morgen vom 13. April 1605 hielt er noch einen Rathschlag mit den obersten Staatswürdenträgern; am Abend desselben Tages war er todt. Ob er Gift genommen, ob ein Schlagfluß ihn weggerafft, ist unbestimmt und unbestimmbar. Doch ist der Schlagfluß wahrscheinlicher als das Gift. Im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert konnte ja bekanntlich kein mächtiger oder auch nur vorragender Mann eines jähen Todes sterben, ohne daß er dem Glauben der Leute nach vergiftet worden sein oder sich selbst vergiftet haben mußte. Es ist das für die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände der „guten alten frommen Zeit“ gewiß sehr kennzeichnend.

Auf die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände der russischen Gesellschaft zur Zeit des falschen Demetrius wirft ein erschreckend kennzeichnendes Streiflicht, was unmittelbar nach dem Tode von Boris in Moskau geschah. Obgleich nämlich die ganze Bewohnerschaft der Hauptstadt im Herzen willig und schon bereit war, dem herankommenden Schwindler zuzufallen und zuzujubeln, huldigten alle Moskauer, alle, vom Erzbischof-Patriarchen an bis zum letzten Kleinbürger, willig der Witwe des Boris, der Zarin Maria, ihrem sechszehnjährigen Sohne Feodor, sowie ihrer Tochter Xenia, und die Huldigenden alle verpflichteten sich mittels furchtbarer Eidschwüre, mit unverbrüchlicher Treue an der Zarin-Witwe und ihren Kindern unentweglich festzuhalten. So that auch der Bojar Peter Basmanow, welcher als der fähigste der russischen Generale an der Spitze eines neuausgerüsteten Heeres dem Prätendenten entgegengeschickt wurde.

Schon am 7. Mai jedoch erklärte sich derselbe Basmanow, welcher gar wohl wußte, wie es mit der Zarensohnschaft des angeblichen Dmitry bestellt wäre, und welcher dieses sein Wissen gegenüber dem ehrlichen Konrad Bussow, unserem Hauptgewährsmann, ohne

Umstände verlautbart hatte — ja, derselbe Basmanow erklärte sich für den Betrüger und mit ihm das ganze Heer.

Das gab den Ausschlag. Boten, welche Dmitry nach der Hauptstadt sandte, um dieselbe zur Unterwerfung und Huldigung für ihn, als den rechtmäßigen Zaren, aufzufordern, wurden mit Jubel empfangen. Die Spitzen von Adel, Klerus und Bürgerschaft traten zusammen, anerkannten den Dmitry als den echten Zaréwitsch und als den rechten Zaren und sandten ihm eine Abordnung von Bojaren nach Tula entgegen, um ihn einzuladen, in seine „getreue“ Hauptstadt einzuziehen. Er erklärte gnädig, bald kommen zu wollen. Bevor er aber kam, sandte er Befehle, die Zarin-Witwe Maria und ihren Sohn Feodor zu erdrosseln, was dann am 10. Juni geschah. Der Tochter des Boris, der jungen Xenia, war noch Schlimmeres bestimmt als der Tod. Dmitry, der Mörder ihrer Mutter und ihres Bruders, zwang sie, seine Kebse zu werden. Weiter hat man von ihr nichts mehr vernommen.

Am 20. Juni von 1605 hielt Zar Dmitry, wie er jetzo sich nannte und nennen ließ, seinen Triumphalpompeinzug in Moskau unter Voranritt der

polnischen Hussaren, welche in Gliedern von 20 Mann hoch einherzogen, mit eingelegten Lanzen und unter dem Getön ihrer Trompeten und Kesselpauken. Dann schritt die Klerisei in Procession mit Fahnen und Heiligenbildern vor dem Zaren einher, welchen Bojaren in höchster Gala umgaben. Von der Pracht seiner Erscheinung kann eine Vorstellung schon der Umstand geben, daß er einen Halskragen im Werthe von 150,000 Dukaten trug. Das Volk jubelte dem Götzen des Tages zu: „Hoch unser Väterchen! Gott segne und erhalte dich! Wir waren im Finstern. Jetzt aber mit dir ist die rothe Sonne (krasnoe zolnza) Russlands wieder über uns aufgegangen.“

Neun Tage später ist Dmitry in der Marienkirche zu Moskau feierlich-prunkhaft zum Zaren aller Reußen gekrönt worden.

Es fehlte aber noch das Tüpfelchen auf dem i dieser zarischen Herrlichkeit. Das war die Anerkennung des neuen Zaren durch die noch lebende Mutter des wirklichen Dmitry. Damit, d. h. mit der Erlangung dieser Anerkennung, sollte allen etwaigen Zweifeln ein Ende bereitet werden. Die zwei ersten Bojaren des Reiches, der Fürst Feodor Mstislawski und der Fürst Wassily Schuisky, wurden

in das Kloster im Norden entsendet, wo Marfa Nagoy, die Witwe und letzte Frau Iwans des Schrecklichen, lebte, um sie nach Moskau zu holen. Sie kam und wurde von Dmitry mit der ganzen Ehrfurcht und Zärtlichkeit eines Sohnes empfangen. Was die Beiden mitsammen gesprochen haben, weiß man nicht; das aber weiß man, daß Beide vortrefflich schauspielten. Marfa hat zwar nie förmlich ausgesprochen, daß der falsche Zar ihr Sohn wäre. Wie konnte sie das auch, sie, welche den wirklichen Dmitry todt in ihren Armen gehalten hatte? Aber sie fand die Rolle der Zarin-Mutter mehr nach ihrem Geschmack als das Klosterleben und lebte demzufolge mit ihrem angeblichen Sohn im besten Einverständniß. Will man die Gefühle zergliedert sehen, welche die Witwe des „grausen" Zaren bestimmten, die ihr angebotene Rolle und Stellung anzunehmen, so lese man im Demetrius-Fragment Schillers die herrliche Scene zwischen Marfa und dem Erzbischof Hiob — eine Scene, wie sie eben nur Schiller schaffen konnte.

3.

Wie die Komödie zur Tragödie und der Schwindel zum Krach umschlug.

Nun galt es aber, des Vertrags vom 25. Mai des vorhergegangenen Jahres sich zu erinnern. Oder vielmehr, die polnischen Herren, welche mit ihren kriegerischen Gefolgschaften zugleich mit Dmitry in die russische Hauptstadt eingezogen waren und daselbst Standquartiere bezogen hatten, zögerten gar nicht lange, den Pseudozaren an seine schweren, in Polen eingegangenen Verbindlichkeiten zu mahnen. Er konnte sich von der Erfüllung derselben nicht lossagen und wagte nicht einmal den Versuch einer Lossagung. Hieraus ergab sich aber mit Nothwendigkeit, daß seine Stellung vom ersten Augenblick seiner gelungenen Usurpation an eine ganz schiefe und unhaltbare und der Zarenthronsitz für ihn ein sehr unbequemer und ungemüthlicher war. Der Schwindler befand sich ja, so zu sagen, zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite seine polnischen Helfershelfer, welche in Moskau geradezu die Herren spielten, durch ihren Hoch- und Uebermuth das Russenthum kränkten

und herausforderten und die Stadt mit dem Geräusche ihrer Ausschweifungen erfüllten und ärgerten. Auf der andern Seite die russischen Großen, welche in dem Prätendenten zunächst nur einen Hebel zum Sturze des verhassten Boris gesehen hatten, jetzt aber erfahren mußten, daß der neue Usurpator auf ihre nationalen Gefühle und Anschauungen, auf ihre stupiden Vorurtheile, auf ihren echtbarbarischen Haß gegen alles Fremde und auf ihre wildselbstsüchtige Abneigung gegen alle und jede Neuerung noch weit weniger Rücksicht nahm, als Boris gethan hatte, ja daß der Eindringling geradeaus so schaltete und waltete, als wäre er eigens hergekommen, um alles Russische zu verhöhnen und auszutilgen, als wäre er nicht so fast ein Zar des rechtgläubigen, heiligen Russlands, als vielmehr der Statthalter des Polenkönigs im Reußenland und das bereitwillige Werkzeug der Jesuiten, um die orthodoxe russische Nationalkirche zu vernichten und an die Stelle derselben das zu setzen, was alle Russen den ketzerischen Gräuel Roms nannten und als eine Todsünde verabscheuten.

Bei alledem und bei der gänzlichen Abwesenheit von Ehre und Treue unter den russischen Magnaten

ist es ganz in der Ordnung gewesen, daß sich in den Kreisen dieser Aristokratie schon wenige Monate nach Dmitry's Krönung ein Komplott anspann, welches die Entthronung und selbstverständliche Ermordung des Eindringlings zum Zwecke hatte. An der Spitze dieser Verschwörung stand das Haupt des Hauses Schuisky, der Fürst Wassily, welcher selber nach der Zarenkrone gierte und strebte. Allein das Komplott wurde verrathen und durch Dmitry mit Hilfe der noch immer scharenweise und wohlgerüstet in Moskau anwesenden Polen unschwer vereitelt und niedergeschlagen. Den Fürsten Wassily Schuisky ließ der Pseudozar zum Tode verurtheilen, aber unkluger und leichtsinniger Weise begnadigte er den Verurtheilten auf dem Schaffot und angesichts von Block und Beil; ja, er rief den Verschwörer nach kurzer Verbannung an den Hof zurück und setzte ihn wieder in alle seine Ehren und Würden ein, welche thörichte Großmuth der Begnadigte, wie er nun einmal war, natürlich damit vergalt, daß er vorsichtiger als früher seine Minirarbeit weiterführte.

Die Leichtigkeit, womit diese Gefahr beschworen worden, mußte den glück- und machtberauschten Dmitry in seiner leichtsinnigen und leichtfertigen Art,

die Sachen zu nehmen und zu führen, noch bestärken. Er stand demzufolge nicht an, große Summen dem russischen Staatsschatze zu entnehmen und nach Polen zu schicken, auf daß damit die Schulden der Mniszek und Wisznieweicki bezahlt würden. Auch die Herholung seiner Verlobten, der schönen Panna Marina Mniszek, welche mit unerhörtem Prunk umgeben wurde, verursachte schweren Aufwand. Am 1. Mai von 1606 zog die Zarenbraut in Moskau ein, in polnischer Staatstracht, in einer mit rothem Atlas ausgeschlagenen, mit perlengestickten Sammetkissen gepolsterten und von 12 Tigerschecken gezogenen Karrosse, begleitet von einem ganzen Schwarm polnischer Herren und Damen und gefolgt von mehreren Tausenden reichgerüsteter Hussaren.

Acht Tage später wurde die Hochzeit im Kremlin gefeiert, für die Russen kein Freudenfest, sondern nur ein neues und großes Aergerniß. Denn niemals noch hatte ein Reußenzar, statt unter den Töchtern des Landes zu wählen, mit einer Fremden sich vermählt, wie Dmitry that — und vollends gar mit einer Fremdgläubigen, mit einer Ungläubigen, die, weil eine römische Ketzerin, eigentlich noch schlimmer war denn eine Heidin. Mit der Vermählung des Zaren

sollte aber auch — so wollte es der polnische Stolz — die Krönung der Zarin verbunden werden, eine Ehre, welche bislang noch keiner Zarin widerfahren war und welche, noch dazu einer Fremden und Heidin angethan, Stockrussen schlankweg als eine ruchlose Gotteslästerung erschien.

Bei Gelegenheit dieser Haupt- und Staatsaktion gab es eine komische Episode und schüttelte der Narr, welcher in der sogenannten Weltgeschichte herumspringt, lustig seine Schellenkappe. Denn die Frage, wie Marina an ihrem Vermählungs- und Krönungstage angezogen sein sollte, wurde zu einer förmlichen Staatsfrage aufgebauscht, welche im Reichsrath zur Erörterung kam. Die schöne Polin wollte in ihrer gewohnten polnischen oder vielmehr französischen Modetracht zur Kirche gehen. Aber davor schlugen die Russen ein Kreuz und verlangten, daß Marina schlechterdings in russischer Nationaltracht vermählt und gekrönt werden müßte, also mit unter dem „Kakoschnik“ verborgenem Haupthaar, wie verheiratete Frauen denselben trugen, in einem weiten, oberhalb des Busens gegürteten Rock und in großen Stiefeln mit eisenbeschlagenen Absätzen. Die Braut entsetzte sich vor diesem ihr zugemutheten An- und

Aufzug, aber sie mußte sich fügen; denn die Herren Bojaren verstanden in dieser Kleiderfrage keinen Spaß und wiesen alle von Dmitry und Marina zu Gunsten eines kleidsameren Anzugs vorgebrachten Argumente zurück.

Nachdem diese wichtige Frage also erledigt worden, ging die Doppelceremonie am 8. Mai in der Kathedralkirche von Moskau pomphaft in Scene. Dieser Tag bezeichnete den Höhepunkt, so recht die Peripetie der verwegenen Komödie und zugleich den Wendepunkt zur tragischen Katastrophe.

Beschleunigt wurde dieselbe durch den mehr und mehr sich steigernden Uebermuth der Polen, von welchen der Zarenhof wimmelte. Ihre Frivolität hielt es gar nicht der Mühe werth, der Verachtung, welche sie für die Russen und alles Russische hegten, Zaum und Zügel anzulegen. Sie verhehlten auch nicht, nein, sie bramarbaseten laut, daß der Zar Dmitry eigentlich ein Zar von ihrer Mache wäre, verpflichtet und willig, demnächst diese und jene russische Provinz an Polen abzutreten. Das mußte die Russen wüthend machen und den im Dunkeln und Stillen emsig weitergesponnenen Ränken der

Schuisky und ihrer Freunde sehr zu gut kommen. Rechnet man dazu die Unklugheit des Pseudozaren, welcher ernstlich Anstalt machte, an und in den Pfaffensack zu greifen, d. h. den reichen Grundbesitz der russischen Kirche einzuziehen, um die Erträgnisse desselben auf die Bildung eines zahlreichen und tüchtigen Söldnerheeres verwenden zu können, und rechnet man weiter dazu noch das siegesgewisse Auftreten der mit den Polen gekommenen Jesuiten in der Hauptstadt Russlands, so wird man es nicht verwunderlich finden, daß die Macht und Pracht des falschen Dmitry ein rasches Ende nahm, ein Ende mit Schrecken, und der Schwindel, wie billig, mit einem erschrecklichen Krach zerbarst.

Schon neun Tage nach dem Vermählungs- und Krönungsfest trat diese Verkrachung ein, während die Reihenfolge rauschender Vergnügungen im Kremlin noch im vollen Zuge war. Da tanzte man wirklich „auf einem Vulkan“. Der verblendete Pseudozar und seine gleichverblendete Umgebung, sie wurden vollständig überrascht durch den Losbruch des Orkans, welcher am 17. Mai über sie hereinstürzte — in Gestalt eines allgemeinen und darum unwiderstehlichen, von dem Fürsten Wassily Schuisky und

dem Bojaren Tatischtschew geleiteten Aufstandes des gesammten moskauischen Moskowiterthums.

Von einem erfolgreichen Widerstande konnte dem bis zur Raserei erhitzten Zorn eines ganzen Volkes gegenüber gar keine Rede sein. Aber es ist nur gerecht, zu sagen, daß der Schwindler von falschem Dmitry wenigstens am Ende seiner Laufbahn einigermaßen zur Höhe eines Helden emporwuchs. Obzwar durch den plötzlichen Ansturm der Empörer vollständig überrascht, raffte er sich doch energisch zusammen und stemmte sich, den Säbel in der Faust, an der Spitze der wenigen treulich zu ihm Haltenden, dem wüthend in den Kremlin einbrechenden und alles vor sich niederwerfenden Volksstrom entgegen. Ein eitel und vergeblich Wagen und Ringen! Der General Basmanow, seinen an Boris begangenen Verrath mittels seiner dem Dmitry bis zuletzt bewahrten Treue sühnend, fällt an der Seite des Zaren, und nun wirft sich dieser aus einem Fenster, bricht bei dem Sturz ein Bein, wird drunten von einem Volkshaufen aufgefangen, erkannt, verhöhnt, misshandelt, von einem Edelmann angeschrieen: „Hund von einem Bastard, sag' uns, wer du bist und von wem du stammst!" und endlich von dem Kaufmann Walujew

mit den Worten: „Seht, wie ich diesem ketzerischen Hund von polnischem Gaukler die Absolution gebe!“ durch's Herz geschossen.

Dann schleppte der Pöbel den Todten durch die Straßen, alle seine kanibalische Rohheit an dem Leichnam auslassend, wobei sich die Weiber durch gräuliche Schamlosigkeit hervorthaten.

Die Zarin Marina wurde vor dem ersten Ausbruch des Volksgrimms nur dadurch bewahrt, daß sie sich unter dem ungeheuren Reifrock ihrer Oberhofmeisterin, einer resoluten alten Dame, versteckte. Dann wurde sie zwar mit allen ihren polnischen Damen gefangen und wurden die Armen vonseiten der siegreichen Rebellen mit unbeschreiblichen Beschimpfungen in Worten und Werken überhäuft, doch kamen sie mit dem Leben davon. Marina's Vater, der Woiwode Mniszek, und alle in Moskau befindlichen Polen scharten sich zusammen und leisteten tapferen Widerstand. Viele von ihnen wurden erschlagen, die übrigen schließlich gefangen. Etwas später jedoch entließ man die Gefangenen, darunter auch Marina, in ihre Heimat.

Eine Nachricht will, unmittelbar nach der Ermordung Dmitry's hätten die Empörer an die Zarin-

Witwe Marfa die Frage gethan, ob der Ermordete ihr Sohn wäre. Worauf Marfa: „Das hättet ihr mich fragen sollen, als er noch lebte. Jetzt ist er es nicht mehr."

Gerade hier also mag die Frage platzberechtigt sein: Wer war denn der falsche Demetrius eigentlich? Man weiß es nicht. Denn bis zur Stunde ist es der Geschichtswissenschaft noch nicht gelungen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um diese Frage mit Bestimmtheit oder auch nur mit einiger Sicherheit beantworten zu können. Auch die fünfbändige, im Jahre 1837 durch Ustrialow in Petersburg veröffentlichte „Sammlung von zeitgenössischen Berichten über den falschen Dmitry" hat hieran im Grund wenig geändert und gebessert*). In der amtlichen

*) In dieser Denkschriftensammlung befinden sich auch zwei von Deutschen herrührende: „Die Chronik von Moskau" von Martin Bär und die „Denkwürdigkeiten" von Georg Peyerle. Martin Bär hat zur Zeit des falschen Demetrius als lutherischer Pastor in Moskau gelebt. Es stellte sich aber heraus, daß die bär'sche Chronik größtentheils nur die Abschrift der Aufzeichnungen eines andern Deutschen ist, des Konrad Bussow, welcher ebenfalls zur Zeit der Dmitry-Episode zu Moskau und Kaluga sich aufgehalten hat. Hanns Georg Peyerle war ein augsburger Kaufmann, welcher zur gleichen Zeit von geschäftswegen in Russland sich befand. Für eine Quelle

Welt Russlands gilt die, wie wir sahen, zuerst durch Boris Godunow aufgestellte Behauptung, der falsche Dmitry wäre ein entlaufener russischer Mönch gewesen und hätte eigentlich Grischka Otrepiew geheißen, noch jetzt. Darum ist es in der orthodoxen russischen Kirche noch heute Brauch, alljährlich an einem bestimmten Tage über diesen Grischka Otrepiew als über den falschen Dmitry eine feierliche Verfluchung zu sprechen. Das beweis't aber gar nichts, beweis't gerade so wenig wie der Umstand, daß der russische Dichter Puschkin in seinem Trauerspiel „Boris Godunow" die herkömmliche Legende an- und aufnahm. Ein stichhaltiger Beweis für die Dieselbigkeit des Grischka und des Dmitry ist nie beigebracht worden. Im Gegentheil, gerade die älteste und unverdächtigste Quelle, die handschriftlichen Denkwürdigkeiten des Konrad Bussow, sie meldet ausdrücklich und bestimmt, daß der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew nur einer der Handlanger des falschen Dmitry gewesen sei, und benamset diesen

---

zweiten Ranges kann gelten das bald nach den bezüglichen Ereignissen, 1620, in Leipzig erschienene Buch: „Historien und Berichte von dem Großfürstenthum Muschkow", publicirt durch Petrum Petrejum von Erlesunda.

Handlanger nicht gerade schmeichelhaft, aber doch auszeichnend als „des Teufels Instrument“. Auch der Franzos Jacques Margeret, welcher im Jahre 1601 nach Russland gekommen und zuerst in den Diensten von Boris, dann in denen Dmitry's gewesen ist, 1606 nach Frankreich zurückkehrte und 1607 in Paris sein Buch „Estat de l'empire de Russie“ drucken ließ, berichtet als Augenzeuge, daß Grischka Otrepiew ein Helfershelfer des Pseudozaren gewesen und von diesem, welchem der wüste Trunkenbold und Aergernißgeber lästig geworden, aus Moskau nach Jaroslaw verbannt worden sei.

Der russische Geschichtschreiber Karamsin hatte in seinem großen Werke der gäng und gäben Legende von der Identität des Grischka und des Dmitry sich bequemt. Dann aber sind ihm Zweifel aufgestoßen und er schickte sich an, die Sache einer neuen und genaueren Untersuchung zu unterziehen. Der Zar Alexander der Erste untersagte das jedoch ausdrücklich dem Historiker. Alexander nämlich stand dazumal in der Blüthe seiner Vorliebe für Polen und wollte daher nicht, daß die Polen mittels Wiederaufrührung der alten Stänkerei unangenehm berührt würden.

Wenn es nun wahrscheinlich für immer ver=

borgen bleiben wird, wer der Betrüger und Schwindler eigentlich gewesen, so steht dagegen sein Betrüger- und Schwindlerthum fest. Aber war er ein Betrüger aus eigenem Antrieb? Oder ein künstlich zubereiteter, sorgfältig dressirter? Auch das ist ein zur Stunde noch ungelös'tes Problem. So ich alles zusammenhalte, was die echten Quellen und ältesten Zeugnisse ergeben, bin ich geneigt, zu glauben, der Abenteurer, welcher die Rolle des falschen Demetrius spielte, müßte ein geborener Pole gewesen sein. Die polnische Sprache war ihm notorisch geläufiger als die russische; auch zog er polnisches Wesen, die polnische Art, das Leben zu fassen und zu führen, der russischen entschieden vor. Viele von den polnischen Edelleuten, welche sein Unternehmen unterstützten, sprachen es ganz offen aus, daß sie ihn für einen Bankert des verstorbenen Königs von Polen, Stephan Bathory, hielten. Ein von mir gemachter Versuch, diese Spur weiter zu verfolgen, ist jedoch resultatlos geblieben.

Aber war die Rolle, welche der Schwindler spielte, eine spontane, eine von ihm selbst ausgeheckte, oder war es eine ihm von anderer Hand überbundene,

eine angelernte? Wenn ich recht erwäge, lassen sich die beiden Seiten der Frage etwa so mitsammen vermitteln, daß wir annehmen, der junge Mann sei von sich aus auf die abenteuerliche Idee verfallen, als der ermordete Zaréwitsch Dmitry sich aufzuspielen, sofort aber auch von den Jesuiten, welche dazumal am Hofe Sigismunds allmächtig waren, als ein vortreffliches Werkzeug für ihre Pläne erkannt und als solches gehandhabt worden, d. h. als ein Werkzeug zur Inswerksetzung des großen jesuitischen Plans, das russische Zarenthum und folglich Russland vom griechisch-anatolischen Glaubensbekenntniß zum römisch-katholischen herüberzubringen. Freilich muß ich beifügen: schon das erste Auftreten des falschen Dmitry in Lithauen war von so verdächtigen Umständen begleitet gewesen, daß man in der vorhin geäußerten Ansicht doch wieder wankend und zu dem Glauben getrieben wird, der Betrüger habe von Anfang an nicht aus eigenem, sondern aus fremdem Antriebe geredet und gehandelt. Eine vollständige Klarstellung des geschichtlichen Problems vom falschen Demetrius zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist wohl erst dann eine Möglichkeit, wann einmal das Geheimarchiv der Gesellschaft Jesu der historischen Forschung zu-

gänglich sein wird. Dort ist die endgiltige Lösung der Frage zu suchen*).

Mit dem Trauerspiel vom 17. Mai 1606 war übrigens nur die Laufbahn des ersten falschen Dmitry zu Ende, nicht das Stück selber. Man weiß ja, daß, so in der unendlichen Tragikomödie „Weltgeschichte" der Unsinn oder das Unheil einmal recht im Zuge sind, sie nicht bald wieder aufhören. Ein baldiges Aufhören ginge ja der bekannten „sittlichen

*) Diese Ansicht scheint freilich durch das Buch des Jesuitenpaters Pierling „Rome et Demetrius" (Paris 1878), das mir leider erst nach der Niederschreibung und Drucklegung meines Essay's zur Hand kam, hinfällig geworden zu sein. Wenigstens lassen die Dokumente und Depeschen, welche Pater Pierling aus den Archiven seines Ordens und den Aktenschätzen der Vatikana mittheilt, das Problem, wer der falsche Dmitry eigentlich gewesen, ebenfalls ungelöst. Aber hat der Pater, dessen Absicht ganz augenscheinlich und eingestandenermaßen war, die Gesellschaft Jesu von dem Vorwurf zu reinigen, den falschen Dmitry erfunden, die Demetrius-Wirrsale gemacht zu haben, hat er alle ihm zugänglichen Akten benützt, benützen wollen? Das ist eine Frage, welche weder bejaht noch verneint werden kann, solange nur Jesuiten die Durchsuchung und Benützung der Jesuitenarchive gestattet wird. Die Thatsache, daß die Gesellschaft Jesu den falschen Dmitry als ein Werkzeug zur Katholicisirung Russlands handhaben wollte, bleibt übrigens durch die Veröffentlichung Pierlings ganz unberührt.

Weltordnung" zu sehr wider den Strich. Nachdem die russischen Magnaten und Prälaten den Fürsten Wassily Schuisky zum Zaren gewählt hatten, trat ein zweiter falscher Dmitry auf und zwar zu Putiwl an der lithauischen Gränze. Dieser zweite Schwindler, welcher sich für den am 17. Mai zu Moskau ermordeten und zerfetzten, angeblich aber wunderbarer Weise geretteten Dmitry ausgab, stand in jeder Beziehung weit unter seinem Vorbild und Vorgänger. Aber trotzdem fand „der Dieb von Tuschino", unter welchem Namen er in der Geschichte Russlands verrufen ist, Glauben, Anhang und Unterstützung. König Sigismund und die polnischen Magnaten benützten ihn als Werkzeug der polnischen Politik. Aber die stärkste Leistung von Schamlosigkeit in dieser schamlosen Posse von Kabale war doch, daß Marina Mniszek in dem Dieb von Tuschino ihren „wiedererstandenen" Gemahl erkannte und anerkannte, mit ihm lebte und einen Sohn von ihm hatte. Nun folgte ein grauenhaftes Wirrsal, ein Bürgerkrieg in Russland, ein polnischer Einbruch, in dessen Verlauf König Sigismund nahe daran war, erst seinen Sohn, dann sich selber zum russischen Zaren zu machen. Endlich wurde auch der zweite falsche

Demetrius getödtet, sein Sohn erwürgt und verscholl Marina in einem russischen Klosterkerker. Russland aber erhob sich aus allen diesen Trubeln und Trübsalen erst 1613 wieder zu einer festen Staatsordnung und zwar mittels der Gründung der Dynastie Romanow, welche in der Person von Michail Fedrowitsch Romanow am 21. Februar des genannten Jahres auf den Zarenthron gelangte.

III.

Kaiser Josef.

Zum 29. November 1880.

Ich nenne Deutschland gern unser gemeinschaftliches Vaterland, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein.

Kaiser Josef am 13. Juli 1787 an den Koadjutor Dalberg.

Saluti publicae vixit non diu sed totus (er lebte dem Gemeinwohl, nicht lange, aber ganz).

Inschrift seines Denkmals.

1.

In der zweiten Morgenstunde vom 13. März 1741 gebar Maria Theresia, die schönste Frau ihrer Zeit und eine der besten aller Zeiten, ihren ältesten Sohn Josef, welcher nachmals als Nachfolger seines Vaters Franz Stefan von Lothringen-Toskana in der

schon sehr schein- und schemenhaft gewordenen deutschen Kaiserwürde Josef der Zweite hieß.

Die Geburt des Knaben fiel mitten in die schon angehobenen Drangsale und Nöthen des östreichischen Erfolgekrieges, in eine Zeit also, wo, wie Maria Theresia noch 31 Jahre später mit Seufzen bezeugte, „alle meine Länder angefochten wurden und gar nit wußte, wo ruhig niederkommen sollte.“ Josefs Eintritt in's Leben war demnach von Vorzeichen umgeben, welche auf Unrast, Kampf und Sorge hindeuteten, und die Vorzeichen trogen nicht. Das Dasein dieses wahrhaft erlauchten Fürsten war voll Mühsal und Bitterkeit. Er hat in seinen 49 Lebensjahren soviel Verkennung und Undank erfahren, hat eine solche Last von Mißgeschicken und Widerwärtigkeiten, Enttäuschungen und Demüthigungen zu tragen gehabt, daß einer der Dichterlinge, welche um ihn die Todtenklage erhuben, jener Mönch Eulogius Schneider, der nachmals zum Apostel und Opfer des französischen Jakobinerthums wurde, den unglücklichen Kaiser wohl den „Dulder Josef“ nennen durfte.

Sein Unglück begann schon mit seiner Erziehung. Die Folgen der hispanisch-bigoten Abmauerung Oestreichs von Deutschland, wie sie seit Ferdinand dem

Zweiten habsburgischer Staatsgrundsatz gewesen, waren der Art, daß zur Zeit von Josefs Kindheit, Knaben- und Jünglingsjahren dort gar keine Erzieher vorhanden sein konnten, welche das Zeug besessen hätten, den Prinzen auf die außerordentlich schwierige Herrscherrolle, welche er dereinst übernehmen sollte, genügend, auch nur annähernd genügend vorzubereiten. Gewiß war Maria Theresia eine ebenso zärtliche und sorgsame Mutter, als sie eine Gattin war, deren Tugend, Sittsamkeit und Pflichttreue in einer Epoche, wo schamloseste Ausschweifung an den Höfen für selbstverständlich galt und die herrschende moralische Pestilenz auch in der vornehmen Frauenwelt nur allzu große Verheerungen anrichtete, niemals auch nur von einem Schatten von Verdacht gestreift wurden. Aber die Kaiserin-Königin war trotz der nicht geringen Dosis von gesundem Menschenverstand, welche sie besaß, in einen zu engen Kreis der Anschauung und des Wissens gebannt, als daß sie hinsichtlich der Erziehung und Unterrichtung ihres Sohnes hätte darüber hinausgreifen wollen oder können. So waren denn Josefs Lehrer der Mehrzahl nach Mitglieder des Jesuitenordens, und es ist ja bekannt, in welchem seellosen Formalismus die Jesuitenpädagogik von dazumal sich

bewegte oder vielmehr nicht bewegte, sondern stagnirte. Die Mutter hatte ein wachsames Auge darauf, daß der Knabe körperlich nicht verzärtelt würde, und er ist in Folge dessen zu einem Manne herangewachsen, welcher längere Zeit hindurch die oft übermäßigen Strapazen, die er sich zumuthete, rüstig und ohne Schädigung seiner Gesundheit zu ertragen vermochte. Allein inbetreff der Anstrengung und Uebung des Geistes ihres Sohnes huldigte Maria Theresia weniger gesunden Ansichten. Denn ihre bestimmte Willensmeinung ging dahin, daß man dem Prinzen allen Lehrstoff spielend beizubringen suchen müßte, und die genauere Befolgung dieser Maxime vonseiten der Lehrer Josefs mußte zu übeln Ergebnissen führen. Von einem gründlichen Lernen war der guten, ja theilweise glänzenden Begabung des Knaben ungeachtet keine Rede, sondern derselbe gerieth frühzeitig in eine fahrige Vielwisserei hinein, die sich gar bald zu einem hochmüthigen Herabsehen auf seine allerdings bornirten Lehrer und Erzieher aufsteifte. Er fühlte sich denselben geistig überlegen, was sollten sie ihn also noch lehren können?

Dazu kam, daß in Josefs Jünglingsjahren die so blendenden, so bestechenden, aber häufig so schiefen

und falschen „neuen Ideen“ des „Zeitalters der Encyklopädisten“, wie durch die Mauern östreichischer Klöster, so auch durch die Wände der wiener Hofburg sickerten und sich mächtig genug erwiesen, den Prinzen zu einem halben oder ganzen Freigeist im Sinne der modischen „Freigeisterei“ von damals, obzwar keineswegs zu einem wirklich freien Geist zu machen. Denn in einer geräumigen Ecke von Josefs Seele hatte und behielt der rechtgläubige Katholicismus, wie er im Canisius steht, bis zuletzt seinen Altar. Das scharfargwöhnische Auge von Josefs großem Gegner, Friedrich von Preußen, ersah auch hier das richtige, wenn er von dem jungen Erzherzog urtheilte, derselbe „habe bei aller Begierde, zu lernen, nicht die Geduld gehabt, sich zu unterrichten“.

Frühzeitig erhielt demzufolge Josefs Geist ein dilettantisches Gepräge, und das war ein großes Unglück für ihn selber, wie für das von ihm unternommene Reformwerk. Aus diesem Dilettantismus entsprang seine Unfähigkeit, die Dinge zu sehen, wie sie sind, entsprang sein Mangel an Kenntniß der Menschen- und Völkernaturen, entsprang seine Ungeschicklichkeit in der Kunst, mit den thatsächlichen Ziffern der Politik zu rechnen. Sein edler Sinn,

seine Menschenliebe und Hochherzigkeit wogen diese Mängel nicht auf. Im Gegentheil, sie verstärkten dieselben. Denn gerade aus Josefs besten Eigenschaften quoll jener einseitige Idealismus und Optimismus, welcher ihn so häufig auf den Traumfittigen einer abstrakten Humanitätsduselei über die Welt der Thatsachen hinwegfliegen ließ und zu den bedauerlichsten Mißgriffen verleitete. Die faulsten Früchte dieser Duselei zu zeitigen, war freilich der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege unserer eigenen Tage vorbehalten*).

---

*) Indessen ging die unselige Verirrung doch schon zu Josefs Zeit so weit, daß „wissenschaftliche“ oder, wie man dazumal sagte, „philosophische“ Versuche auftauchten, das allen Phantasten und Sentimentalitätskrämern verhasste Princip der Verantwortlichkeit zu verneinen, d. h. an der Grundsäule aller socialen Ordnung zu rütteln. Als der Raubmörder Zahlheim, welcher mit kaltblütigem Vorbedacht seine alte Base ermordet hatte, im Jahre 1786 in Wien gerädert wurde — die letzte Räderung in Oestreich — erschien eine Brandschrift, welche den Kaiser auf's heftigste angriff, weil er das Todesurtheil bestätigt hätte, und welche den „Beweis erbrachte“, daß Zahlheim das Opfer der Unwissenheit seiner Richter gewesen, maßen er „nur in Folge der Umstände Räuber und Mörder geworden sei“, weil er „nicht die moralische Freiheit besessen, es nicht zu werden“. In unsern Tagen ist in demselben Wien die herrliche „wissenschaftliche“ Entdeckung gemacht worden, Verbrecher müßten Verbrecher sein, sie könnten gar nicht anders, weil ihnen die

Zieht man die Unzulänglichkeit seiner Erziehung in Betracht, so muß die Summe von Josefs Wissen und Können immerhin eine sehr achtungswerthe genannt werden. Nur sein ganz ungewöhnlich gutes Gedächtniß, seine reichquillende Phantasie und sein leichtes Auffassungsvermögen erklären die Erwerbung dieser Summe. Als junger Mann sprach und schrieb er fertig Deutsch, Latein, Französisch und Italisch, auch Magyarisch und Czechisch redete er geläufig. Seinen geschichtlichen, seinen rechts- und staatswissenschaftlichen Kenntnissen fehlte es nicht an Umfang, wohl aber an Vertiefung. Von dem Werth und von der Würde der Wissenschaft hatte er keine klare Vorstellung und im Ganzen achtete er Gelehrsamkeit und Gelehrte gering, was sich freilich großentheils aus der Beschaffenheit damaliger Gelehrsamkeit, sowie aus der elenden Knechtschaffenheit und Feilheit von so vielen Gelehrten erklären läßt. Der Vereinigung von wirklichem, fruchtbarem Wissen und Charakterfestigkeit be-

allgütige Mutter Natur den hinteren Gehirnlappen zu kurz gerathen ließe. Man sieht auch in diesem Falle, wie in gar vielen anderen, daß das 18. Jahrhundert nur irgendeinen Thorenwahn aufzuschwindeln brauchte, um sicher sein zu können, derselbe würde im 19. seine „wissenschaftliche“ Anerkennung und „Begründung“ finden.

zeigte er Respekt: die neuesten Hefte von Schlötzer's „Staatsanzeigen“ durften nie auf seinem Arbeitstische fehlen. Die Tagespublicistik freilich glaubte er verachten zu dürfen und das ist ihm zu nicht geringem Schaden ausgeschlagen. Denn indem er sich frühzeitig entwöhnte, ein offenes Ohr für die „öffentliche Meinung“ zu haben, gewöhnte er sich allzu sehr daran, diese auch dann geringzuachten, wann sie auf Beachtung vollwichtigen Anspruch hatte.

Sein ästhetisches Organ und Bedürfniß waren schwach. Nur die Musik, die er liebte und übte, hatte sich seiner wirklichen und warmen Theilnahme zu erfreuen. Die Schöpfungen von Haydn, Gluck und Mozart sind darum die glänzendsten künstlerischen Offenbarungen und Verherrlichungen der josefinischen Epoche. Weder zur Poesie noch zu den bildenden Künsten hat der Kaiser eine rechte Beziehung zu gewinnen vermocht. Sein literarischer Geschmack war so mangelhaft entwickelt, daß er den plumpen Blumauer dem feinen Wieland vorzog. In jüngeren Jahren, als ihm die ungeheure Arbeitslast, die er später auf sich nahm und die zu schleppen er sich abmühte, noch nicht alle freie Zeit raubte, las er viel und es entsprach ganz seiner Gemüthsart, daß er dem Abgott

der vornehmen Welt Europa's, dem skeptischen und witzsprühenden Voltaire, den begeisterten Idealisten und feurigen Schwärmer Rousseau bei weitem vorzog. Für die Bewegung der deutschen Literatur, welche sich aus einem Chaos von „Sturm und Drang“ zur klassischen Größe und Schönheit emporarbeitete, fehlte ihm das Verständniß und darum auch die Sympathie. Die Bedeutung der geistigen Großthaten Lessings, Göthe's und Schillers blieb ihm verschlossen. Dennoch war er weit entfernt von jener hochmüthigen, eisigen Gleichgiltigkeit, womit Friedrich von Preußen die deutsche Literatur ansah. Diesem ist es, trotzdem daß Lessings drei große dramatische Dichtungen so zu sagen unter seinen Augen entstanden waren, niemals eingefallen, für die deutsche Schaubühne etwas zu thun. Josef dagegen hat das deutsche Schauspiel ausdrücklich unter seinen Schutz genommen und eine höchst bedeutsam fortwirkende Kulturthat verrichtet, indem er das wiener „Burgtheater“ schuf (1776), noch heute die deutsche Musterbühne.

Unter den in seinen jungen Jahren empfangenen Eindrücken, welche auf Josefs Charakterbildung ungünstig wirkten, darf sicherlich als einer der nachdrucksamsten die Stellung seines Vaters bezeichnet werden.

Diese Stellung war, wenn nicht blankweg die einer Null, so immerhin doch nur die eines prachtvoll herausstaffirten Statisten. Maria Theresia liebte ihren Franz zärtlich, ja leidenschaftlich, aber trotzdem war und blieb sie die Eheherrin. Sie herrschte über die östreichischen Lande und der gute Franz war und blieb, obzwar er den langathmigen und pomposen Titel „Des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Imperator“ führte, auf die Rolle eines geachteten und geliebten Haus- und Familienvaters beschränkt. Er hatte sich auch mit guter Manier in diese Rolle hineingefunden und suchte und wußte seine viele vorräthige Zeit mittels allerhand Liebhabereien und Spielereien todtzuschlagen. Wenn er nicht in kaiserlicher Gala zu „repräsentiren“ hatte, welcher Obliegenheit er sich recht manierlich, ja sogar anmuthig zu unterziehen verstand, so machte er Bankgeschäfte, und zwar gute, oder er machte den Hofdamen den Hof, und zwar mehr oder auch weniger harmlos, oder trieb er die hohen Hazardspiele von damals, und zwar mit entschiedenem Glück, oder endlich führte er in der Loge „Zu den drei Kanonen“ als Meister vom Stuhl den Hammer. Das gehörte auch mit zur Signatur der östreichischen Zustände jener Zeit. Die Freimaurerei war ja unter Maria Theresia streng ver-

boten, aber der Herr Gemahl der Kaiserin-Königin war Mitglied des verpönten und verfolgten Ordens, entrann, wie glaubhaft erzählt wird, einmal bei einem nächtlichen Ueberfall der genannten, dazumal im Margarethenhof am Bauernmarkt „arbeitenden" Loge durch die Polizei nur mit knappster Noth dem tragikomischen Verhängniß, durch die Sbirren seiner Frau Gemahlin abgefasst zu werden, und starb 1765 als Großmeister der Freimaurer Oestreichs.

Schon frühzeitig mußte sich dem lebhaften Geiste Josefs die Beobachtung der Inhaltslosigkeit von seines Vaters Stellung aufdrängen und man kann auf dem Wege psychologischer Schlußfolgerung leicht zu dem Resultate gelangen, daß der junge Prinz diese Stellung mit einem von Verachtung nicht ganz freien Mitleid angesehen und sich dadurch zu doppelter Thätigkeit, aber auch zur entschiedenen Herausbildung und herrischen Geltendmachung seiner Persönlichkeit angeeifert gefühlt haben müsse. Daraus dürfte sich, wenigstens zum Theil, der brennende Thatendurst erklären, welchen Josef zu erkennen gab, sobald er konnte, sowie die rücksichtslose Heftigkeit, womit er diesen Durst zu stillen trachtete. Solche Herrischkeit und Hastigkeit, sie waren es, welche das beste Herz, das jemals in

einer Fürstenbrust geschlagen hat, mitunter bis zur Fühllosigkeit verhärteten und Josef vergessen machten, daß man sich zur Erreichung von Zwecken der Gerechtigkeit niemals ungerechter, zur Erreichung von Zielen der Menschenfreundlichkeit niemals grausamer Mittel bedienen sollte.

Das Facit von Josefs Bildungsgeschichte war demnach dieses: Ein vielseitiges, aber oberflächliches und lückenhaftes Wissen; ein warmes Gefühl für Recht und Unrecht, aber daneben doch auch eine starke Dosis vom Souveränitätsdünkel; ein kühn idealistischer Gedankenflug und eine mit den Ideen des Jahrhunderts der Aufklärung genährte Anschauung, aber verbunden mit einer illusionärischen Selbsttäuschung, welcher, weil sie es verschmähte, auf Wirklichkeiten, Möglichkeiten und Erreichbarkeiten die gebieterisch nöthige Rücksicht zu nehmen, bitterste Enttäuschungen folgen mußten; das lebhafteste Pflichtbewußtsein, aber keine verständige Regelung der Antriebe desselben und daher jene fahrige Vielgeschäftigkeit des Kaisers, welcher die Folgerichtigkeit mehr und mehr abging und die sich in der Erlassung von Dekreten und in der Zurücknahme von Dekreten, in Befehlen und Gegenbefehlen völlig erschöpfte; aufrichtige Begeisterung für die libe-

ralen und humanitären Theorieen der Zeit, aber eine viel zu einseitig-optimistische Ansicht vom Wesen des Menschen und der Massen; eine hohe Auffassung der eigenen Stellung und Bestimmung, aber auch vielfache Ueberschätzung und Ueberspannung der eigenen Gaben und Kräfte, ein eigensinniges Festhalten falscher Gesichtspunkte, eine Verknöcherung schiefer Begriffe; ein heißes Verlangen nach Ehre und Ruhm, aber nicht jene ruhige Entschlossenheit und besonnene Thatkraft, welche die Stufen zum Ruhmestempel langsam, Schritt für Schritt, fest und sicher hinansteigt; ein glühender Drang, zu bessern und zu bauen, aber außer Standes, die richtigen Werkzeuge zu wählen, und viel zu ungeduldig, abzuwarten, wie gestern Gepflanztes heute dem Morgen entgegenreife. Josef hat nie begriffen, daß Geduld eine der nothwendigsten Eigenschaften eines guten Regenten sei und daß diese unsere Welt, wie sie nun einmal ist, des Diplomatisirens und Lavirens nicht entbehren könne, ja eigentlich nur vom Laviren und Diplomatisiren lebe. Lavirt und diplomatisirt sich doch unsere alte Muttererde selber alljährlich mühsälig um die Sonne herum.

2.

Zu seinen männlichen Jahren gekommen, war Josef eine stattliche und gewinnende Erscheinung. Urtheilsfähige zeitgenössische Beobachter, heimische und fremde, denen Schmeichelei fernlag, bezeugen das übereinstimmend.

Er war von nur mittelgroßem Wuchs, aber von schlankem, ebenmäßigem, nervigem Körperbau. Eine Stirne von schöner Wölbung, tiefblaue Augen, unter starken Brauen klar und durchdringend hervorblickend, eine kräftige, adlerschnäbelig gebogene Nase, ein Mund, welcher die hängende „habsburgische“ Unterlippe nicht besaß und sehr anmuthig zu lächeln verstand, in zorniger Erregung aber die Oberlippe soweit aufwärts zog, daß die Zähne zum Vorschein kamen, ein energisches Kinn, das lichtbraune Haar, welches er über der Stirne kurzgeschoren, an den Schläfen zu zwei Seitenlocken gerollt und im Nacken in einen kurzen Zopf gebunden trug — das alles bildete mitsammen ein wohlgefälliges Ganzes. Von seiner Mutter hatte er einen Gesichtsausdruck geerbt, der je nach den Umständen von imponirender Majestät

zu zwanglos lächelnder Leutseligkeit überzugehen vermochte, und umgekehrt. Er war gesund, muskelstark, voll Kraft und Feuer, abgehärtet, in allen körperlichen Uebungen und Künsten gewandt. Er hielt sich sehr reinlich und kleidete sich sauber, aber einfach. Daheim in seinen Gemächern wie auf Reisen in der Fremde ging er in der sogenannten „deutschen" Tracht mit dunkelfarbigem Frackrocke. Schmuck legte er selten an, auch keine Ringe. Von Uniformen trug er am liebsten die grüne, rothausgeschlagene der nach ihm benannten leichten Reiterregimenter (Chevauxlegers). Bei feierlichen Veranlassungen wußte er in der Feldmarschallsuniform, weiß und roth, und im blitzenden Ordensschmucke die kaiserliche Majestät recht gut herauszukehren. Sonst überschleierte zumeist ernste, fast schwermüthige Nachdenklichkeit seine Züge; aber dieser Schleier verschwand und wich dem Ausdrucke liebenswürdigster Offenheit und Güte, wenn er mit Menschen verkehrte, denen gegenüber er sich gehen lassen durfte. Er verstand es auch nicht übel, der Vorstellungsweise und Sprache der verschiedenen Volksklassen sich anzupassen und gelegentlich sich „populär" zu machen. Verständige können freilich an und für sich kein Gewicht auf den Umstand legen,

daß Josef auf den Reisen durch seine Provinzen einmal oder zweimal allerhöchsteigenhändig mit dem Pflug eine Ackerfurche gezogen. Allein für eine Zeit, wo die „Götter dieser Erde“ und das „dumme Bauernvolk“ nichts mit einander gemein hatten als die Luft, bedeutete es doch wohl mehr als eine bloße Komödie, wenn der Kaiser seine Hand da an den Pflug legte, wo unmittelbar zuvor die Hand eines Bauern gelegen.

Ein so frugales und bedürfnißloses Leben wie Josef haben gewiß nur sehr wenige große Herren geführt. Es ist bekannt, daß er, sobald er konnte d. h. unmittelbar nach dem Tode seiner Mutter, den sinnlos verschwenderischen Hofhalt auf den Fuß einer vernünftigen Einschränkung und Sparsamkeit setzte. Er war hierzu um so mehr berechtigt, als er in seiner eigenen Lebensweise ein Vorbild der Einfachheit, Mäßigkeit und Sparsamkeit aufstellte. Er schlief bis zu seiner letzten Krankheit auf einem Maisstrohsack, über welchen eine Hirschhaut gebreitet war; ein Leintuch mit leichter Decke und ein lederüberzogenes, mit Roßhaaren gestopftes Kopfkissen vervollständigten dieses gewiß nicht sybaritische kaiserliche Bett. Im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr aufgestanden, ging er mit seinen Kabinettsekretären sofort an die Erledigung

von Regierungsgeschäften. Um 9 Uhr ließ er sich frisiren, rasirte sich selbst, kleidete sich für den Tag an und nahm Kaffee oder Chokolade zum Frühstück Nach diesem begab er sich in sein Kabinett auf dem berühmten „Kontrolorgang“, wo alltäglich, wann er in Wien war, jedermann zu dem Kaiser Zutritt hatte, um ihm Wünsche, Bitten, Vorstellungen und Vorschläge vorzutragen. Von 12 bis 2 Uhr ging oder ritt oder fuhr er spaziren. Schöpfte er im Wagen frische Luft, so pflegte er die Zügel seines Zweigespanns selber zu lenken. Sein Mittagsmahl nahm er zwischen 3 und 5 Uhr, je nachdem die Geschäfte es erlaubten. Es war einfach genug und bestand, durch eine Mundköchin hergestellt, aus nur 2 Trachten von 6 Schüsseln, welche aber der Kaiser nicht alle kostete, indem er sich fast immer mit Suppe, Rindfleisch, etwas Gemüse, Braten, gekochtem Obst und süßem Backwerk begnügte. Spirituosen trank er gar nicht, sondern sein Lebenlang nur Wasser. Bloß im Feldlager und auch da nur auf Andringen der Aerzte genoß er etwas Ungarwein. In der Hofburg speis’te er gewöhnlich allein; weilte er aber auf einem seiner Sommerschlösser, so liebte er Gäste zu haben. Nach der Tafel, welche nicht länger als

eine halbe Stunde währte, an welcher aber eine ebenso anständige als zwanglose und, wenigstens in der früheren Zeit Josefs, muntere Unterhaltung herrschte, fand ein Koncert statt, bei welchem der kaiserliche Wirth häufig selber mitwirkte, sei es als Klavierspieler, sei es als Cellist. Er hat sich auch einmal als Tondichter versucht und eine Sonate zuwegegebracht, welche er dem großen Mozart zur Beurtheilung vorlegte. „Nun, wie finden Sie meine Sonate, lieber Mozart?“ „Hm, nun ja, Majestät, die Sonate ist schon gut; aber der sie gemacht hat, ist doch viel besser.“

Gerade in den Beziehungen Josefs zu Mozart trat der Zauber des Menschlichen, welcher jenem zu eigen, schön zu Tage. Der sparsame Kaiser, unter dessen Regierung die Völkerschaften Oestreichs zum erstenmal erfuhren, daß die Staatseinkünfte nicht zum Belieben und Vergnügen der herrschenden Klassen, sondern zur Deckung der Staatsbedürfnisse da wären, gab dem großen Meister einen Jahrgehalt von nur 800 Gulden. Von anderwärtsher, aus England, aus Berlin, erhielt Mozart Einladungen und Anerbietungen, welche ihm ein Einkommen sicherten, das, verglichen seinem bescheidenen wienerischen, ein

glänzendes war. Aber Josef bat mit seiner unwiderstehlichen Freundlichkeit den Meister: „Bleiben Sie bei uns, lieber Mozart!“ und dieser: „Ich bleibe, Majestät.“

Die als „bezaubernd“ gerühmte Liebenswürdigkeit seiner Umgangsformen verdankte der Kaiser zweifelsohne dem Umstand, daß er sein Lebenlang gern in Damenkreisen verkehrte. Er befolgte einen bekannten Rath Göthe's, ohne dessen Tasso zu kennen. In fraulichen Kreisen hat er auch wohl zuerst gelernt, den brutalen Er-Stil mit dem humaneren Sie-Stil zu vertauschen — auch ein Zeichen der Zeit, und zwar kein bedeutungsloses. Denn es lag ja in dem Gebrauch einer und derselben Anredeform zwischen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering doch auch ein Stück Ahnung vom Heraufdämmern eines neuen, des demokratischen Weltalters . . . .

Nachdem das Nachmittagskoncert vorüber, ertheilte Josef Audienzen, hörte Vorträge und gab Bescheide. Dann begab er sich Abends 7 Uhr ins deutsche Theater oder in die italische Oper. In beiden bevorzugte er die komischen Stücke. Sein Lieblingslustspiel war Großmann's auf die Rohheit, Plumpheit und Verschwendungssucht des Adels ge-

münztes „Nicht mehr als sechs Schüsseln". Dem Zeugniß von Da Ponte zufolge, welcher bekanntlich das Textbuch zu Mozarts „Don Juan" verfasst hat, war der Kaiser einer der Ersten, welcher den Werth dieser herrlichen Tondichtung erkannte, die, wie jedermann weiß, bei ihren ersten Aufführungen den Wienern nicht gefiel. Josef sagte: „Das Werk ist himmlisch, lieber Mozart; es ist noch schöner als die ‚Hochzeit des Figaro', aber es ist kein Bissen für meine Wiener." Worauf der Meister: „Ei was, Majestät; man muß den Wienern nur Zeit lassen, den Bissen zu kosten."

Nach dem Theater pflegte der Kaiser noch eine der kleinen Abendgesellschaften zu besuchen, welche in solchen Häusern der wiener Aristokratie stattfanden, wo Hausfrauen von feiner Bildung und gutem Ton „das Skepter der Sitte führten". In seinen späteren Lebensjahren verbrachte Josef seine Abende zumeist in jenem Kreise von fünf älteren Damen (zwei Fürstinnen Liechtenstein, Fürstin Clary, Gräfin Kinsky, Gräfin Kaunitz) und drei Herren (Feldmarschall Lascy, Oberkämmerer Rosenberg und Oberhofmarschall Kaunitz), wo er in der Form freundschaftlichen Gespräches einige Erholung von seinen schweren

Sorgen fand. Noch von seinem Sterbelager aus hat der Kaiser in einem Schreiben voll Zartsinn und Erkenntlichkeit den fünf Damen für alle ihm erwiesene Güte, Nachsicht und Freundlichkeit gedankt. Gegen 11 Uhr fuhr Josef aus diesen Abendgesellschaften nach Hause, ließ sich die neu eingelaufenen Depeschen und Berichte vorlegen und arbeitete, ohne ein Abendessen zu sich zu nehmen, oft bis lange nach Mitternacht. Allem leeren Prunk und Pomp war der Kaiser abhold, geräuschvolle und kostspielige Vergnügungen verachtete er, die Jagd liebte er nicht, das Spiel verdammte er und kaum jemals hat er eine Karte berührt. Seine Mäßigkeit, Prunklosigkeit und spartanische Abhärtung nahm er auch auf seine häufigen Reisen mit, welche für sein Gefolge nichts weniger als Lustpartieen waren. Er wohnte dabei in Gasthäusern, wurde nie müde, zu sehen und zu lernen, vermied keineswegs die Berührung mit dem Volke und verkehrte zwanglos mit allen Klassen desselben. Ein schöner, für dazumal doppelt schöner Zug war es, daß er, in einer Stadt angelangt und von der Bewohnerschaft erkannt und begrüßt, sogleich im Wagen sich erhob, um stehend und entblößten Hauptes den Willkomm vonseiten des Volkes entgegenzunehmen.

So war, in flüchtigem Umrisse gezeichnet, Kaiser Josefs Lebensführung. Wer die Hofgeschichten damaliger Zeit kennt, namentlich auch die deutschen, wer die widerliche Reihenfolge gleichzeitiger Fürstlichkeiten, diese Jagdwütheriche, Menschenschinder, Seelenverkäufer, Prasser, Trunkenbolde, Wüstlinge an seiner Erinnerung vorübergehen lässt, der wird verstehen, daß und warum die Persönlichkeit des guten und unglücklichen Kaisers dem Volksgedächtniß unverwischbar sich einprägen mußte.

Ja, des guten und unglücklichen Kaisers, der auch als Mensch, als Gatte und Vater kein Glücklicher gewesen ist. Zwar seine erste, im Oktober 1760 geschlossene Ehe mit der Infantin Isabella von Parma, welche, ohne schön zu sein, graziös und liebenswürdig zu sein verstand, schien eine glückliche werden zu wollen. Josef liebte seine Frau zärtlich, allein Isabella litt an unheilbarer Melancholie und trug sich fortwährend mit Todesgedanken, welche auch nur allzu bald sich verwirklichten, indem die Prinzessin in ihrem zweiten Wochenbett von den Pocken ergriffen wurde und im November von 1763 starb. Ihr zweites Kind, Christine, war ihr im Tode vorangegangen; ihr erstes, Maria Theresia, folgte der Mutter

bald ins Grab. Der junge Witwer litt furchtbar unter diesen Schicksalsschlägen. Ob, wie eine historisch nicht erwiesene Sage will, sein Schmerz über den Verlust der geliebten Isabella noch verschärft oder vielmehr vergiftet worden sei dadurch, daß seine Schwester Christine in der wohlmeinenden Absicht, den niedergeschmetterten Bruder zu trösten und aufzurichten, ihm mittheilte, sie wüßte von der Verstorbenen selbst, daß dieselbe ihn nie wirklich geliebt hätte, mag dahingestellt sein. Nur das unabläßige Drängen vonseiten seiner Eltern vermochte Josef, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und halb willenlos ließ er sich im Januar von 1765 mit der Prinzessin Josefa von Baiern verheiraten. Das schlug ganz übel aus. Der Widerwille, welchen die arme Josefa, in jedem Sinne ein Opferlamm der „Staatsraison", vom Anfang an ihrem Gemahl oder Scheingemahl einflößte, war so stark, daß Josefs Gutherzigkeit nicht dagegen aufzukommen vermochte. Er sah es als eine Erlösung von Unerträglichem an, als Josefa im Mai 1767 durch die Pocken in ihrer bösartigsten Gestalt weggerafft wurde, und war durch nichts zu bewegen, einen dritten Heiratsversuch zu machen. Verschiedene seiner vertraulichen Briefe bezeugen aber,

daß er den Mangel häuslichen Glückes bitter genug empfand. Er suchte den ihm ziemlichsten Trost und Ersatz für dieses ihm versagte Glück darin, daß er sich mit ganzer Seele der Erfüllung seiner Regentenpflichten hingab. Das ist ja das Vorrecht edler Naturen, daß sie, wann das eigene Glück in Trümmern liegt, noch für das Glück anderer zu leben, zu denken und zu sorgen vermögen.

3.

Mammon und Moloch, das goldene Kalb und der eherne Stier, Geld und Erfolg, das sind die einzigen Götter, an welche unsere Zeit mit Inbrunst glaubt. Auch eine unsittliche Geschichtschreibung, wie sie dermalen nur allzu sehr und namentlich in Deutschland obenauf ist, kniet und räuchert vor diesen Götzen. Sie thut groß damit, das ethische Princip aus der Geschichtewissenschaft verbannt zu haben. Sie hat es glücklich dahin gebracht, die Gegensätze von gut und bös, recht und schlecht, edel und gemein, hochherzig und niederträchtig in die „Harmonie

wissenschaftlicher Objektivität" aufzulösen und den Erfolg oder Nichterfolg als einzigen Werthmesser von Gedanken und Thaten, von Menschen und Dingen anzuerkennen und auszurufen. Sie vergiftet die Jugend, indem sie in den unerfahrenen Augen derselben den Unterschied von Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Freiheit und Knechtschaft als „wissenschaftlich unwesentlich" erscheinen zu lassen sich bemüht und die jungen Leute förmlich zur charakterlosen Streberei verleitet und ermuntert. Sie hat in nicht geringem Grade die moralische Krankheit unserer Zeit mitverschuldet. Denn, des Gewissens ledig, wie sie ist, hat sie mittels ihrer ganzen Gebarung nach Kräften das Rechtsgefühl geschwächt, das Pflichtbewußtsein untergraben, die Begeisterung für das Ideale und den Haß des Schändlichen lahmgelegt, die Grundsatzlosigkeit für preiswürdig „objektiv" ausgegeben, die Laxheit und Leichtfertigkeit der Anschauung und der Lebensführung gefördert.

Eine solche Auffassung und Darstellung der Geschichte kann dem Kaiser Josef nicht gerecht werden. Sie hat für ihn nur ein dünkelhaftes Achselzucken. Er beging ja die unverzeihliche Sünde, kein Glück, keinen Erfolg zu haben. Hätte er das gehabt, so

würden die Pfaffen des ehernen Stieres „Josef den Großen“ unendlich behallelujahen, über alle seine Mängel und Mißgriffe „objektiv“ hinwegsehen und mit Napoleon singen und sagen: „Le succès justifie tout.“

Und hatte denn wirklich Josef keinen Erfolg? Ein Mann, der mehr Schärfe des Blickes und Urtheils, mehr geschichtlichen Sinn besaß als hundert schulweise Pedanten, Georg Forster, hat anders gesehen und geurtheilt. Sein bekannter Ausspruch: „Aus der Fackel von Josefs Geist ist ein Funke in Oestreich gefallen, der nie erlöschen wird“ — enthält eine Wahrheit, welche nur ganz Urtheilslose zu bestreiten sich versucht fühlen dürften. Allerdings nur ein „Funke“. Aber alles Licht, was seither in Oestreich aufgegangen, aus diesem josefiischen Funken ist es entsprungen. Ist das etwa kein Erfolg?

Josefs Beschreiten der politischen Bühne wird markirt durch seine im März von 1764 erfolgte Wahl zum „Römischen König“, d. h. zum bezeichneten Nachfolger seines Vaters in der deutschen Kaiserwürde, durch das Kurfürstenkollegium des deutschen Reiches. Im April fand seine Krönung zu Frankfurt a. M. statt, welche weitschichtige Haupt-

und Staatsaktion, wie jeder weiß, Göthe aus den Erinnerungen seiner Knabenzeit ausführlich und anziehend in „Dichtung und Wahrheit“ beschrieben hat. Der Gekrönte selbst nahm dieselbe, wie sein Briefwechsel darthut, mehr von der heiteren als von der erhabenen Seite. Er muß in dem anachronistischen Krönungsornat mehr lächerlich als feierlich sich ausgenommen haben und fühlte das selber ganz gut*). Konnte er doch, so wie die Sachen im deutschen Reiche lagen, das ganze Krönungsspektakel nur für eine Maskerade ansehen. Das deutsche Reich, seit dem westfälischen Frieden ein sterbendes, war seit dem hubertusburger ein todtes. Josef hatte, als er nach dem unerwartet baldigen, im August von 1765 er-

*) „Der junge König schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Skepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigen Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.“ Göthe.

folgten Tode seines Vaters aus dem römischen König zum deutschen Kaiser geworden, ganz zweifellos die redliche Absicht, dem Reichskadaver neues Leben einzublasen. Aber da war alle Liebesmühe umsonst. In diesem Moder konnte keine Reformsaat mehr Wurzel schlagen. Josef mußte bald erkennen, daß seine deutsche Kaiserschaft nur eine ceremonielle Bedeutung hätte und höchstens dazu ausreichte, dann und wann einem der kleinsten und wüstesten unter den deutschen Duodez- oder Sedeztyrannen von damals einen heilsamen Schrecken einzujagen, und so wandte er denn Wollen und Thun der Staatsleitung von Oestreich zu.

Maria Theresia, welche die unruhige Neuerungslust ihres Sohnes gar wohl kannte und scheute, hatte denselben von einer thätlichen Betheiligung an den Staatsangelegenheiten bislang möglichst fernzuhalten gesucht und gewußt. Nun aber, durch den Tod ihres Gemahls, über dessen Flattereien sie großmüthig hinweggesehen, so tief gebeugt, daß sie ihren heiteren Sinn als Frau und ihren Muth und ihre Kraft als Herrscherin nie mehr völlig zurückgewann, suchte sie nach einer Stütze, und die nächste und naturge-

mäßeste war ihr Sohn Josef, welchen sie darum förmlich und feierlich zum Mitregenten annahm.

Das war ein unerquickliches und nicht selten geradezu peinliches Verhältniß von Anfang an, was sich sofort herausstellte, wenn der Mitregent Oestreichs seine Rolle ernsthaft zu nehmen Miene machte. Zugleich mit der Bekanntmachung des Mitregentschaftspatentes begann die heimliche Minirarbeit und das offene Widerstreben, welche mitsammen schließlich das Herz des Kaisers brachen und sein Werk vernichteten. Alles, was bisher von den Mißbräuchen der Staats- und Kirchenverwaltung gelebt und sich gemästet hatte, verschwor sich gegen den Neuerer Josef, welcher es wagte, in das ungeheure östreichische Drohnennest der Faulheit, des Schlendrians und des Wohllebens mit reformatorischer Hand einzugreifen. Alle die aufgestörten oder auch nur mit Aufstörung bedrohten bureaukratischen, hierarchischen und aristokratischen Drohnen wurden zu Wespen, zu Hornissen wider den Kaiser, der es versuchte, sie aus dem Halbschlummer träger Genüsslichkeit zum Denken und Schaffen für das allgemeine Beste, zur Arbeit, zum Fleiß, zur Pflichttreue zu rufen. Kanzlei, Sakristei und Kaserne verbündeten sich gegen ihn und das

Hofungeziefer aller Grade und Sorten kam mit den Nadelstichen giftiger Bosheit den Keulenschlägen zur Hilfe, welche Kamaschenhelden, Bonzen und Schreibstubenmatadore zu führen unternahmen. Den vereinigten Gegnern Josefs gelang es sehr bald, seine Mutter auf die doch immerhin sehr bescheiden und rücksichtsvoll gehandhabte Mitregentschaft ihres Sohnes eifersüchtig zu machen, und in Folge dessen stand sie nicht an, Josefs Thätigkeit nach Möglichkeit einzuschränken, ja wohl auf gewissen Gebieten ganz brachzulegen. Mit Recht darüber ungehalten, zog er sich zeitweilig ganz von den Geschäften zurück oder suchte seinen Kummer auf Reisen zu vergessen. Allbekannt ist, welches Erstaunen die Einfachheit, Mäßigkeit und Lernbegierde des Grafen von Falkenstein — unter diesem Namen pflegte der Kaiser im Auslande zu reisen — im Jahre 1777 am Hofe von Versailles und in der schon dem großen Revolutionskrach sich zuschwindelnden pariser Gesellschaft erregten, sowie, daß er die Unbesonnenheit und Verschwendungssucht seiner Schwester, der Königin Marie Antoinette, ganz offen tadelte. Acht Jahre zuvor, 1769, war er in den Straßen von Rom vom Volke mit dem Rufe: „Evviva il imperatore!“ begrüßt worden und hatte

den Kardinal Ganganelli als Papst Klemens den Vierzehnten aus dem Konklave hervorgehen gesehen.

In demselben Jahre 1769 hatte er seine berühmte Zusammenkunft mit Friedrich dem Großen zu Neisse in Schlesien, gegen welche Zusammenkunft der Groll Maria Theresia's sich lange gesträubt. Hätten glücklichere Sterne über Deutschland gestanden, so würde sich aus dieser Begegnung der beiden Fürsten und aus einer zweiten, welche ein Jahr später zu Mährisch-Neustadt stattfand, wohl ein aufrichtiges Einvernehmen zwischen Oestreich und Preußen entwickelt haben. Es sollte nicht sein und hundert und etliche Jahre mußten noch vergehen, die furchtbarsten Krisen und Katastrophen, Kämpfe und Leiden mußten die beiden Staaten noch durchmachen, bevor ein solches Einvernehmen möglich wurde. Josefs Hast und Vorschnelligkeit wird deutlich aufgezeigt in den vertraulichen Berichten an seine Mutter über das Zusammentreffen mit Friedrich, welchen er zweifelsohne bewunderte und über den er dennoch sehr ungünstig urtheilte. „Der König“ — schrieb er — „hat uns mit Höflichkeit und Freundschaft überhäuft, aber alle seine Vorschläge lassen herausfühlen, daß man es mit einem Schelm zu thun hat. Ich glaube,

daß er den Frieden wünscht, aber nicht aus gutem Herzen, sondern weil er sieht, daß er einen Krieg nicht mit Vortheil führen könnte."

Friedrich seinerseits urtheilte viel besonnener und auch viel wohlwollender. „Ich bin" — schrieb er im September von 1770 an Voltaire — „in Mähren gewesen und habe da den Kaiser besucht, der sich anschickt, in Europa eine große Rolle zu spielen. Er ist an einem bigoten Hofe aufgewachsen und hat den Aberglauben abgestreift; er ist im Pomp und Prunk auferzogen und hat einfache Sitten angenommen; er wurde mit Weihrauch großgenährt und er ist bescheiden; er glüht von Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht; er hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und besitzt doch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und zu schätzen!"

Von hochpolitischer, aber auch tieftrauriger Natur war die Reise, welche der Kaiser im Juni von 1780 nach Russland unternahm, um in Mohilew mit Katharina der Zweiten zusammenzutreffen, die persönliche Bekanntschaft der „Semiramis des Nordens" zu machen und, wenn immer möglich, die Zarin von dem Bündniß mit Preußen abzuwenden und zu

einer Allianz mit Oestreich herüberzuziehen. Man muß der greisen Maria Theresia nachrühmen, daß sie ganz entschieden gegen diese Reise und gegen dieses Projekt war. Aber Josef brannte darauf und ließ sich nicht abhalten. „Ich kann nicht leugnen" — schrieb er an Lascy — „daß ich neugierig bin, diese Bekanntschaft zu machen. Könnte ich dadurch die Galle des geliebten Friedrichs so aufregen, daß er daran umkommen würde!"

Ja, das war's. Der unselige Dualismus zwischen Oestreich und Preußen, dessen einzelne Phasen und Metamorphosen Deutschland allzeit so schwer zu büßen hatte, regte sich wieder einmal mit seiner ganzen Schärfe. Josefs Reise nach Mohilew bezeichnete den Beginn vom Wettlauf des wiener Hofes mit dem berliner um die Gunst der Zarin, deren skrupellose, geradezu dämonische, infernalische Schlauheit Oestreich geradeso zur Förderung ihres „türkischen Projektes" zu benützen verstand, wie sie Preußen zur Förderung ihres „polnischen Projektes" vorzuspannen verstanden hatte. Es ist wahr, zu einer solchen fast kriechenden Unterwürfigkeit, zu einer so widrig-süßlichen Schmeichelei, wie Friedrich sie der Semiramis von der Newa gegenüber ver-

schwenderisch bezeigte, hat Josef sich nicht entwürdigt. Aber doch ließ er sich von der Zarin mittels Vorspiegelung einer Theilung der Türkei zwischen Rußland und Oestreich schließlich in einen Krieg mit den Türken hineingaukeln, welcher für ihn und für Oestreich so opfervoll und unglücklich wurde und nur den russischen Interessen diente.

Es ist nur zu gewiß und bildet eins der jammervollsten Kapitel der von solchen Kapiteln strotzenden Geschichte Deutschlands, daß die Wettbuhlerei des berliner und des wiener Hofes um die Freundschaft — gerechter Gott, die „Freundschaft“! — des Zarenthums dieses erst recht groß, mächtig, ländergierig und völkerfresserisch gemacht und jene lange und unselige Abhängigkeit unseres Landes von den Interessen, ja von den Launen dieses Zarenthums verschuldet hat, von welcher man jetzt annehmen darf, daß sie endlich aufgehört habe.

Daß Kaiser Josef in die gewissenlosen Tendenzen der Kabinettspolitik von damals mit leidenschaftlicher Hast eingegangen, das ist die schwärzeste Makel an ihm, eine Makel, welche nur Unwissenheit oder reptilische Geschichtefälschung zu vertuschen oder gar

wegzuwischen sich versucht fühlen könnten. Josef war ein geradezu leidenschaftlicher Betreiber der ersten Theilung von Polen, welche mittels des Uebereinkommens zwischen Russland, Preußen und Oestreich vom August 1772 zur diplomatischen und ein Jahr später mittels der schnöden Vergewaltigung des polnischen Reichstages zur vollendeten Thatsache wurde. Die Gerechtigkeit will, daß man sage: Wie der Nutzen, so ist auch die Verschuldung Josefs bei diesem Raubgeschäfte großen Stils größer gewesen als die Friedrichs. Dieser konnte wenigstens zu seiner Entschuldigung Triftiges vorbringen. Durch des großen Königs Walten im Krieg und Frieden war Preußen eine europäische Macht geworden, aber eine Großmacht, welche bedenklich einer auf ihre Spitze gestellten Pyramide glich. Es galt, der Pyramide eine bessere, eine breitere Basis zu geben. Es mußte — falls Friedrich sein eigenes Werk nicht zerstören wollte, und wie konnte er das wollen? — das schreiende Mißverhältniß zwischen der militärisch-politischen Stellung und Bedeutung Preußens und der materiell-territorialen Unterlage dieser Stellung und Bedeutung wenigstens annähernd ausgeglichen werden. Diese Ausgleichung mittels einer Vergrößerung des preußi-

schen Staates durch Theile des von seinen Junkern und Pfaffen zu Grunde gerichteten, in der Agonie der Anarchie röchelnden Polens zu bewerkstelligen, dazu lag die Versuchung sehr nahe. Josef dagegen konnte eine solche Entschuldigung nicht für sich anführen. Das Ländergebiet Oestreichs war wahrlich groß genug, um eine Großmacht zu sein. Der östreichische Staat hätte weit mehr der inneren Festigung, Civilisirung und Entwickelung bedurft als der Vergrößerung nach außen. Maria Theresia's Rechtsgefühl empörte sich vergeblich gegen das polnische Raubgeschäft, und wenn sie dem stürmischen Drängen ihres Sohnes und dem beharrlichen ihres Ministers Kaunitz schließlich wich, so that sie es doch nicht, ohne in ihrem bezüglichen Handbillet an den letzteren der Welt ein unwidersprechliches Zeugniß zu hinterlassen, daß es sich um ein Verbrechen handelte, welches zugleich ein großer politischer Fehler war. „In dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme." Friedrich hat sich freilich über die Bedenken und die Scham der Kaiserin in

nicht eben feiner Weise lustig gemacht*). Allein heute darf man wohl die Frage aufwerfen, ob Maria Theresia hinsichtlich der Theilung Polens nicht richtig gesehen und gefühlt habe. Höfische Schreibsklaven, welche alles zu rechtfertigen wissen, was man sie recht-

*) Dem Zeugnisse des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel zufolge, welcher während des bairischen Erbfolgekrieges viel um den alten Fritz war und welchem der König eines Tages in Jägerndorf bei Tische inbetreff der Theilung Polens diese Mittheilung machte: — „Benoit (preußischer Gesandter in Warschau) hatte in Polen alte Ansprüche entdeckt, von welchen er wollte, daß ich sie zur Geltung bringen möchte. Ich ließ sie untersuchen, und da ich sie nicht unbegründet fand, baute ich meinen Plan darauf. Die Kaiserin von Russland nahm ihn alsbald an, aber Maria Theresia war viel zu gewissenhaft, darauf einzugehen. Ich schickte darauf Edelheim nach Wien, den Beichtvater zu gewinnen, welcher dann Maria Theresia überzeugte, daß sie wegen ihres Seelenheils genöthigt sei, den Theil (von Polen), der ihr bestimmt war, anzunehmen. Darauf fing sie an schrecklich zu weinen. Unterdessen drangen die Truppen der drei Theilhaber in Polen ein und bemächtigten sich ihrer Antheile; Maria Theresia unter beständigem Weinen. Aber plötzlich hörten wir zu unserer großen Ueberraschung, daß sie viel mehr genommen hätte als den ihr bestimmten Theil; denn sie weinte und nahm ohne Aufhören, und wir hatten viele Mühe, daß sie sich mit ihrem Antheil am Kuchen zufrieden gab." Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst diktirt. Herausgegeben von K. Bernhardi (1866), S. 125.

fertigen heißt, sagten und sagen freilich: Falls Oestreich und Preußen nicht mitgethan, so hätte Russland den polnischen Raub allein eingesackt. Und wenn? fragen dagegen das „offenbare Recht“ und die „gesunde Vernunft“. Wäre es etwa ein Unglück für Deutschland, für Oestreich, für Europa, wenn Russland den ganzen polnischen Pfahl in seinem Fleische stecken hätte?

4.

Unerquicklich also, sahen wir, war die Mitregentschaft Josefs, aber unersprießlich war sie trotz allen ihr bereiteten Hindernissen doch nicht. Die Reihe der während ihrer Dauer angehobenen und durchgeführten Reformen beweis't das klärlich. Der in dem Sohn arbeitende neuzeitliche Gedanke war kräftig genug, der widerstrebenden, widerwilligen, häufig gegen Josef arg verhetzten Mutter eine Einräumung nach der andern abzuringen, und so konnte denn die Entmittelalterlichung Oestreichs ernstlich beginnen. Der Staatsrath, die oberste Centralbehörde der Monarchie, erhielt i. J. 1774 eine auf Josefs Vorschlägen be-

ruhende neue Organisation, welche denselben befähigte, die reformatorischen Ideen des Kaisers hinsichtlich der Verwaltung, des Justizwesens und der Staatsfinanzen wenigstens theilweise der Verwirklichung entgegenzuführen. Man begann denn doch den Odem des Jahrhunderts der Aufklärung auch in Oestreich zu spüren. Schon i. J. 1767 war das „Verbrechen der Ketzerei“ aus dem Strafkodex gestrichen worden. Am Schlusse von 1775 wurde die „peinliche Frage“, die „Tortur“, die Folterung abgeschafft und Maria Theresia's Mitregent ließ in seinem hochfliegenden Optimismus sogar schon das Problem einer theilweisen oder ganzen Beseitigung der Todesstrafe in Berathung nehmen. Auch in das tiefe kirchliche Dunkel fielen einige Lichtstralen hinein. Im Jahre 1768 wurde die Besteuerung des ungeheuer großen geistlichen Besitzes durchgesetzt; im folgenden Jahre erfuhr das überwuchernde Bruderschaftswesen eine Beschränkung, ebenso die allzu häufige Veranstaltung von Processionen. Wieder ein Jahr später ergingen Verfügungen, welche die Leistung geistlicher Ordensgelübde vor erreichtem 24. Lebensjahre verboten, das Strafrecht der Ordensoberen beschnitten, die scheusäligen Klosterkerker beseitigten, die Erwerbungen der

„todten Hand“ einschränkten und die geistliche Erbschleicherei erschwerten. Vom Jahre 1773 an arbeitete Josef an der Durchsetzung des großen Grundsatzes religiöser Duldsamkeit, allein von der Räthlichkeit und Nützlichkeit der Toleranz vermochte er seine Mutter und Mitregentin nicht zu überzeugen. Dagegen gewann er derselben, obzwar nur nach langem und schwerem Ringen, die Einwilligung zur Aufhebung der von ihr so hochverehrten „Gesellschaft Jesu“ ab, also die Zustimmung zu jener großen von den katholischen Höfen getroffenen Maßregel, welche kulturgeschichtlich den Höhepunkt bezeichnet, bis zu welchem innerhalb des Bereiches der katholischen Kirche die Aufklärung und die Thatkraft des „erleuchteten Despotismus“ hinan zu gelangen vermochten. Der Jesuitenorden war seit dem Koncil von Trient der eigentliche Träger der mittelalterlichen Idee gewesen, der Staat müßte der Kirche untergeordnet sein. Die Entwickelung der modernen Kultur hatte aber diese Idee zu einer unerträglichen Ungeheuerlichkeit gemacht. Sie mußte abgeworfen werden, wenn die europäische Gesellschaft nicht stillstehen und versumpfen wollte. Dieser Einsicht verschloß man sich zuletzt selbst im Vatikan nicht mehr und am 11. Juli von 1773 erließ Papst

Klemens der Vierzehnte (Ganganelli) die berühmte Bulle „Dominus ac redemptor noster“, kraft welcher die Gesellschaft Jesu im Umfange der ganzen Christenheit aufgehoben wurde. Der Jesuitismus war damit und dadurch freilich nicht beseitigt; aber es kennzeichnet die entsetzliche Erschöpfung, Ermattung und Verdumpfung, in welche die Völker durch die ungeheuren Anstrengungen und Leiden der Revolutions- und Napoleonszeit geworfen wurden, daß einundvierzig Jahre nach jenem Julitag von 1773 ein anderer Papst, Pius der Siebente, kraft seiner am 7. August von 1814 erlassenen Bulle „Sollicitudo omnium“ den Jesuitenorden wieder herstellen, ja sogar diese Herstellung für einen nahezu einstimmigen Wunsch der Christenheit ausgeben konnte und durfte. . . . Weiter sind zwei Reformen zu betonen, welche noch während der Mitregentschaft Josefs angebahnt worden sind: die Verbesserung des gesammten Schul- und Unterrichtswesens auf allen Stufen und die Erleichterung der Bauerschaft von dem qualvollen Druck des Feudalsystems. Von einer gänzlichen Erlösung von diesem furchtbaren „System wohlerworbener Rechte“ konnte noch keine Rede sein, aber schon die „Erleichterung“ mußte als eine unermessliche Wohlthat angesehen werden zu

einer Zeit, wo ein Mitglied des öſtreichiſchen Staatsrathes bei Gelegenheit der Robotregelung im öſtreichiſchen Schleſien auszurufen ſich gedrungen fühlte: „Mit Staunen, ja mit wahrem Grauſen und peinlicher Rührung erſieht man das äußerſte Elend, in welchem der arme Unterthan durch die Bedrückung vonſeiten ſeiner Grundherren ſchmachtet.“ Joſef, welcher gar wohl wußte, daß eine kräftige Bauerſame die einzige zuverläſſige Grundlage eines gedeihlichen Staatsweſens ſei, darf der Bauernfreund genannt werden, und er mühte ſich redlich ab, auch der Bauernbefreier zu ſein. Daher die Wuth des Haſſes, von welcher weltliche und geiſtliche Feudalherren gegen den Kaiſer glühten.

Maria Thereſia ſtarb am 29. November 1780. Ihre letzten Lebensjahre waren noch beunruhigt worden durch den freilich nicht ſehr ernſthaft geführten ſogenannten baieriſchen Erfolgekrieg, welchen Joſefs ungeſtümes Verlangen nach dem Beſitze von Baiern und Friedrichs argwöhniſche Wachſamkeit herbeigeführt hatten. Die Kaiſerin ermannte ſich noch einmal zur ſouveränen Handhabung ihrer Macht und Gewalt und ſchloß über den Kopf ihres grollenden Sohnes hinweg im Mai von 1779 zu Teſchen den

nach diesem Orte benamseten Frieden mit ihrem alten Feinde, dem Preußenkönig. Diese seltene Frau hat bis zu ihrem Todestag alle ihre Pflichten nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt und ist mit heldischer Fassung gestorben. Als sie die letzte Einschlummerung herannahen fühlte, sagte sie zu ihren Frauen: „Lasst mich nicht schlafen; denn ich will den Tod kommen sehen und ihm so fest, als ich vermag, in die Augen blicken.“ Als die Botschaft von ihrem Hinscheiden nach Potsdam gelangte, sagte Friedrich: „Die Kaiserin ist nicht mehr, eine neue Ordnung der Dinge beginnt.“ Dann ließ der König in seinem Kabinett eine Büste Josefs aufstellen und bemerkte: „Das ist ein junger Mann*), auf welchen man ein Augenmerk haben muß. Hat Kopf, könnte viel ausrichten. Schade nur, daß er immer den zweiten Schritt thut, bevor er den ersten gethan hat.“ Ein meisterliches Urtheil und, leider, auch ein prophetisches Wort!

Josef war jetzt Selbstherrscher und eilte, der Welt zu zeigen, daß und wie er es wäre. Von der wiener Hofburg ging alsbald ein Reformsturm aus,

*) Der „junge Mann“ war übrigens 39 Jahre alt. Der alte Fritz bemaß eben Josefs Alter nach seinem eigenen.

welcher vieles, geradezu vieles Beste von dem, was die Franzosen etliche Jahre später mittels einer blutigen Revolution erringen mußten, den Völkerschaften Oestreichs als ein kaiserliches Geschenk darbot. Warum wurde dieses herrliche Geschenk nur mit Mißmuth hingenommen, nur mit Undank erwidert? Weil man die Völker zur Vernunft und Freiheit gerade so wenig zwingen kann wie die Menschen zur Liebe. Sodann, weil doch eigentlich niemand in Oestreich auf ein solches Reformwerk recht vorbereitet gewesen ist, und demnach dem kaiserlichen Reformer, der im Grunde mehr ein Revolutionär zu nennen war, ein Mittel und Werkzeug nach dem andern versagte und ihm schließlich auch die eigene Kraft viel zu vorzeitig ausging. Endlich, weil er in Tagen schaffen wollte, wozu es Jahre, in Jahren, wozu es Jahrzehnte gebraucht hätte, in einem Jahrzehnt, wozu ein Jahrhundert erforderlich gewesen wäre.

Das Programm, womit der Kaiser seine Allein- und Selbstregierung eröffnete: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden“

— dieses Programm hat er treulich eingehalten und an der Verwirklichung desselben hat er ruhelos mit Herz und Hirn und Hand gearbeitet, ja dafür nicht nur sein persönliches Glück und Behagen, sondern auch sein Leben selbst hinzugeben kein Bedenken getragen. Aber den Despoten, und wenn auch den „erleuchteten" Despoten konnte weder Josefs Programm — „mein Reich muß nach m e i n e n Grundsätzen beherrscht werden" — noch dessen Ausführung verleugnen. Einer der edelsten Dichter unseres Jahrhunderts, Anastasius Grün, hat am Fuße von des Kaisers Erzbild gesungen:

„Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag.
Ein Despot bist du gewesen! Doch fürwahr ein solcher bloß
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht
erbarmungslos —"

und gewiß ist das ebenso wahr als schön gesagt. Allein mit schönklingenden Versen treibt man nicht die weltgeschichtliche Thatsache zur Flucht, daß der dem erleuchteten Despotismus anhaftende, sogar in seinem besten Wollen und Vollbringen anhaftende Fluch auch an Josef sich erfüllte. Dieser Fluch aber war das Allesbesserwissenwollen, die dünkelhafte Mißachtung

des historisch Gewordenen und Gegebenen, das zudringliche Hineinregieren in alles und jedes, das abstrakte Generalisiren und Schablonisiren, die gewaltsame Gleichmacherei. Gewiß, es bedurfte, um Oestreich aus seiner so langen geistigen, materiellen und socialen Versumpfung herauszureißen und auf die Vorschrittsbahn zu stellen, einer eisernen Hand, ja, sagen wir es nur geradeheraus, einer eisernen Despotenhand. Aber diese Eisenhand hätte mit einem Sammethandschuh bekleidet sein sollen. Das war Josefs Hand nicht. Es hieße überhaupt Schönfärberei treiben, so man verschweigen wollte, daß Josef zur Zeit, wo er zur Alleinregierung kam, keineswegs mehr der naivjugendliche Schwärmer von früher mit ungetrübtem Seelenspiegel gewesen ist. Was er als Mitregent seiner Mutter hatte durchmachen, verbergen, verbeißen müssen, war ihm zu einer Schule der Verbitterung geworden. Mißtrauen und Argwohn hatten sich in ihm festgesetzt und verleiteten ihn häufig, das einzelnen Personen oder den Menschen im allgemeinen schuldzugeben, was nur die Schuld der Verhältnisse war. Daher seine oft so verletzend schneidende Sprache und sein maßloses Drauf- und Dreinfahren. Er wußte wohl zu handeln, aber er verstand nicht,

zu motiviren, vorzubereiten und annehmlich zu machen. Weil er selbst zielbewußt war, wähnte er, alle Leute müßten die guten Ziele, denen er sie entgegentreiben wollte, ebenso deutlich erkennen wie er.

Und doch, trotz alledem und allediesem, war Josef für Oestreich der große Lichtbringer und Luftschaffer. Mochten selbst die besten seiner Entwürfe an der Ueberstürzung in der Aus- und Durchführung von vornherein theilweise scheitern, büßten auch die größten seiner Maßnahmen durch die Mangelhaftigkeit der Insceneseẞung, sowie durch die Beschränktheit und das Uebelwollen der damit beauftragten Beamtenschaft nicht selten gerade die wohlthätigste Seite ihrer Wirksamkeit ein, so bleibt doch ganz unbestreitbar wahr, daß, wie ich anderwärts gesagt und nachgewiesen*), des Kaisers reformatorische Unternehmungen und Veranstaltungen: — die Brechung des Geisterzwanges mittels des „Censuredikts" von 1781, die bürgerliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken mittels des preiswürdigen „Toleranzedikts" von 1781, die Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft, die Ablösbarkeit der Robot, die Her-

*) Blücher; seine Zeit und sein Leben, 2. Aufl. I, 57.

beiziehung aller Staatsangehörigen zur Mitträgerschaft der Staatslasten („Steueredikt“ von 1789), die Reform der Civilgesetzgebung und der Strafrechtspflege („Civilgesetzbuch“ von 1786 und „Kriminalgesetzbuch“ von 1787), die Aufhebung von mehr als 700 Klöstern, die Förderung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen, die Gründung und Ausstattung höherer Lehranstalten und humaner Heilstätten aller Art — zu den edelsten Kulturthaten nicht nur des 18. Jahrhunderts, sondern aller Jahrhunderte gezählt werden dürfen und müssen. Es ist durch diese Josefsthaten in den klafterdicken altöstreichischen Zwinger, aufgemauert aus Volksdummheit, Junkerselbstsucht und Pfaffenhochmuth, denn doch eine Bresche gelegt worden, so klaffend, daß sie nie wieder ganz vermauert werden konnte, wie sehr man sich auch nach Josefs Hingang die Wiedervermauerung angelegen sein ließ.

Man muß den vorjosefischen Geisterzwang in Oestreich kennen, man muß wissen, daß ein Zeitgenosse des Kaisers, Sonnenfels, zu der Frage und Anklage sich berechtigt fühlte: „War es ein Wunder, wenn es da so lange Nacht blieb, wo man aus Plan und Absicht den Tag ausschloß?“ um zu verstehen,

daß und inwieweit Josefs Censuredikt von 1781 ein wahrhaft hochsinniger Akt der Befreiung gewesen ist. Es war für dazumal ein im besten Sinne freisinniges Gesetz, wie schon der Paragraph 3 desselben darthun kann*). Die schöpferische Wirkung zeigte sich alsbald. In Wissenschaft, Kunst und Literatur regte es sich denkend und schaffend. Ein Geisterfrühling brach an, wie solchen Oestreich zuvor noch nie gesehen, und es war nicht die Schuld des hochherzigen Befreiers, daß nach seinem Verschwinden die Blüthen dieses Frühlings, bevor sie zu Früchten reifen konnten, durch den eisigen Wirbelwind einer brutalen Rückwärtserei von den Zweigen gerissen wurden. Josefs Duldsamkeit erstreckte sich bekanntlich, wie auf die nichtkatholischen Christen, so auch auf die Juden und die Freimaurer. Sein Judenpatent von 1782 markirt eine sehr wichtige Station auf dem Wege zur Judenemancipation. Die Frei-

*) „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt."

maurerei sah Josef nur für eine gesellig gestaltete Auszweigung der aufklärerischen und humanitären Tendenzen des Jahrhunderts an, wobei er nicht anstand, das Ceremoniell der Brüderschaft als „Gaukelei" zu bezeichnen. Mittels Kabinettschreibens vom December 1785 stellte er die Freimaurer unter den Schutz des Staates.

Die Klösteraufhebungen haben das wildeste Bonzengegrunze gegen den Kaiser hervorgerufen, obzwar die aktenmäßig festgestellte Verrottung dieser Faulstätten die kaiserliche Maßregel vollständig rechtfertigte, ja nothwendig machte. Denn, wohlverstanden, Josef, welcher ja bis an sein Lebensende in allem Wesentlichen ein gläubiger Katholik war und blieb, unterschied scharf zwischen Klöstern und Klöstern. Kraft seiner Resolution vom 29. November 1781 verwarf er nur „diejenigen Orden, welche dem Nächsten ganz und gar unnütz sind und darum auch nicht gottgefällig sein können, also diejenigen Orden, welche keine Jugend erziehen, keine Schule halten, keine Kranken pflegen, sondern, sowohl männliche als weibliche, bloß vitam contemplativam führen", d. h., kurzweg deutsch gesagt, faulenzen, wobei noch zu bemerken, daß diese Faulenzerei natürlich nur auf

Kosten der gläubigen Dummheit des Volkes vegetiren konnte. Selbstverständlich hat das 19. Jahrhundert Kaiser Josefs „Sacrilegium" wieder vollauf „gutgemacht". Oesterreich ist ja heutzutage wieder so glücklich, sich ein Klösterreich nennen zu dürfen.

Der Grundgedanke von Josefs Reichsregiment war die Staatseinheit. Wollte er diese — und warum sollte er sie denn nicht wollen? — so konnte er sie nur auf der Basis deutscher Bildung und Sprache planen und anstreben. Allerdings war der Kulturgrad der Deutsch-Oestreicher von dazumal nur ein sehr mäßiger; aber wo war denn — so wir von den östreichischen Niederlanden und der Lombardei absehen — in den östreichischen Ländern zu jener Zeit, wo war in diesem Gemengsel von Bevölkerungen, welche man damals noch nicht „interessante" nannte, sondern nur als halb oder auch ganz barbarische kannte, überhaupt eine andere Kultur zu finden als die deutsche? Man hat nachmals den josefischen Staatseinheitsgedanken aufgegeben und hat an die Stelle einer folgerichtigen Weiterverwirklichung desselben „autonomistische" Experimente gesetzt. Es dürfte jedoch sehr fragwürdig sein, ob es dann, wann diese Experimente zu ihren Zielen gelangt sind, noch ein Oestreich geben werde.

Die große Verfehlung des Kaisers in Führung der auswärtigen Politik ist bereits berührt worden. Bei der ungeheuren Schwierigkeit des von ihm kühn unternommenen inneren Reformwerkes, welches ein viel längeres Leben als das seinige vollauf ausgefüllt haben würde, hätte er sich doppelt hüten sollen, in die Rolle eines Eroberers und Ländererwerbers sich hineinzuträumen. Er war kein Feldherr und er war kein Diplomat, was er doch beides im hohen, im höchsten Maße hätte sein müssen, um es mit denen aufnehmen zu können, mit welchen er es bei den Versuchen, seine Träume zu verwirklichen, zu thun hatte, mit Friedrich von Preußen und Katharina von Rußland. Vielleicht darf man, die Sachen nicht politisch, sondern menschlich angesehen, auch sagen, daß Josef zu gut gewesen sei, um mit jenem gekrönten Aufklärer höchster Potenz und mit dieser gekrönten Aufklärungsheuchlerin tiefster Abgefeimtheit wettlaufen zu können. Friedrich und Katharina behandelten die Menschen, wie diese es verdienten und behandelt sein wollten, d. h. sie verblendeten, verbrauchten und verachteten dieselben, und hatten darum Glück und Erfolg, wurden bestaunt und bewundert. Josef glaubte an die Menschen, liebte sie und behandelte sie so, als

wären sie sammt und sonders so idealistisch gestimmt, so wohlmeinend, redlich, pflichttreu und aufopfernd wie er selber, und darum misslang ihm schließlich alles und wurde er verkannt, verketzert und gehasst. Eine Politik, die etwas ausrichten, etwas Dauerndes schaffen will, darf sich niemals die Denkfaulheit des unteren und die Selbstsucht des oberen Pöbels zugleich zu Feindinnen machen.

Josef hielt die Menschen und die Völker für viel besser, als sie waren, sind und sein können. Sie gaben ihm schmerzlich zu fühlen, daß und wie sehr er sich getäuscht. Der Abend seines Daseins war voll von Bitternissen. Er mußte Abfall und Empörung ernten, wo er Völkerglück gesät zu haben glauben durfte. Er sah sich von Feindseligkeit, Drohung und Aufruhr überall umdräut, sah sich gezwungen, die eigene Hand zerstörerisch an den von ihm unternommenen Reichsbau zu legen. Eine seiner Lieblingsschöpfungen nach der andern mußte er stocken, zerbröckeln, zusammmenstürzen sehen. Sein Sterbebett stand inmitten der Trümmer seines Werkes. Aber bis zur letzten Stunde hat der gewissenhafte „Staatsverwalter“, wie er sich selber zu nennen liebte, seine Schuldigkeit gethan: noch in der letzten Nacht

seines Lebens hat er bis um 10 Uhr mit seinen Sekretären Regierungsgeschäfte erledigt. Sieben Stunden später, im Frühmorgen des 20. Februars von 1790, ist der schwergeprüfte Mann gestorben. Unverstand, Niedertracht und Bosheit hatten die Nachricht von seiner tödtlichen Erkrankung mit unverhohlener Freude aufgenommen. Die ganze Rotte der Dunkelmänner jubelte auf, als es bekannt geworden, daß der Zustand des Kaisers hoffnungslos, und setzte die Spottverse in Umlauf: „Der Bauern Gott — Der Bürger Noth — Des Adels Spott — Liegt auf den Tod." Unverstand, Bosheit und Niedertracht verfolgten mit ihren Schmähungen und Verwünschungen den Kaiser-Befreier noch bis in seine Gruft bei den Kapuzinern hinein. Der bekannte Volksdank hat sich also auch bei dieser Gelegenheit in gewohnter Weise sehen und vernehmen lassen. Gerecht ist man dem unglücklichen Kaiser erst geworden, als er nichts mehr davon hatte, was ganz in der Ordnung, d. h. unserer bekannten „sittlichen Weltordnung" gemäß war.

Eine der letzten Aeußerungen Josefs ist gewesen: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben." Durfte er so sprechen? Welt-

richterin Geschichte, welche nicht Erfolg und Nichterfolg, sondern Verdienst und Verschuldung in gerechter Wage wägt, hat längst diese Frage bejaht, von ganzer Seele bejaht.

Noch mehr. Es war nicht nur eine pietätvolle Handlung später Reue und Sühne, als die Wiener am 15. März von 1848 dem Kaiser Josef die deutsche Fahne in den Erzarm seines Standbildes legten, sondern es war das auch eine Offenbarung von Zukunftsinstinkt. Früher oder später wird man auf die josefische Tradition zurückkommen und den josefischen Gedanken der Reichseinheit wieder aufnehmen müssen, wenn es noch ein Oestreich geben soll.

Welche Wege aber immer die Geschicke suchen, finden und wandeln werden, dies ist gewiß und bleibt bestehen: Niemals wird Kaiser Josef vergessen sein —

„So lange schlägt ein deutsches Herz".

Literatur.

I.

Rabelais.

Im Frühling von 1553 war François Rabelais von seiner Pfarre Meudon nach Paris hereingekommen, um seine Freunde zu besuchen, und an einem Apriltag, am 9., besuchte ihn seinerseits „Freund Hein“, um den lustigen „Horashetzer“, „Vigilienbürster“ und „Messenabzäumer“, welcher das Lachen für das eigenste Merkmal des Menschen erklärt hatte („Pour ce que rire est le propre de l'homme“), hinüberzurufen ins „große Vielleicht“.

Der alte und standhafte Gönner und Beschützer des Satirikers, der Kardinal Du Bellay, schickte — so wird erzählt — einen Pagen zu dem Sterbenden, nach dessen Befinden zu fragen. „Melde Monsigneur,“ stöhnte der Vater Gargantua's, Pantagruels

und Panurgs, „daß ich im Begriffe sei, un grand Peut-Être aufzusuchen. Zieh' den Vorhang, die Posse ist aus."

Waren das wirklich des Mannes letzte Worte, so enthielten sie eine bündige und richtige Selbstcharakteristik. Die Weltanschauung des Pfarrers von Meudon war eine absolut skeptische gewesen. Der Zweifel war in seiner Hand zu einem kolossalen, ebenso genialisch als kühn gehandhabten Hohlspiegel geworden, in welchem er alle Thorheit und alle Lasterhaftigkeit seiner Zeit aufgefangen hatte.

Das war keine kleine Arbeit. Im Gegentheil, ein richtiges Gargantua-Geschäft. Die Menschen des Zeitalters der Renaissance und der Reformation waren eher alles andere als nüchtern und spröde. Je wüthender der Pfaffenzank um Dogmen und Kultformen, desto wilder die Lebenslust hüben und drüben. Der „Saufteufel" und das „spanische Feuer" grassirten um die Wette. So sehr, daß Rabelais annehmen durfte, mußte, sein Publikum wäre aus von jenem Besessenen und aus von diesem Gebrannten zusammengesetzt. „Beuveurs très-illustres, et vous Verolez très-precieux!" redet er am Eingang des Prologs zum ersten Buch seiner Romansatire seine

Leser an — „car à vous, non à aultres sont dediez mes escripts“. Wer die Sitten-, will sagen Unsittengeschichte der zweiten Hälfte des 15. und der ersten des 16. Jahrhunderts kennt, wer vollends über die Anschauungen und das Gebaren der französischen Gesellschaft unter Franz dem Ersten und Heinrich dem Zweiten unterrichtet ist, der weiß, daß Rabelais schreiben mußte, wie er schrieb, so er seinem Genius gerecht werden wollte. Es war ein kraftstrotzendes Geschlecht, das von dazumal. Der Menschheit, wenigstens der europäischen oder, noch genauer gesprochen, der romanischen und der germanischen, war es zu enge geworden in ihrer mittelalterlichen Haut. Alswie das Morgenroth einer freieren, helleren Zukunft glühte die wiedererweckte Kunde von der klassischen Schönheitswelt die finsteren Mauern der gothischen Münster an. Ein an den Brüsten der Antike großgesäugter Heros, sprang der Humanismus jugendlich übermüthig in die vermönchelte Gesellschaft herein, mit der Keule der Entrüstung wie mit der Pritsche des Spottes auf die Kutten losschlagend, daß Staub und Stank in ganzen Wolken davonstoben. Wie hoffnungstrunken die Menschen beim Beginne der großen Häutungsprocedur waren, hat unser theurer

Ritter Ulrich bezeugt, wenn er, aus dem bäuerischen Düster einer fränkischen Ritterburg in die Lichtwelt der Klassik herübergetreten, den Jubelruf erhob: „O Jahrhundert! Die Studien blühen! Die Geister erwachen! Es ist eine Lust, zu leben!"

Nun, sie trieben es auch wirklich lustig genug, die Herren Humanisten, um nicht zu sagen lüderlich. Aber ihre Zukunftsblüthenträume gelangten nur in sehr bescheidenem Maße zur Reife. Der große Häutungsproceß ging keineswegs so glatt und so vollständig vonstatten, wie gehofft worden war. Große und dicke Stücke mittelalterlicher Haut blieben auf dem gesellschaftlichen Körper sitzen. Die Dummheit brummte auch jetzt, wie ja allzeit, den Grundbaß in der kolossalen Kakophonie, so man Weltgeschichte betitelt. Der Süden von Europa trug jedoch aus der großen Reformbewegung wenigstens einen entschiedenen Gewinnst davon, seine Renaissancekunst und Literatur, der Norden dagegen nur den etwas zweifelhaften des protestantischen Theologismus. Die besten Herzen, kühnsten Denker und selbstlosesten Idealisten gingen natürlich, der bekannten „sittlichen Weltordnung" gemäß, in dem wüsten Trubel zu Grunde. So Hutten, Servet, Zwingli und als

Nachzügler Bruno. Die Realpolitiker und Opportunisten von damals zeichneten sich ihrerseits eine nicht allzuweit hinausgerückte Gränzlinie des Vorschreitens vor und setzten ihre ganze Kraft an die Behauptung derselben. So Luther, welcher auf der Basis des von ihm erfundenen Dogma's vom beschränkten Unterthanenverstand sein Kompromiß mit der fürstlichen und der städtischen Aristokratie schloß, um das Lutherthum zu begründen und zu befestigen. Es gab aber zu damaliger Zeit noch eine dritte Klasse von denkenden und wissenden Männern, welche weder unter die idealistischen Märtyrer noch unter die realistischen Macher gingen, sondern vielmehr, Idee und Wirklichkeit mit gleichskeptischem Blicke betrachtend und werthend, auf den Schwingen des Humors sich erhoben, um aus der Vogelperspektive herab das ganze Gewimmel und Gewusel da drunten mit schallendem Gelächter zu überschütten.

Der bedeutendste dieser Lacher war Rabelais.

Er hatte die Tragikomödie des Daseins vollauf mitgelitten und mitgenossen, hatte unter dem Volk, unter Gelehrten, unter großen Herren und Damen gelebt. Er war Mönch gewesen, erst Franciskaner, dann Benediktiner, hatte als Doktor docirt, als Arzt

kurirt oder auch nichtkurirt. Einer der größten Gelehrten seiner Zeit, war er wie kein zweiter vom Bewußtsein der Eitelkeit alles menschlichen Wissens erfüllt. Er hatte prälatische, fürstliche, königliche, päpstliche Höfe gründlich kennen gelernt. Er war, wie in Paris, so auch in Rom daheim. Er verstand die Sprache der Hierarchie, der Chevalerie, der Diplomatie und der Pedanterie so gut wie die der Bürger, der Bauern, der Fuhrleute, der Schiffersknechte, der Bettler, Vagabunden, Gaukler und Strolche. Die Höhen wie die Tiefen der Gesellschaft lagen in gleicher Blöße vor seinen Augen. Er wußte, daß die Menschen nicht belehrt und bekehrt, sondern belogen und belustigt sein wollten. Frühzeitig war er zu der Erkenntniß gekommen, daß es ebenso schmerzlich als erfolglos wäre, an der ehernen Mauer der menschlichen Dummheit und Niedertracht sich den Schädel einzurennen, und er hatte es daher vorgezogen, diese Mauer zu behandeln, wie sein riesiger Held Gargantua im 17. Kapitel die zudringlich mauläffischen Pariser behandelt hat. Auf die Hierarchie im Großen und Ganzen und auf die Klerisei im Besonderen und Besondersten Ströme von Spott ausgießend, war der große Skeptiker um das Dogma

respektvoll herumgegangen. Die von angesengtem Menschenfleisch duftenden Scheiterhaufen hatten schlechterdings nichts Verlockendes für einen Autor, welcher dem Axiom huldigte: „Mieulx est de ris que de larmes escrire“. Er wußte ganz genau, daß man, so man der Schützling eines Kardinals sein und bleiben wollte, wohl die Träger der Monstranz verhöhnen dürfte, aber niemals die Monstranz selbst. Aus der Mönchskutte in die Soutane des Weltgeistlichen hinübergeschlüpft, hat er seine letzten Jahre als pflichttreuer und beliebter Dorfpfarrer verbracht, nachdem er lange zuvor zu der Einsicht gelangt war, daß es viel gescheider, die menschliche Tragikomödie zu belachen, als sie zu beweinen.

Diese Einsicht und Ueberzeugung hat ihn inspirirt und hat ihm die Feder geführt. Es war in ihm nicht die düstere Menschenverachtung, welche aus den ätzenden Satiren seines älteren Zeitgenossen Machiavelli („La Mandragola“ — „Il Principe“) sardonisch herauslacht. Es war in ihm noch weniger die Großheit der Anschauung seines jüngeren Zeitgenossen Cervantes, welcher seinen Don Quijote auf einer Grundidee aufbaute, der an Tiefsinn nur der Grundgedanke des äschyleischen Prometheus und

des göthe'schen Faust gleichkommt. Allerdings wollte Rabelais nicht ausschließlich nur lachen und lachen machen. Es fehlt bei ihm nicht an ernsten Anwandelungen und Anläufen. Mitunter blüht aus dem wilden Gestrüppe seiner kolossalen Späße der reformistische Drang seiner Zeit mächtig und schön hervor. So namentlich in den prächtigen Kapiteln von der Abtei Thelema und dem Leben der Thelemiten. Aber die Skepsis beansprucht sofort wieder ihr Recht und wischt die optimistischen Zukunftsträume wie Spinnengewebe hinweg. Wenn am Schlusse der Geschichte des Gargantua eine räthselhafte Weissagung vorgetragen wird und der König auf Befragen vonseiten des Frère Jean meint, diese Prophezeiung deute „auf den Kampf und Sieg der göttlichen Wahrheit (le decours et maintien de verité divine)", so antwortet der Mönch frischweg: „Donnez-y allegories et intelligences tant graves que vouldrez, et y ravassez, vous et tout le monde ainsi que vouldrez. De ma part, je n'y pense aultre sens enclos, qu'une description du jeu de paulme soulz obscures paroles". Es zucken also beim Rabelais wohl reformistische oder, wenn man will, sagar revolutionäre Blitze auf, aber sie schlagen nicht

ein. Denn er trägt Sorge, daß sie im Handumdrehen in prasselnde Raketenbündel des Witzes sich verflüchtigen, und wenn er warnende und strafende Donner losläßt, so schwächt er dieselben alsbald zu harmlos knatternden Gelächtersalven ab.

Die Höllenfeuerfunken einer Satirik à la Juvenal oder à la Swift zu verspritzen, war der Pfarrer von Meudon zu gutmüthig und zu klug. Er erinnerte sich sein Lebenlang sehr deutlich, daß er als junger Mönch im Franciskanerkloster Fontenay le Comte seinem eigenen Geständniß und Berichte zufolge, so um das Jahr 1512 herum, wegen „friponneries d'importance" vom Kapitel zum „in pace", d. h. zu ewigem Klostergefängniß verdonnert worden und nur mit knappster Noth durch die Dazwischenkunft vornehmer Gönner diesem Schreckniß entgangen war. Eine solche Erinnerung war wohl geeignet, selbst der unbändigen Phantasie eines Rabelais mitunter einen Kappzaum anzulegen. Die Mönche freilich, wie die gelehrten Pedanten aller Sorten, die humbugsirenden Aerzte, die kauderwelschenden Juristen, geißelte er bis aufs Blut; aber er wußte es so einzurichten, daß die Schwielen und Blutstriemen, welche seine

Geißel hervorlockte, für den großen Haufen gar nicht sichtbar wurden, sondern nur für Leute, welche auf der Höhe der Zeitbildung standen und von denen er also voraussetzen durfte, daß sie sich waidlich daran ergötzen und dem Geißelschwinger vorkommenden Falles ihren Dank mittels schutzkräftiger Gönnerschaft bezeigen würden. Diese Rechnung hat sich als vollständig richtig erwiesen. Auf das „Volk“ hatte es der große Satiriker gar nicht abgesehen, und das Volk wußte und weiß auch heute noch nichts von ihm, selbst in seinem Vaterlande nicht. Zwar seine Werthung war in Frankreich stets eine große und seine Wirksamkeit eine ebenso dauernde als bedeutende, aber doch immer nur innerhalb eines verhältnißmäßig kleinen Kreises. Welche Anregungen Molière, Voltaire, Beaumarchais und später noch Balzac beim Rabelais holten, ist bekannt. Man kann ihn auch ohne Zwang geradezu als einen Vorläufer von Voltaire bezeichnen. Als Menschen wie als Schriftsteller weisen die Beiden manche gemeinsame Charakterzüge auf, die Zeitunterschiede natürlich in Abrechnung gebracht. Für Beide war der Spott das Lebenselement, und wie der große Spötter des 16. Jahrhunderts, so sorgte auch der große Spötter des 18.

klüglich für ausreichende Deckung gegen die unliebsamen Folgen seiner satirischen Thaten.

Für die französische Literatur hat Rabelais in sprachlicher wie in poetischer Hinsicht eine Bedeutung, welche er außerhalb Frankreichs auch nur annähernd nie gewinnen konnte und nie gewinnen kann. Für Nichtfranzosen wird der Genuß seines Werkes durch den daran haftenden starken Bodengeschmack specifischen Franzosenthums nicht wenig erschwert und beeinträchtigt. Bei uns in Deutschland ist er für das große Publikum noch heute nur ein großer Unbekannter, obzwar unser ihm congenialer Johann Fischart, sein jüngerer Zeitgenosse, den „Gargantua“ schon frühzeitig in Deutschland einzubürgern versuchte, mittels einer Verdeutschung — („Affentheuerliche Naupengeheuerliche Geschichtklitterung“, 1582) — welche man füglich eine Zerdeutschung nennen könnte. Denn Fischart knetete den Franzosen geradeweg zum Deutschen um. Zweihundert und fünfzig Jahre später unternahm es Gottlob Regis, uns einen vollständigen deutschen Rabelais zu geben, und führte dieses höchst mühsälige Unternehmen mit ebenso großer Sachkenntniß als Energie zum Ziele („Meister Franz Rabelais’, der Arzenei Doktoren, Gargantua und

Pantagruel“, 1832—41). Regis hat sich keine Mühe verdrießen lassen, das alterthümliche Französisch seines Originals deutsch nachzusprechen. Auch hat er zur Erklärung seines Textes ein sehr umfangreiches gelehrtes Material herbeigeschafft. Allein die drei schweren Bände seines Rabelais vermochten wohl die Thüren von Büchereien und Gelehrtenstuben aufzustoßen, flößten jedoch dem größeren Publikum nur einen fortlaufenden Respekt ein. Heute sind sie blos noch antiquarisch aufzutreiben. Daher war es ein guter Griff des Bibliographischen Instituts in Leipzig, in seine höchst verdienstvolle „Bibliothek ausländischer Klassiker in deutscher Uebertragung“ eine neue Verdeutschung des Rabelais einzureihen, welche unter dem Titel „Rabelais’ Gargantua und Pantagruel“, aus dem Französischen von F. A. Gelbcke, (1880), in zwei mäßig starken, sehr hübsch-gedruckten und handlichen Kleinoktavbänden erschienen und ganz dazu angethan ist, endlich auch weitere Kreise diesseits der Vogesen mit dem alten Satiriker bekanntzumachen. Der Uebersetzer hat seinem Autor augenscheinlich ein langes und ernstes Studium gewidmet. Die seiner Arbeit vorangestellte „Einleitung“, die Verdeutschung selbst, sowie die am

Schlusse des zweiten Bandes angefügten „Allegorisch-historischen Deutungen", bezeugen das gleichermaßen. Fast wäre man, so der Chauvinismus einem Deutschen gutstände, versucht, zu sagen: So etwas kann doch nur ein Deutscher! Jedenfalls darf Gelbcke der Ueberzeugung leben, die zum Ruhme unserer Universalität zahlreichen deutschen Uebersetzungskunstwerke um eins vermehrt zu haben, obzwar die mikroskopische Untersuchung einer Leistung dieser Art den einen oder den andern, einen dritten oder vierten Irrthum oder Mißgriff an derselben entdecken wird. Nur die Bekanntschaft mit dem Original macht die Schwierigkeit einer Verdeutschung desselben ganz klar. Kein Kenner des Urtextes aber wird anstehen, anzuerkennen, daß der Uebersetzer diese Schwierigkeit im Ganzen wie im Einzelnen tapfer und siegreich überwunden habe. Fraglos that er, im Hinblick auf das große Publikum, sehr gut daran, das rabelais'sche Französisch des 16. Jahrhunderts nicht deutsch nachzukünsteln. Wie ermüdend, ja verleidend solche Nachkünstelung auf Leser von heute wirke, wirken müsse, hat der Rabelais von Regis sattsam erfahren. Gelbcke übertrug den genialen Franzosen sinn- und wortgetreu, geradezu pietätvoll, ohne alle Rücksicht auf Prüderie

und Hypokrisie, aber in fließendes neuzeitliches Deutsch, und so hat er den Rabelais uns wirklich „angeeignet“*). Mögen sich nur recht viele deutsche

*) Ich versäume nicht die Gelegenheit, auf eine andere, sehr willkommene „Aneignung“ aufmerksam zu machen, auf die „Griechischen und Römischen Lyriker“, übersetzt von Jakob Mähly, in zwei Bändchen ebenfalls in der Klassikersammlung des Bibliographischen Instituts erschienen (1880). Diese Verdeutschungen sind schön ausgereifte Früchte vieljähriger, mit findigem Sinn, kundigem Geist und liebevoller Hand gethanen Arbeit. Wenn es schon bewundernswerth, daß der Verdeutscher in unserer bleiern realistischen Zeit viele Jahre hindurch die idealistische Stimmung sich zu bewahren vermochte, durch welche das Gelingen eines so kühnen und schwierigen Unternehmens bedingt wird, so steigert sich unsere Bewunderung, wenn wir bemerken, mit welcher Pietät, ja wir möchten sagen mit welcher Anmuth er in die sehr verschiedenen Stimmungen sich hineinzufühlen vermochte, denen seine Griechen und Römer Ausdruck gegeben und denen auch er in deutschen Lauten Ausdruck zu geben hatte. Mit dieser Fähigkeit, seine Originale nachzuempfinden, verband er jenes feine Formgefühl, welches nicht angelehrt und angelernt werden kann, sondern angeboren sein muß. Dieses Formgefühl verleiht der Beherrschung des Stoffes und der Sprache erst die rechte Weihe und befähigt den Dolmetsch fremder Dichter, ein wirklicher und wahrhafter Nachdichter zu sein. Als ein solcher erweis't sich Mähly fast durchweg. Der Kundige wird eine große Freude haben an der meisterlichen Kunst, womit der Uebersetzer nicht nur den Sinn und Geist, nicht nur die äußeren Formen, die Rhythmen, Versmaße und Strophen, sondern auch die elementare Eigenart, den dichterischen Blutumlauf, die nationale Klangfarbe,

Hypochonder an dem prächtigen alten Kerl — („Kerl" in jenem Sinne gemeint, in welchem Göthe sich selbst und Schiller mitsammen „so ein paar Kerle" nannte) — gesund lachen! Sie werden es können, so sie ein bekanntes göthe'sches Wort (mit kleiner Variante) berücksichtigen und beherzigen wollen: —

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Zeiten gehen."

Ja, im Zusammenhange mit seiner Zeit muß man den Rabelais lesen und beurtheilen. Einer jener wenigen, sehr wenigen Fixsterne der Poesie, welche mit stätigem Glanz und Feuer über alle Zeiten hinleuchten, ist er nicht. Er war ein Mann von urwüchsigem Talent, aber kein Mann von Genie. Er hat wohl der Satirik eine neue Bahn gewiesen, indem er dieselbe vom beschränkt-nationalen Boden

---

ja den besonderen Lokalton der großen Lyriker von Hellas und Rom nachzudichten vermochte. Welche Fülle von Schönheit blüht uns aus Blättern dieser zwei schmalen Bände entgegen! Welcher Zauber des Reinmenschlichen erregt uns das Herz bei dieser Wiederlesung altvertrauter Lieblinge! Jeder, welcher in unseren Tagen, d. h. in einer Epoche des plattesten Banausenthums, die Empfänglichkeit für das „was sterblich nicht im Menschen", sich noch bewahrt hat, wird unserem Dolmetsch dankbar sein für seine Gabe.

auf die Stufe des Allgemein-Menschlichen hob; aber eine neue Erzader im Bergwerke der Kultur- und Literaturgeschichte hat er nicht aufgethan. Gelehrte Tiftler haben bekanntlich viel Zeit und Mühe darauf verwendet, herauszuspüren und nachzuweisen, auf welche seiner vorragenden Zeitgenossen und Landsleute der große Satiriker seine Eulenspiegeleien gemünzt hätte, und sie haben glücklich herausgebracht, daß Rabelais mit seinem Grandgousier eigentlich Ludwig den Zwölften, mit seiner Gargamella die Anna von Bretagne, mit seinem Gargantua Franz den Ersten, mit seiner Badebec die Königin Claude von Frankreich, mit seinem Pantagruel Heinrich den Zweiten, mit seinem Panurg den Kardinal von Lothringen, mit seinem Frère Jean den Kardinal Du Bellay gemeint habe. Nun ist es ja natürlich, daß die Satire jeder Zeit zuvörderst nach den Spitzen der Gesellschaft zielt, und so mögen sicherlich die höfischen Verhältnisse und Persönlichkeiten seines Landes dem Pfarrer von Meudon manche satirische Anregung gegeben haben. Aber historische Deuteleien und allegorische Spiegelfechtereien zur Hauptsache im Rabelais machen wollen, heißt nur als ein würdiger Wahlverwandter des Meisters Janotus de Bragmardo

sich aufspielen, jenes Urbildes eines Pedanten, welcher, „tondu à la Cesarine, vestu de son liripion à l'antique“, im achtzehnten Kapitel des Gargantua als Abgesandter der pariser Universität zu dem jungen Riesen geht, um im neunzehnten seine berühmte hochergötzliche Glockenrede zu halten. Für den ästhetischen Genuß unseres Satirikers ist es völlig gleichgiltig, ob er seine Riesen und Riesinnen als ins Ungeheuerliche vergrößerte Abbilder französischer Könige und Königinnen, sowie gleichzeitiger Hofherren und Hofdamen, Poeten, Prälaten, Professoren u. s. w. angelegt und ausgeführt habe oder nicht.

Wenn ich sagte, im Zusammenhange mit seiner Zeit müsse man den Rabelais lesen und beurtheilen, meinte ich etwas anderes. Nämlich seine Sprache und Ausdrucksweise, welche der Art, daß er selbstverständlich für Flegeljährige und für Backfische gar nicht da ist. Auch wohl für Frauen überhaupt nicht, ausgenommen solche, welche etwa im Stande sind, Luthers Streitschriften und „Tischgespräche“ zu lesen und zu vertragen. Dazu gehört aber bekanntlich ein sehr wetterfest gepichter Magen. Im 16. Jahrhundert war der eigentliche Schutzpatron der Literatur kein anderer als der heilige Grobianus, welchen gerade

auch Luther alltäglich anrief. Die Menschen von damals hegten und bethätigten die Ueberzeugung „Naturalia non sunt turpia“ im weiteſtgehenden Sinne. Beim Rabelais kommt noch hinzu, daß er zumeiſt von Rieſen und Rieſinnen handelt und demnach die „naturalia“ bei ihm rieſige Dimenſionen annehmen. Beim Shakſpeare heißt es mal von einem: „Er weint Mühlſteine“; vom Rabelais kann es mitunter heißen: Er lacht Käslaibe, ſo groß wie Wagenräder und von nichts weniger als roſenöligem Geruch. So z. B. in dem, unbefangen humoriſtiſch angeſehen, zwar unſauberen, aber überaus luſtigen 13. Kapitel vom Gargantua. Der Pfarrer von Meudon nahm fürwahr kein Feigenblatt vor den Mund, noch anderswohin. Er nennt die Dinge ſammt und ſonders friſchweg mit ihren echten und rechten Namen. Er iſt ſo ehrlich, aufrichtig und natürlich, daß ich es begreiflich fände, wenn die guten Deutſchen und beſſeren Deutſchinnen unſerer Tage ſich ob ihm entſetzten, — dieſelben guten Deutſchen und beſſeren Deutſchinnen, welche die ſchamloſeſten franzöſiſchen Hetärendramen mit Entzücken auf deutſchen Bühnen willkommen heißen; dieſelben guten Deutſchen und beſſeren Deutſchinnen,

welche mit brutalstem Kynismus geschriebene französische Unflatbücher — von Zola's „Nana“ sind in Deutschland nicht viel weniger Exemplare verkauft worden als in Frankreich — mit Begierde verschlingen. Hundert Rabelaise würden wahrlich nicht ausreichen, die schandbare Tartufferie, welche heutzutage in allem und jedem den Grundton der Gesellschaft angibt, nach Gebühr zu züchtigen. Verglichen mit der bodenlosen Verderbtheit der neuesten, auch in Deutschland so bevorzugten französischen Literatur ist Rabelais ein unschuldiges Kind. Er ist geradheraus, ungeschminkt und ungeschlacht, ja wohl, aber niemals ist er lüstern und schlüpfrig. Ich stelle den Satz auf und bin bereit, selbigen gegen jedermänniglich zu verfechten: — Im ganzen Rabelais steckt nicht soviel Gift, lange nicht soviel Gift, wie in jeder Nummer von einem jener infamen Lupanar-Journale, welche täglich auf den Boulevards von Paris ausgeboten und massenhaft verkauft werden — ad majorem Franciae gloriam.

Die Romansatire „La vie inestimable du grand Gargantua“ (1535) und „Pantagruel roy des Dipsodes“ (1533) — die Fortsetzung erschien zwei Jahre vor dem Anfang — ist kein planmäßig

entworfenes und systematisch ausgeführtes Kunstwerk. Sie hat auch keinen wirklichen Abschluß, sondern ist, als Ganzes genommen, nur ein Koloß-Torso. Die Form oder, wenn man will, die Formlosigkeit des Werkes läßt ganz deutlich erkennen, daß der Verfasser nicht nach einem regelrechten Plane, sondern nur nach Lust und Laune schrieb. Schon in den beiden ersten Büchern, welche sich mit den Geschicken und Erfahrungen des einer Riesendynastie entstammten Gargantua und seines Sohnes Pantagruel beschäftigen, verliert sich die Handlung häufig ganz ins Episodische. Vom dritten Buch an ist der nominelle Held, der König Pantagruel, nur noch der Zuhörer und Zuschauer von dem, was der Erzschelm Panurg und der Mönch Jean reden und thun. In der Darstellung der Reden, Thaten und Schicksale dieser Beiden erhebt sich die rabelais'sche Satirik zur Glanzhöhe ihrer Macht und Gewalt. Die Schöpfung der genannten beiden Gestalten ist weitaus das Genialste, was dem großen Satiriker gelungen. Panurg ist der siebenfach destillirte, völlig skrupellose Realpolitiker und Opportunist, Bruder Hanns der unverdorbene, derbe Kraftmensch, welcher an den Mönch Ilsan im „Rosengarten" unseres mittel-

alterlichen Heldenbuches erinnert, aber durch dessen Naturwüchsigkeit doch eine starkpulsirende Ader von Idealismus läuft und der allen theologischen und juristischen Dunst und Quark mit dem kräftigen Athemaushauch des gesunden Menschenverstandes zerbläs't und wegfegt. Wahre Kabinettstücke burlesker und grotesker Spottdichtung sind in diesem dritten Buche die Heiratsversuche oder vielmehr nur Heiratsgedanken des Panurg und sodann die Gerichtsscenen, in welchen der Richter Reitgans (Bridoye), „lequel sentencioit les procès au sort des dez“, die Hauptrolle spielt. Das 4. und 5. Buch bringt die phantastische Schilderung der Seefahrt Pantagruels und seiner Gefährten zum Orakel der göttlichen Flasche, d. h. zur Aufsuchung der Wahrheit. Denn wir haben hier eine in riesigen Verhältnissen entworfene und vollendete Allegorie vor uns, aus deren Rahmen aber eine reiche Reihenfolge satirischer Zeitgemälde drastisch-lebenswahr hervorspringt. Allen Arten von Thoren und Sündern wird darin fürchterlich mitgespielt. Aber sein Kühnstes leistete Rabelais in den Kapiteln vom Leben und Treiben auf der Insel Bimbam (Isle sonnante). Da wird die gesammte Hierarchie, vom letzten Mönche bis hinauf zum Papste, durch

eine so scharfe Hohnhechel gezogen, daß Haut und Haare davonfliegen. Zum Schlusse schlägt der Verfasser einen richtigen humoristischen Purzelbaum. Denn, nachdem unsere Wahrheitsucher endlich glücklich an ihr Reiseziel gelangt sind und die Priesterin Bacbuc mit großer Feierlichkeit den Panurg dem Orakel vorgestellt hat, „da drang aus der Göttlichen Flasche ein Geräusch, wie wenn Bienen aus dem Leib eines jungen erschlagenen Stieres hervorschwärmen, oder wie eine Armbrust, die man mit einem Widerrist abspannt, oder wie ein heftiger Regen, der plötzlich vom Himmel herunterdrischt. Dann vernahm man das Wort: Trink!“ Der Weisheit letzter Schluß wäre also dem Rabelais zufolge: „Im Wein ist Wahrheit.“ Denn „de vin on devient divin“ oder, wie Gelbcke übersetzt:

„Was der Traub' entquoll,
Gottes voll
Machen soll“.

Man sieht, die menschliche Tragikomödie löſ't sich beim Rabelais schließlich in absolute Heiterkeit auf, wie ja das auch in den Stücken seines Zwillingsbruders im Geiste, des Aristophanes, der Fall ist. Neben dem großen attischen Komöden wird der große

französische Satiriker stets seinen Platz in der Weltliteratur behaupten. Die Gegenwart ist zu schwächlich und zu ungesund, um einen Rabelais hervorzubringen und zu ertragen. Hoffentlich ersteht in der Zukunft wieder einer. Ja, ich will wünschen, daß, wenn dereinst auf der sterbenden Erde der letzte Akt besagter Tragikomödie zu Ende gehen und des englischen Dichters vorahnende Vision:

„The Sun's eye had a sickly glare,
The Earth with age was wan,
The skeletons of nations were
Around that lonely man“ —

zur Wirklichkeit geworden sein wird, dieser „lonely and last man“ zugleich der letzte Humorist und noch Rabelais genug sein möge, um gute Miene zum bösen Spiele zu machen und mit Lachen zu sich selber zu sagen: „Tire le rideau, la farce est jouée“.

II.

Hermann Kurz*).

„Der Himmel lacht und heit're Lüfte spielen“ . . .

Auf den kräftigen Schwingen seiner Silcher'schen Melodie rauschte das Lied durch den vom Tabaksqualm erfüllten Sal, wo ich — es ist lange, fürchterlich lange, volle 43 Jahre her — als Fuchs meinen ersten Kommers mitmachte.

Text wie Weise ergriff mich gleichermaßen.

„Von wem?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Der Hermann Kurz hat es gedichtet, der Silcher in Musik gesetzt.“

„Wer ist der Kurz?“

---

*) Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Paul Heyse. 10 Bde. Stuttgart, A. Kröner, 1874.

„Ein Stiftler."

„Ein Stiftler?"

„Ja wohl, aber ein hinausgeschmissener."

Das klang ganz eigen. Ungefähr so, als hätte der Sprecher sagen wollen: „Ein famoser Kerl!" Vielleicht war auch eine Mischung von Eigenliebe dabei; denn mein liebenswürdiger Nachbar war selber ein „hinausgeschmissener", d. h. ein weiland Insasse des berühmten Tübinger „Stiftes", welchem er, rebus theologicis haud bene gestis und nachdem es ihm gelungen, die fast unergründliche Langmuth des „Ephorus" Jäger, genannt Sabel, zu ergründen, zwar unfreiwillig, aber doch mit Freuden Valet gesagt hatte, um sich der Juristerei zu befleißigen, wenn auch nicht gerade leidenschaftlich.

Der mir zu- oder auch abgeneigte Leser wolle gefälligst beachten, daß vorstehendes Präludium vor 43 Jahren gespielt hat. Wie es heutzutage mit dem Stift und mit den Stiftlern bestellt sein mag, ist mir, der ich seit dem großen Exodus von 1849 mein schwäbisches Heimatland, welches man bekanntlich auf Distanz am innigsten liebt, nicht mehr betreten habe, gänzlich unbekannt, und darum verwahr' ich mich förmlich dagegen, daß man aus den

Prämissen der Vergangenheit etwa unliebsame Schlußfolgerungen für die Gegenwart ziehe. Anno dazumal freilich, d. h. in meiner Fuchsenzeit, galt es für ausgemacht, daß der „Stiftler“ von echtem Schrot und Korn eine absonderliche Species vom Genus Homo darstellte. Das Verhältniß des Stiftlers zum Deutschen und Schwaben ließe sich etwa so bestimmen, daß man sagte: Wenn der Deutsche gleich wäre einem Viereck, so wäre der Schwabe gleich einem Sechseck, der Stiftler aber gleich einem Achteck. Im Grunde genommen, flößte der richtige Stiftler Respekt ein, nämlich mittels der durchschnittlichen Tüchtigkeit seiner Bildung. Schade, daß dieser Bildung ein fataler Beigeruch anhaftete, das berühmte „Stifts-g'schmäckle“, nur für Schwaben spürbar, aber keineswegs von allen Schwaben gern gespürt. Unter den Stoffen, aus welchen dasselbe zusammengesetzt war, nahmen die Ausschließlichkeit und Selbstgefälligkeit, die man den Stiftsbewohnern im allgemeinen schuld-gab, vortretende Stellen ein. Das Ab- und Eingeschlossensein, welches die Stiftsordnung vorschrieb, verleitete die Herren Stiftler häufig dazu, sich für etwas ganz Besonderes zu halten. Es hatte sich demzufolge im Laufe der Zeit ein hochgradiges

Stiftsbewußtsein entwickelt, welches sich mehr und mehr versteifte im Hinblick auf die lange Reihe von ausgezeichneten Männern, welche innerhalb des Stiftes ihre Universitätsstudien gemacht. Eine Anstalt, aus welcher Hölderlin, Schelling, Hegel, Pahl, Schwab, Stälin, Baur, Strauß, Zeller, Schwegler, Vischer, Waiblinger, Mörike, Hauff, Pfizer, Zimmermann, Seeger, Kurz u. s. w. in die Welt, will sagen in die Wissenschaft und in die Literatur ausgegangen, war sicherlich berechtigt, ihren Stolz zu haben. Dieses wohlberechtigte Stiftsbewußtsein kam nun aber, wie die Menschen einmal sind, in den Stiftlern nicht eben liebenswürdig zur Erscheinung. Nämlich in Gestalt einer Großmannssucht und Ueberhebung, welche freilich in den Augen Wissender und Unbefangener weit mehr Belustigendes als Verletzendes hatten. War es doch erheiternd anzusehen, wie so ein Musterstiftler, eingemauert in sein potenzirtes Schwabenthum, in sein bloßes Bücherwissen, in seinen rührenden Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, zu einem Selbstbewußtsein oder, schwäbisch zu reden, zu einem „Krattel“ sich verstieg, welcher ihn selber glauben ließ und andere glauben machen wollte, er hätte den Schelling oder Hegel oder Hölderlin oder

sonst eine oder gar mehrere der Berühmtheiten früherer „Promotionen" im Leibe. Wirklich bedeutende Stiftler haben sich oft genug über diesen „Stiftlerkrattel" lustig gemacht, aber scharfnasige Leute wollten behaupten, daß auch die bedeutenden, bedeutenderen und bedeutendsten Stiftler das erwähnte „G'schmäckle" ihr Lebenlang nie losgeworden wären.

Wer es ganz gewiß nie loswurde, war der Hermann Kurz, zur Zeit seines Stiftlerdaseins von seinen Mitbewohnern der Stube „Eisleben" im Stift „Das blaue Genie", später in unserem stuttgarter Freundekreis kurzweg „Der Blaue" genannt. Der Ursprung dieses Kriegs- oder Biernamens ist etwas mythisch. Von Einem, der zugleich mit Kurz die Stube Eisleben „behorstete", erfuhr ich, daß der Dichter dazumal leidenschaftlich Spaniol geschnupft, dabei blauer Schnupftücher sich bedient habe und in Folge dessen häufig mit angebläuter Nase herumgegangen sei. Da nun der Inhaber dieser Blaunase seinen Kommilitonen für ein Genie gegolten, so hätten sie ihn das blaue Genie genannt. Kurz ließ sich das gefallen, nur latinisirte er es, indem er sich zu seinem Privatgebrauche Cäruleus — der Blaue — nannte. Unter diesem

Namen hat er sich in seine allerliebste Novellenskizze „Das Wirthshaus gegenüber" humoristisch eingeführt.

Sechs Jahre nach jenem Tage, wo ich Hermann Kurz zum erstenmal hatte nennen hören, wurde ich in Stuttgart mit ihm persönlich bekannt und befreundet. Die Bekanntschaft wurde gemacht im Hause der Frau von Suckow (Emma von Niendorf), jener liebenswürdigen und anspruchslosen Schriftstellerin, welche ihr Empfangzimmer mit feinstem Takte zu einem neutralen Boden zu machen verstand, auf welchem Menschen der verschiedensten Anschauungen und Richtungen zwanglos einander begegnen konnten. Die Freundschaft wurde gestiftet und befestigt beim „Burger Frank" und beim „Bürger Ochsenjergle", also in einem Bierkneiplein und in einer Weinstube, welche Oertlichkeiten in der Zeit von 1843—49 allen von der damals jüngeren schwäbischen Generation, die sich zum Liberalismus, Demokratismus, Republikanismus bekannten, vertraut waren und uns wenigen heute noch Lebenden jenes Kreises unvergesslich sind. Denn ach! es gilt, zu klagen:

„Ich habe gekannt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen!
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es wogen und wandern die Wellen. . . ."

Die Biographie, womit Paul Heyse die Sammlung der Werke von Kurz eingeleitet hat, zeugt auf jeder Seite von warmer und feinfühliger Freundschaft. Da und dort wäre jedoch dem Biographen eine genauere Kenntniß schwäbischer Menschen und Dinge zu wünschen gewesen. Auch ist Heyse über mehr als einen wichtigen Punkt und Wendepunkt in dem Lebenslaufe des schwäbischen Poeten hinweggegangen mit einem Stillschweigen, welches recht fein diplomatisch oder meinetwegen pietätvoll sein mag, aber vieles unerklärt läßt. Hier ist jedoch zu Erklärungen nicht der Ort, wie denn diese Zeilen überhaupt nicht darauf ausgehen, die biographische Arbeit Heyse's zu ergänzen. Nur auf einen Punkt will ich flüchtig hindeuten. Der Lebensbeschreiber hat wiederholt und ganz richtig betont, daß Kurz kein vom Glücke begünstigter Mann gewesen. Aber eine andere Frage ist, ob diese Thatsache nur den Verhältnissen schuldzugeben war. Am Ende aller Enden bleibt es doch immer wieder wahr, daß ein jeder seines Glückes eigener Schmied sei und sein müsse, und da möchte nicht zu leugnen sein, daß unser Dichter als ein ungeschickter und lässiger Schmied sich erwiesen. Allerdings muß sogleich beigefügt

werden, daß diese Lässigkeit und dieser Unschick zu seinem Wesen gehörten. Er war eben ein Träumer all sein Lebtag. Er konnte es nie dazu bringen, aus der Traumwelt, welche er sich in seinem Innern zurechtgemacht, entschieden und entschlossen herauszugehen, und ich bin überzeugt, daß es der oben gekennzeichnete „Stiftlerkrattel“ gewesen, welcher ihn wider Wissen und Willen verführte, sich für so etwas Apartes zu halten, daß er gar nicht nöthig hätte, mit der Prosa des Lebens sich auseinanderzusetzen *).

---

*) Bestätigung dieser Ansicht gibt das „Nachlaß“ überschriebene Gedicht:

„Ich werde so von hinnen eilen
Mit tief geschlossenem Visir,
Und ein paar arme stumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.
Nach diesen werden sie mich wägen,
Verdammung sprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Busen hob;
Wie ich am schönen Tag, in guter Stunde
Verschmelzend Geist in Geist verwebt,
Mit einem kleinen Menschenbunde
Ein ganzes, volles Leben durchgelebt;
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemessen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethe's Wellen fiel
Und wie wir dann in seligem Vergessen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermüthig Spiel.

So ist es dann gekommen, daß er jede der ihm gebotenen Gelegenheiten, bei guter Zeit sich eine festumfriedete Existenz zu gründen, vornehm vorübergehen ließ. Ich möchte aber dieses „vornehm" nicht allein im tadelnden Sinne verstanden wissen, sondern auch im lobenden.

Ja, dieser Sohn der alten Reichsstadt Reutlingen war eine vornehme Natur und ist es in allen Bedrängnissen seines Daseins geblieben. Er ist im ganzen Wortsinn eine „anima candida" gewesen und man darf auch von ihm sagen, was von seinem größten Landsmann mit vollem Rechte gesagt worden, daß nämlich „tief unter ihm das Gemeine im wechsellosen Scheine gelegen". Daher wirkte auch das ihm anhaftende „Stiftsg'schmäckle" nicht verletzend. Seine Milde und Duldsamkeit verleugneten sich selten. Seine Entrüstung mußte schon sehr groß sein, wenn sie in heftiger Form hervorbrach. Sonst war dieser hochbegabte, mit so vielseitigem Wissen

---

Vor solchem Leben frisch und reich
Wie sind die Lettern todt und bleich!
Doch was ich mir in mir gewesen,
Das hat kein Freund geseh'n, wird keine Seele lesen."

ausgestattete Mann mild im Urtheilen, maßvoll im Tadeln. Die schnöde deutsche Unsitte der Nörgelei lag ihm fern. Männer seines Schlages müssen gewiß immer schmerzlicher vermisst werden in einer Zeit, wo jeder dumme Junge sich zum Kritiker berufen glaubt und wo Gesellen, welche nie etwas, und wäre es auch nur das Geringste, geleistet haben und nie etwas leisten werden, sich erfrechen dürfen, den Geifer ihres grünen Neides gegen alle Autoren zu verspritzen, welche etwas können und der Nation etwas sind. Wie noch so manches andere Gute könnten die Deutschen auch literarischen Anstand von den Franzosen lernen, wenn unsere mehr oder weniger lieben Landsleute es nicht vorzögen und nicht von jeher vorgezogen hätten, den westlichen Nachbarn nur ihr Schlechtes und Schlechtestes abzugucken. In Frankreich ist es undenkbar, daß literarische Gassenbuben die großen Gestalten der Literatur mit Koth bewerfen dürften. Bei uns dürfen sie es und können dabei sogar der heimlichen oder offenen Zustimmung vonseiten des oberen und des unteren Pöbels sicher sein.

Einen wissenden Mann hab' ich Kurz genannt und das war er in der That. Es gereichte dem

höheren Schulwesen Wirtembergs von jeher zur Ehre, daß jedes studirende Landeskind, so es wollte, in den Stand gesetzt war, mit einem tüchtig gefüllten Schulsack die Universität zu beziehen. Auf dieser ist Kurz seinem Brotstudium, der Theologie, soweit fleißig obgelegen, daß er im Stande, seinen Hochschulkursus mit Bestehung des regelrechten Examens zu beschließen. Sein sodann gemachter Versuch, vikarisirend als „Diener am Worte“ thätig zu sein, war freilich von kurzer Dauer. Wahrscheinlich hat der Umstand, daß er kein Redner war, diesen Versuch noch beträchtlich abgekürzt. Fortan hatte er mit der Theologie keinen näheren Verkehr mehr. Innerste Neigung führte ihn der Literatur zu und er hatte sich für die Schriftstellerei philologisch und philosophisch sehr eifrig und erfolgreich vorbereitet, wie das ja auch sein Alters- und Studiengenoß, Mitpoet und Freund, der lange nicht genug gekannte Ludwig Seeger, der geniale Verdeutscher des Aristophanes und des Béranger, gethan hatte. Es ist bedauerlich, daß die zerstreuten kritischen und literarhistorischen Forschungen und Findungen von Kurz nicht gesammelt sind. Eine Zusammenstellung dieser Arbeiten würde die gründlichen Kenntnisse, den spürenden

Scharfsinn und das besonnene Urtheil des Verfassers erfreulich darthun. Schon während seiner Gymnasialjahre in Maulbronn hatte Kurz nicht allein auf dem Gebiete der alten, sondern auch der neuen Sprachen fleißig und mit schönem Erfolge sich umgethan. Zeugnisse hierfür sind seine zahlreichen poetischen Uebersetzungen, verdeutschte Dichtungen von Ariosto, Shakspeare, Byron, Moore, Cervantes. Den Ton von Shakspeare und Byron hat der Uebersetzer, wie mir vorkommt, nicht ganz getroffen. Dagegen müssen seine Verdeutschungen von Ariost's „Orlando furioso“ und von Moore's „Paradise and the Peri“ zu den Meisterwerken deutscher Uebersetzungskunst gestellt werden. Es ist unmöglich, die „corbellerie“ — um nicht, wie die andere Lesart lautet, zu sagen die „coglionerie“ — des Messer Lodovico gutlauniger und anmuthiger nachzudichten, als es Kurz gethan hat, und unvergleichlich schön wußte er auch das Schimmernde und Flimmernde, den lyrischen Schmelz und die sprachliche Musik des berühmten moore'schen Gedichtes wiederzugeben. Die Uebertragung der schwankhaften „Zwischenspiele“ des großen spanischen Dichters ist ebenfalls vortrefflich gelungen. . . .

Zur Zeit meiner Befreundung mit Kurz stand er in der Vollkraft seines Wollens und Könnens. Der Roman „Schiller's Heimatjahre" war erschienen und hatte zwar nicht bei der Menge, aber doch bei Urtheilsfähigen einen Beifall gefunden, welcher den Verfasser wohl zu weiterem Schaffen ermuthigen konnte. Zunächst arbeitete er an der Neudeutschung und Beschließung des „Tristan" Gottfried's von Straßburg, welches Werk, mit einer gediegenen Einleitung ausgestattet, unlange darauf veröffentlicht wurde. Kurz war dazumal eine hochragende, hagere, schmalschulterige Gestalt, mit vorgeneigtem Kopfe etwas schlotterig einhergehend. Bleicher Gesichtsfarbe, blonden Haares und Bartes, eckigen Gebarens und zugeknöpfter Haltung, wie er war, hatte seine ganze Erscheinung für den flüchtigen Beobachter wenig Anziehendes. Bei genauerem Zusehen mußten die anmuthige Bildung seines Mundes, der treuherzige Blick ungewöhnlich glänzender Augen und ein über die ganze Physionomie gebreiteter Hauch träumerischer Resignation den Beschauer gewinnen. Zu seinen Gewohnheiten gehörte, zum „Burger Frank" und zum „Bürger Ochsenjergle" immer zu spät zu kommen, um sich dann darüber zu ärgern, daß wir anderen seiner Meinung

zufolge immer zu früh gingen. Ein Hochgenuß war es, den Rubens (Seeger), den Ostjäk (Fink) und den Blauen (Kurz) mitsammen in Erinnerungen an ihre Stiftlerjahre sich ergehen zu hören. Dem Seeger fielen da die tollsten Schnurren nur so aus den Aermeln; der Fink lachte dazu, daß die Zimmerdecke schütterte; der Kurz lächelte, still in sich vergnügt „wie ein Maikäfer“, und nahm eine „währschafte“ Prise.

Zur Politik verhielt sich der Dichter damals noch ganz gleichgiltig. Das änderte sich aber mit seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe, wo er in mehrjährigem Umgange mit den Führern der badischen Kammeropposition zum regelrichtigen Liberalen sich auswuchs. Er hat später die Wendungen und Wandelungen der liberalen Doktrin in aller Ehrlichkeit mitgemacht und selbst die kindlichsten Illusionen der Partei aufrichtig getheilt. Ist es ihm doch unter anderem begegnet, daß er — zu Anfang des Jahres 1848 nach Stuttgart zurückgekehrt und nach dem großen Zusammenbruch von 1849 und der Flucht des braven Adolf Weißer mit der Redaction vom „Beobachter“ betraut — lange noch mit der Seifenblase der sogenannten „Trias-Idee“ ernsthaft spielte, nachdem der Bundes-

tag schon wieder im thurn- und taxis'schen Palast in der Eschenheimer Gasse installirt war. Die Sache ist, Politik war und blieb dem Träumer von Poeten im Grunde allzeit etwas Aeußerliches, etwas blos Anempfundenes, etwas Unsympathisches. Hat er mir ja mitten im Wirbel des großen Sturmjahres einmal seufzend gestanden, der ganze Zeitungskram ekelte ihn an, und er fühlte sich recht glücklich, wenn er sich aus der „heulenden Wüste" der Tagesfragen für etliche Stunden in die stille Oase der Beschäftigung mit irgendeinem literarischen Problem zurückziehen könnte. Natürlich hat er dessenungeachtet den schimmernden Märztraum von 1848 mit ganzer Seele mitgeträumt. Zeugniß dessen sein „Vaterlandslied", welches edle Gedicht das ganze Vertrauen, die ganze Hoffnung, den ganzen Jubel und Ueberschwang jener wunderbaren Märztage gerade so seelenvoll offenbart, wie Freiligrath's Zornflammenschrei „Der Todten an die Lebenden" die ganze Enttäuschung, den ganzen Grimm und Groll der Novembertage herzzerreißend kundgibt.

Es ist heutzutage schwer, in die Stimmung sich zu versetzen, aus welcher heraus Kurz sein „Vaterlandslied" sang. Ja, ich stehe nicht an, zu sagen, daß man jenen Frühling miterlebt haben muß, um

begreifen zu können, wie der schwäbische Dichter auf die Aetherhöhe weltbürgerlichem Idealismus sich zu schwingen vermochte, von welcher aus er der „großen Mutter" Germania in den Schlußstrophen seines Gedichtes zurief:

„Lauschend nach des Geistes Sonnen,
Sankst du hin, zum Sterben wund;
Aber Flut vom Lebensbronnen
Quoll dir aus des Todes Schlund.
Keine Freiheit ohne diese!
Bleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Ueber alle Völker hin!

Deine Seher, deine hellen,
Kannten wohl der Sterne Lauf:
Endlich steigt aus Sturm und Wellen
Jenes Friedenseiland auf,
Wo aus Dornen sich die Rose
Ungeknickt entfalten kann, —
Ja, und säuselnd bricht der große
Schöne Völkerfrühling an.

Endlich siegt der wahre Glaube,
Der die Menschheit menschlich macht.
Mit dem Oelblatt kommt die Taube
Und der Rabe flieht zur Nacht.
Aller Völker bunt Gewimmel
Wird ein freier Volksverein
Und der längst verlorne Himmel
Kehrt auf Erden wieder ein."

Das Vaterlandslied erschien im „Beobachter“ am 26. März von 1848, an jenem sonnigen Sonntag, an welchem zu Göppingen am Fuße des Hohenstaufen die große Volksversammlung stattfand und welcher wohl der schönste Tag der bekanntlich sehr harmlosen schwäbischen „Revolution“ genannt werden darf. Als wir vom Bahnhof durch das Menschengetümmel dem Platze vor dem Rathhause zuschritten, von dessen Balkon herab die Ansprachen gethan und die Schlußnahmen beantragt werden sollten, disputirte unterwegs Kurz mit dem „rothen Pfau“, welcher schließlich gelassen das große Wort aussprach:

„Das Gescheideste wäre halt doch, wenn wir ohne weiteres die Republik proklamirten.“

Wogegen Kurz ganz furibund: „Was? Du wilde Gans, wohin verfliegst du dich? Ihr Ueberstürzler werdet alles zu Grunde richten.“

Der „rothe Pfau“ war über diesen unerwarteten Ausbruch des „sanftlebenden Fleisches von Reutlingen“ für einen Augenblick bis zur Sprachlosigkeit verblüfft. Dann brummte er: „Jetzt hört aber doch alles auf, wenn auch noch der Blaue den Staatsmann heraushängen will.“

Der hinter ihm hergehende Ostjäk tröstete ihn:

„Ja, weißt du, Pfaule, seit etzlichen Tagen grassiren halt die Staatsmänner. Jedennoch die blaue Staatsmännischkeit kommt mir grün vor, sehr grün.“

Wir lachten, der Blaue lächelte und nahm eine unendliche Prise. Ueberhaupt ging es bei der schwäbischen „Revolution“ selten ganz ohne Humor und Lachen ab, und das war wohl das Beste daran. Die Spuren bewahrt ergötzlich der „Eulenspiegel“, welchen Ludwig Pfau im Sturmjahre redigirte. Kurz führte übrigens in der politischen und literarischen Debatte selten die Keule als Waffe, sondern zumeist den zierlich damascirten, aber scharfschneidigen Stoßdegen der Ironie. In seiner Streitschrift gegen einen leidenschaftlichen Bekrittler seines „Tristan“, welche unter dem Titel „Der Kampf mit dem Drachen“ 1845 erschien, kann ich zwar nicht mit Heyse ein Meisterstück „polemischen Humors“ erblicken, wohl aber in der auf die auerbach'sche Dorfhistorik gemünzten „Dorfgeschichte“ (Ges. Werke, IX, 259 fg.) eine der besten und zugleich gutmüthigsten literarischen Satiren, die jemals in Deutschland geschrieben wurden. Da ist attisches Salz oder auch allerbestes schwäbisches. Zu der lyrischen Stimmungsfülle und dem Stilglanze, welche im „Vaterlandslied“ walteten, hat sich

der Dichter später nur einmal noch erhoben, in dem prächtigen Gedichte „Der Fremdling“, einer hoch-poetisch-symbolisirenden Transfiguration des eigenen Schicksals.

Fasst man die dichterische Thätigkeit unseres Freundes und die Ergebnisse derselben zusammen, so könnte man ihn, die Vorstellung von einer schwäbischen Dichterschule als eine berechtigte vorausgesetzt, als den letzten Mohikaner dieser Schule bezeichnen. Er war so recht ein schwäbischer Binnenmensch, ein Schwabe im Superlativ, ein Reutlinger. Er ist nie in einer großen Stadt gewesen, München ausgenommen; er hat nie das Meer gesehen, auch die Hochalpen nicht, kaum flüchtig ein Stück Voralpen. Sein Heimatland war ihm A und O, war und blieb ihm die Welt. Darum ist in keines anderen schwäbischen Dichters Werken so entschieden viel vom besten Bein, Fleisch und Blut des Schwabenthums wie in den Werken von Hermann Kurz. Dieser Thatsache gegenüber konnte es wundernehmen, daß Kurz in seinem Heimatlande keineswegs populär geworden ist, wenn man nicht beachtete, daß es von jeher ein schwäbisches Specifikum gewesen, einheimische Talente zu missachten und hintanzusetzen, unter Umständen

auch zu verleumden, zu verfolgen oder zu vertreiben. Vollends solche, welche sich unter die Schablone des altherkömmlichen wirtembergischen „Schreiberregiments“ nicht zu fügen verstanden oder nicht fügen wollten.

Die Werke des schwäbischen Dichters par excellence, namentlich seine zwei großen Romane, wurden und werden in Norddeutschland und sonst außerhalb Schwabens entschieden mehr gelesen und gewürdigt als daheim. Freilich auch in der Fremde noch lange nicht nach Verdienst. Den Hauptgrund ihrer geringen Verbreitung sehe ich darin, daß Kurz es nie verstand, die Frauen für sich zu gewinnen, — die Frauen, von welchen doch die Beliebtheit eines Poeten vorzugsweise abhängt. Und warum gewann er sie nicht? Weil seinen Schriften durchweg das Glattgestrichene, Geschminkte, Kokette und häufig das Packende, Spannende, Sensationelle abgeht, weil er weit mehr ein Dichter der sinnenden Betrachtung als ein Dichter der elementaren oder der raffinirten Leidenschaft ist, weil es endlich in seinen Erzählungen vor lauter Motiviren nicht häufig genug zu dramatisch bewegtem Leben und Handeln kommt. Und wenn es dann doch dazu kommt, so ist der Leser und gar noch die

Leserin gewöhnlich schon so ermüdet und abgespannt, daß sie das Interesse an der ganzen Geschichte verloren haben.

Kurz besaß fraglos viele der besten Eigenschaften eines besten Erzählers, aber diese Vorzüge wurden nicht selten paralysirt durch den großen Fehler, daß unser Freund jenen Besuchern glich, welche die Thüre nicht mehr finden können. Er verstand es nicht, bei guter Zeit zu Ende zu kommen und abzuschließen. Das gab dann selbst kleineren Sachen, z. B. der, psychologisch angesehen, so meisterhaften Novelle „Der Weihnachtsfund", etwas so Gedehntes, daß die Geduld der meisten Leser daran erlahmte. Dieses Nichtendigenkönnen ist daran schuld, daß in der Kurz'schen Novellistik mehr als einmal der Ausgang nicht hält, was der Anfang verspricht. Man fühlt mit einer gewissen peinlichen Theilnahme, wie dem Verfasser im Verlaufe seiner Erzählung mehr und mehr die Stimmung abhanden kommt und die Dialektik ersetzen soll, was die Phantasie verweigert. Mitunter fällt darum das Ende dem Anfang gegenüber wahrhaft erschreckend ab. So in der Novelle „Die beiden Tubus". Die erste Hälfte hat ein Meister des Humors gedichtet, aber die zweite verläuft in Tri-

vialität. Was Gleichmaß und Geschlossenheit der Form angeht, so hat Kurz nichts Besseres geliefert, als seine zumeist auf Familientradition beruhenden Erzählungen, welche in der Gesammtausgabe unter der Ueberschrift „Hauschronik“ zusammengestellt sind. Sie standen ursprünglich in dem kurz'schen Novellenbuch „Genzianen“. Mir persönlich sind, wie ich gestehe, diese Geschichten das Liebste von allem, was der Freund geschaffen. Hier, meine ich, sei es ihm so gut wie sonst nirgends geglückt —

„Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Poesie zu weben.“

Die eigentliche Domäne von Kurz war die Geschichte Wirtembergs im 18. Jahrhundert. Auf diesem Gebiete kannte er jeden Weg und Steg, jeden Berg und Bach, jeden Baum und Busch, jeden Wald und Weiler. Auf dem Hintergrunde der Regierungszeit des Herzogs Karl hat er seine beiden großen Romangemälde „Schillers Heimatjahre“ und „Der Sonnenwirth“ ausgeführt. Jenes ist das frischer empfangene und künstlerischer gezeitigte und herausgearbeitete, dieses das tiefer angelegte und seelenkundiger entwickelte. In jenem herrschen

idealistisch-romantische Motive, in diesem realistisch-psychologische. Als eine „schwäbische Volksgeschichte“ durfte der Dichter seinen Sonnenwirth mit Fug bezeichnen. Ich wüßte kein Buch zu nennen, in welchem das altwirtembergische Volksdasein zur angegebenen Zeit so umfassend, so anschaulich und so lebenswahr geschildert wäre wie hier. Den Höhepunkt erreicht die Erzählung und damit zugleich den Höhepunkt des tragischen Könnens unseres Dichters im 37. Kapitel, da, wo der Sonnenwirthle, nachdem er den Fischerhanne erschossen, seinem durch das Todesthal ahnungslos daherkommenden Vater von der Bergwaldwand herab zuruft: „Sonnenwirth von Ebersbach, wo hast du deinen Sohn?“ Schade, daß auch bei diesem Werke die schauende und gestaltende Kraft des Verfassers nicht bis zum Ende vorhielt. Der letzte Theil ist nur eine fleißige, aber trockene Relation nach Kriminalakten. „Schillers Heimatjahre“ leiden an einer gewissen Zwiespaltigkeit. Der Roman hat keinen rechten Mittelpunkt. Der Held desselben im Romansinne soll Heinrich Roller sein, aber er wird durch die Erscheinung Schillers fortwährend verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt. Die beste Figur im ganzen Buche macht der Herzog Karl. Er ist über-

haupt die am meisten plastische und typische Gestalt, welche Kurz geschaffen hat. Dieser Erzmischmasch von aufgeklärtem Despoten, Jagdwütherich und Wüstling, von Tyrann und Schulmeister leibt und lebt vor unsern Augen, obzwar unser Dichter die Farben, mit denen er das Porträt malte, etwas abgedämpft hat. Es ist ihm gelungen, den Herzog so zu sagen dichterisch zu rehabilitiren, indem er einen Stral altwirtembergischer Pietät auf denselben fallen ließ.

Heyse hat sich mittels Veranstaltung und Veröffentlichung der vorliegenden Gesammtausgabe gewiß den Dank aller Wissenden und Empfänglichen verdient. Aber verwunderlich ist, daß in dieser Gesammtausgabe gerade das Werk von Kurz fehlt, welches, wenn vom Dichter im engeren Sinne die Rede, fraglos für sein bedeutendstes gelten muß. Ich meine selbstverständlich den von dem Freunde gedichteten Beschluß des von Gottfried von Straßburg unvollendet gelassenen Tristan. Noch im Mittelalter hatte, wie jeder weiß, das wundersame Werk Gottfrieds zwei Poeten, den Heinrich von Freiberg und den Ulrich von Türheim, zur Vollendung angeeifert, und die Beiden hatten sich auch nach einander ihrer Aufgabe entledigt, soweit eben ihre Mittel reichten.

In unserem Jahrhundert sodann hatten Follen und Immermann den reizenden Stoff zu selbstständiger Behandlung wieder aufgenommen und hatte es der erstgenannte nur zur Schaffung etlicher Bruchstücke gebracht. Auch Immermann's herrlicher Wurf war nicht zum Ziele gelangt, weil den düsseldorfer Meister der Tod vorzeitig hinwegnahm, wie er den straßburger vordem vorzeitig hinweggenommen hatte. Kurz war glücklicher. Ja, als einen rechten Glücksfall rechne ich es ihm an, daß ihm gegönnt gewesen, das „Hohelied von Tristan und Isolde" zu beschließen. Denn wie hat er es beschlossen! So, daß der alte Gottfried, falls er aus seinem unbekannten Grabe sich erheben und seines Nachfolgers Leistung betrachten könnte, wohl sagen würde: „Das ist mein lieber Sohn; an dem hab' ich Wohlgefallen." Ich will damit nur auf die Kongenialität des alten Beginners und des neuen Vollenders hingewiesen haben, indem ich ja nicht meinen kann, Kurz hätte in knechtischer Schmiegsamkeit ganz im Sinn und Stil des mittelalterlichen Meisters gedichtet. Allerdings hielt er treulich die Grundlinie ein, welche die Sage und sein Vorgänger ihm vorgezeichnet hatten. Aber statt den Ton des 13. Jahrhunderts ängstlich nachzukünsteln,

schlug er kraftvoll den des 19. an, und wenn trotzdem seine Krönung von Gottfried's graziösem Bau so harmonisch zu demselben stimmt, so hat das seinen Grund darin, daß durch die ganze alte Liebesmär von Tristan und Isolde unverkennbar ein stark moderner Zug geht und daß ja auch der mittelalterliche Romantiker Gottfried von einem Vorwehen neuzeitlichen Geistes angehaucht war. Man denke nur daran, mit welcher lächelnden Ironie dieser überlegene Genius da, wo er seine Heldin die Feuerprobe bestehen läßt, das Ordalien-Institut behandelt hat. Selbst Heine hätte diese Mittelalterlichkeit nicht köstlicher verspotten können. Es ist unmöglich, den Beschluß vom Tristan zu lesen, ohne den Beschließer achten zu lernen und liebzugewinnen. Hier hält das Ende ganz, was der Anfang verspricht. Mir ist, wenn ich diese sinn- und geistvollen, phantasiereichen und melodischen Gesänge wieder lese, immer, als blickten mich daraus die Augen des Freundes so träumerisch-treuherzig an wie vor Zeiten. Dann vermag ich mich auch des bitteren Gefühles nicht zu erwehren, wie wenig die deutsche Leserwelt diesem vaterländischen Schriftsteller bislang gerecht geworden. Schade, daß er kein Franzos gewesen! Schade, daß

er, statt aus der Geschichte, aus der Landes- und Volksart seiner Heimat heraus seine Romane und Novellen zu schreiben, nicht aus boue de Paris wüste Fratzen geknetet hat! Schade, daß er, statt ein standhafter Idealist und echter Poet zu sein, nicht den photographischen Apparat des hochgelobten „Realismus“ in Boulevardstheatern, Branntweinkneipen und sonstigen Kloaken herumgeschleppt hat! Wäre er ein Franzos gewesen und hätte er so geschmierakelt, ja dann würden die guten Deutschen und besseren Deutschinnen zweifelsohne seine Bücher verschlungen haben und verschlingen.

Von den Verhältnissen und Stimmungen des Freundes in seinen letzten Lebensjahren hab' ich keine nähere Kenntniß. Ich weiß nur, daß er seinen Lebensabend verhältnißmäßig sorglos verbringen konnte. Der Ungerechtigkeit und Theilnahmelosigkeit des Publikums müde, hatte er der dichterischen Hervorbringung entsagt und sich ganz seinem spät, zu spät erlangten Amt als einer der Universitätsbibliothekare zu Tübingen, sowie seinen literarischen und historischen Forschungen gewidmet. Eine gediegene Frucht der letzteren war die im Jahre 1871 in Buchform erschienene geschichtliche Bilderreihe „Aus

den Tagen der Schmach". Wie Kurz im großen Jahre der Deutschen fühlte und dachte, bezeugt schön die Zusatzstrophe, welche er dazumal (1870) seinem zehn Jahre zuvor gedichteten Märchen „Die zwölf Brüder und der Menschenfresser" anfügte. Dieses politische Märchen hatte die Schlußzeile gehabt: „'s gibt keinen Oger mehr." Die Zusatzstrophe von 1870 nahm das auf und sagte:

„Doch ja, den Oger gibt's zur Frist
In seiner stolzen Babel,
Doch der begrab'ne Bruderzwist
Macht ihn erst recht zur Fabel.
Ein Zorn im Volk, ein Muth im Heer,
Vorüber Hohn und Spott,
Und lächelnd reicht er uns den Speer,
Der alte Siegesgott."

Die Periode der Enttäuschung, Ernüchterung und Erbitterung welche dem beispiellosen Aufschwung des großen Jahres folgte, hat Kurz nicht mehr mitdurchleben müssen. Der Anblick der traurigen Ebbe, welche so bald nach der prächtigen Hochflut von 1870—71 eintrat, blieb dem Patrioten erspart. Auch ist ihm das Sterben leichter geworden, als ihm das Leben gewesen. Am 10. Oktober von 1873 beschloß ein plötzlicher Tod das innerlich so reiche,

äußerlich so dürftige Leben des am 30. November von 1813 geborenen Dichters. „Das Herz war ihm gesprungen," meldet sein Biograph und fürsorglich treuer Freund Heyse.

Have, anima candida!

III.

Ein östreichischer Dichter.

Zweifelsohne werden in deutschen Landen dermalen mehr Bücher gekauft, auch in Versen geschriebene, als in den dreißiger und vierziger Jahren, und es verwirklicht sich mehr und mehr die Ansicht, daß zur Einrichtung eines anständigen Haushaltes auch eine Bücherei von kleinerem oder größerem Umfange gehöre. Aus eigener in den letzten Sommern gemachter Erfahrung kann ich bezeugen, daß die schmierigen Leihbibliotheken-Bände, welche an schweizerischen Kurorten früher eben so häufig als widerwärtig in den Händen deutscher Damen sichtbar waren, allmälig Büchern Platz gemacht haben, deren Einband auf Privatbesitz hindeutet. Aber wenn meine Landsleute jetzt mehr Geld für die Literatur haben

als früher, so ist ihre Theilnahme für dieselbe keineswegs in demselben Grade gestiegen. Ich meine die wirkliche, die echte und rechte Theilnahme, nicht die gemachte und nach den Vorschriften der Konvenienz zur Schau gestellte.

Kein Wissender wird mir widersprechen wollen, wenn ich sage: Das Geschlecht von heute kann sich keine deutliche Vorstellung davon machen, was alles uns anderen, uns Menschen der älteren Generation, die Literatur gewesen ist, welche Bedeutung Dichter und Dichtungen zu unserer Zeit hatten. Was hatten wir denn anderes in unseren Studentenjahren, so wir nicht etwa, was freilich vielen von uns begegnete, im Irrgarten der Hegelei herumtaumeln wollten? Das deutsche Vaterland war ja nur als „geographischer Begriff“ erlaubt. Als treugehorsamster Unterthan einer der drei Dutzende deutscher Bundesstaaten sich zu fühlen, konnte doch wohl nur die allerordinärsten Packeselseelen befriedigen. Auch mit dem gebratenen Eis der Weltbürgerei hatten wir alle, die nicht zur genannten Seelen-Kategorie gehörten, uns gründlich den Magen verdorben und wollten davon nichts mehr wissen. Das Bestehende in Staat und Kirche widerte uns

an, und weil uns daran so vieles mißfiel, mißfallen mußte, verwarfen wir nach der Art brausender Jugend alles. Wie glücklich sind die jungen Leute von heutzutage! Die haben gut „positiv" sein. Sie „stört nicht im Innern vergeblicher Streit". Sie brauchen sich um Deutschland keine Sorge zu machen. Sie gehören zur „Partei Bismarck sans phrase", überlassen beruhigt alles dem Allesmacher, arbeiten realpolitisch an ihrer eigenen Carrière und haben daneben noch Zeit und Stimmung, ihren nicht gerade großen literarischen Appetit mit allerhand dermalen wieder aufgewärmtem romantischem, niedlich in Versen servirtem Kohl oder auch mit durchaus harmlosen antiquarischen Romansuppen zu stillen, zu welchen altdeutsche Reckenknochen oder egyptische Mumien mehr oder minder recht geschickt verkocht worden sind. Solche Kost erhält das Blut in ruhig reichsunterthänlichem Umlauf, fördert einen regelmäßigen und sanften geistigen Stuhlgang — was man jetzo Gehirn-Sekretionen nennt — und schwellt Männerherzen und Frauenbusen mit dem lauwärmlichen Winde „zielbewußten" Patriotismus. Dabei ist dieses Geschlecht ganz außerordentlich mit sich selbst zufrieden und in seinem Opportunismus laut vergnügt. Junge

Leute — mitunter sind es auch alte Laffen — welche nie ein anderes Leid erlitten, als daß sie etwa durch's Maturitäts-Examen gefallen oder daß der auserwählte Backfisch ihnen einen andern dummen Jungen vorgezogen oder daß sie, falls sie zur zweitgenannten Kategorie gehören, bei der Vertheilung von Ordens-Almosen einmal leer ausgegangen, kurzum Bursche, denen das Buch der Geschichte ein siebenfach versiegeltes und der Kampf ums Dasein eine unbekannte Größe ist, erklären hoch herab, nicht begreifen zu können, wie man so altfränkisch sein möge, sich „von der Menschheit ganzem Jammer anfassen“ zu lassen, und erlassen faselnde Manifeste gegen den „grundverderblichen Pessimismus“, von welchem sie ungefähr so viel wissen und verstehen, wie ein Kakadu von den Logarithmen.

Ja, wir anderen waren nicht so gut daran und konnten uns nicht in solcher Selbstgefälligkeit wiegen. Wir hatten kein deutsches Reich, keinen allesmachenden Bismarck, keinen alleinseligmachenden Opportunismus. Wir hatten nur unsere „ideologische“ Begeisterung, unsere Liebe und unsern Haß, unsern nur allzu begründeten Groll und Zorn, nur das lastende Gefühl der Gegenwart und nebelhafte Zukunftshoffnungen.

Eine solche Zeitstimmung macht aber die Menschen empfänglich und dankbar für die Offenbarungen der Poesie, von welcher dazumal ein jetzt vergessener Poet mit Fug und Recht sagen durfte:

Noch wandelt immerdar wie weiland
Mit Feuerworten inhaltsschwer
Die Poesie vor jedem Heiland
Als tausender Johannes her.

Der arme Heiland, welcher eigentlich eine Heilandin war, ist seitdem obsolet geworden und gänzlich aus der Mode gekommen. Die Ursache ist traurig klar. Die Arme hat es ja erleben müssen, daß ihr die absonderlichsten Lug- und Trugpropheten erstanden, französische und deutsche Kommunisten, römische Bonzen, zarische „Völkerbefreier“. Sie hat es erleiden müssen, daß sie, statt mit Lorbeer und Eichenlaub bekrönt zu werden, mit Petrol gesalbt wurde. Kein Wunder, daß sie in schlechtem Geruch jetzunder. Zu unserer Zeit war sie hold und schön, von Ambrosia und Nektar duftend, und rosenbekränzt zog sie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele den Völkern voran. Ihrer Vorläufer, ihrer Johannese waren viele, auch etliche auserwählte. Wunderliche Heilige gab es ebenfalls darunter. Aber ich frage alle meine

Altersgenossen, welchen noch ein Sonnenstral von Jugend in der Seele haften geblieben, ob ihnen nicht das Herz höher schlage bei der Erinnerung an die Spannung, mit welcher wir dem Erscheinen neuer Dichtungen von Rückert, Uhland und Chamisso, von Platen und Immermann, von Heine und Grabbe, von Lenau und Grün, von Mosen und Freiligrath entgegensahen und mit welcher innigen Theilnahme die erschienenen begrüßt und genossen wurden. Ja, damals gab es noch literarische „Ereignisse", und manchmal könnte einen wohl ein leiser Zweifel beschleichen, ob alle die politischen und socialen, welche wir seither erlebten, die Menschen wirklich glücklicher gemacht hätten. Besser und weiser jedenfalls nicht.

Dem Deutsch-Oestreicherthum gebührt der Ruhm, zu der berufenen Schar deutscher Dichter der dreißiger und vierziger Jahre ein auserlesenes Fähnlein gestellt zu haben. Während Grillparzer, verbittert durch eine blödsinnig-brutale Theatercensur und die Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen, sich grollend in sein Kämmerlein zurückzog und sozusagen nur noch für sich selbst dichtete, rückte das besagte Fähnlein rüstig ins Feld, und zwar unter der Führung von Nikolaus Lenau und Anastasius Grün. Man hat

dafür wol auch ein anderes Bild gebraucht, indem man diesen die Lerche, jenen die Nachtigall der deutschen Freiheitslyrik nannte. Ohne Bild will ich sagen, daß der im Oktober von 1822 zu Teplitz geborene Alfred Meißner, von welchem hier die Rede sein soll, wie zu den begabtesten, so auch zu den wirksamsten deutsch-östreichischen Dichtern gehörte, denen Niembsch und Auersperg aus dem metternichig vermauerten Oestreich hervor und nach Deutschland herein die Bahn gebrochen haben.

Damals mußte man noch etwas sein, um literarisch etwas vorzustellen und zu bedeuten. Die Literatur war noch nicht so rein oder unrein geschäftsmäßig organisirt wie sie es heute ist. Die jetzt so blühenden Vor- und Rückversicherungs-Anstalten für Ruf und Ruhm oder wenigstens für das „Gefragtsein" auf dem Büchermarkte waren erst in schüchternen Anfängen vorhanden. Die Reklame, welche jetzt zu einer so üppigen Rose von Saron sich entfaltet hat, lief noch in der „Unschuld Flügelkleide" herum. Die Blitzpost existirte noch nicht und die liebe Kameradschaft konnte darum auch nicht mittels derselben urbi et orbi verkünden, daß der große Basel mit einer neuen Komödie schwanger ginge oder daß der größere Fasel sich anschickte,

demnächst von einem neuen Roman entbunden zu werden. Die Freimaurerei der Mittelmäßigkeit, die gelehrte wie die belletristische, besaß noch nicht das weitverzweigte und einflußreiche Logennetz, worüber sie dermalen verfügt, und war demnach auch nicht im Stande, aus jedem beliebigen Spatzen je nach Bedürfniß einen Sprosser oder einen Adler zu machen.

So sah sich denn Meißner auf sich selbst gestellt, als er sich anschickte, dem in der deutschen Literaturgeschichte schon ehrenhaft bekannten Namen, welchen er trug, zu neuen Ehren zu verhelfen. Sein Großvater nämlich war jener 1753 zu Bautzen geborene August Gottlieb Meißner, welchen Kaiser Josef zum Professor der deutschen Literatur an der Universität Prag gemacht hatte und welcher als Verfasser der „Skizzen“, der „Bianca Capello“ und des „Alkibiades“ einer der beliebtesten Erzähler des vorigen Jahrhunderts gewesen war. Im Vorbeigehen sei erwähnt, daß der Enkel Alfred pietätvoll die autobiographischen Aufzeichnungen des Großvaters gesammelt und unter dem Titel „Rokokobilder“ (2. Aufl. 1876) zu einem sehr lesenswerthen Buche zusammengestellt hat, welches gar manches helle Streiflicht auf die josefische Zeit wirft.

Der junge Mann gewann im Jahre 1846 den Doktorhut der Medicin, hat aber, so viel ich weiß, niemals im Schatten dieser ehrwürdigen Kopfbedachung gewohnt, das heißt ärztlich prakticirt. Wie es scheint, wurde er durch die warme Anerkennung, welche ihm die erste öffentliche Probe seines dichterischen Talentes eintrug („Gedichte“ 1845) und welche das Erscheinen seiner erzählenden Dichtung „Ziska“ (1846) rasch zu entschiedenem Beifall steigerte, für immer der Literatur zugewendet. Die „Gedichte“ liegen jetzt in zwölfter, der „Ziska“ ebenfalls in zwölfter Auflage vor („Dichtungen“, 3 Bände, 1879).

Meißner's Stärke ist nicht das, was man „reine Lyrik“ zu nennen pflegt. Nicht als ob ihm die lyrische Stimmung fehlte, aber sie kommt selten unmittelbar heraus. Seine Lyrik ist keine Blume, die sich selbstherrlich auf ihrem Stengel, das heißt auf der elementaren Empfindung wiegt. Vielmehr gleicht sie, wenn ich recht urtheile, einer Rebe, die sich am Stabe entweder des Gedankens oder der Thatsache emporrankt, sei diese ein Vorgang des Tages, sei sie ein Ereigniß der Geschichte. Wie als Mensch, so ist Meißner auch als Dichter von der Illusion jener völkerbrüderlichen Weltbürgerei ausgegangen, worin

wir ja dazumal alle in Versen und in Prosa herumduselten, bis uns die lieben Nachbarn in Süd und Nord, West und Ost sehr empfindlich auf die ihnen menschenbruderschaftlich und völkersolidarisch entgegengestreckten Hände schlugen. In juvenilem Ueberschwang hatte unser Dichter sogar deutsche Klagelieder für das „unterdrückte" Czechenthum angestimmt, bis ihm sozusagen handgreiflich gezeigt wurde, wie die Herren Czechen mit dem Deutschthum umzuspringen gedächten, sobald sie das Heft in den Händen hätten. Bei guter Zeit hat sich dann Meißner den Thorentraum von der Völkerbruderschaft aus den Augen gerieben und hat sich, wie jeder anständige deutsche Kosmopolit in den letzten zwanzig Jahren gethan, zum patriotischen Kredo bekehrt. Nur notorische Narren oder notorische Lumpe hängen heutzutage noch die fadenscheinige Fahne der Weltbürgerei heraus. Wie warm unserm Dichter das deutsche Blut durch die Adern rollt, beweisen kraft- und klangvoll seine „Zeitklänge" von 1870 bis 1871 („Dichtungen", III, 157—190). Selbstverständlich jedoch ist Meißner's Patriotismus kein bornirter, wie ja überhaupt denkende und wissende Deutsche nie Chauvinisten sind. Wir lassen anderen Völkern gern ihr Recht,

nur wollten und wollen wir endlich einmal auch das unsere haben und halten. Die Rolle des kosmopolitischen Kulturdüngers kommt uns durchaus nicht mehr begehrenswerth vor, aber niemals sollen und wollen wir jene Ader von Universalität verleugnen, welche sich durch das Germanenthum zieht und zu dessen edelsten Eigenschaften gehört, obzwar sie ihm selber nicht selten hochgefährlich wird, weil sie die Entäußerung der Nationalität so sehr erleichtert. Im besten Sinne pulsirt diese Ader in unserm Dichter. Vieles vom Schönsten, was ihm gelungen, ist derselben entquollen. Das wunderbare Sichhineinfühlen in fremde Länder, Orte und Menschenseelen ist geradezu ein Hauptcharakterzug von Meißner's Poesie. Man lese, wie er Byron und Shelley kennzeichnet („Dichtungen", II, 173, 177). Ich glaube nicht, daß jemals ein Poet von einem Poeten bündiger und schöner charakterisirt worden sei, als Meißner in den sechs Zeilen:

Ein ernsthaft spielend Kind, ein Maientag,
Der Schatten eines Menschen, eine Laute,
Von jedem Windhauch tongeschwellt — ein Hag
Voll Rosenduft, ein Geist, der Geister schaute,
Der Wurm und Vogel seine Brüder nannte
Und dem Natur ihr tiefstes Sein vertraute —

den armen Shelley charakterisirte, und ich kann es nicht tadeln, sondern nur loben, daß er den Zug „a phantom among men“ aus einer berühmten Selbstkennzeichnung des englischen Dichters herübergenommen hat. Einzig schön ist das Gedicht „Venezia“ (D. II, 57), welches mit der Strophe:

Es schlummert eine hehre,
Seltsame Stadt im Meere,
Mit tausend bunten Zinnen
Im Meere blau und still;
Schön wie ein Traum zu schauen,
Der bei des Morgens Grauen
In Luft und Duft zerrinnen,
In Nichts zerfließen will —

anhebt. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß keiner der vielen Dichter, welche Venedig geschildert, besungen, betrauert haben, keiner, selbst Göthe, Byron und Platen nicht ausgenommen, den traumhaften Zauber der sterbenden Königin der Adria so magisch ergreifend vor das Seelenauge gebracht hat, wie Meißner in dieser herrlichen Elegie gethan — ja, ich glaube nicht zu irren, wenn ich meine, „Venezia“ sei das stimmungsvollste und formschönste seiner Gedichte. Hier ist es dem Dichter gelungen, die poetische Beschreibung zur Lyrik höchsten Stils zu erheben.

Als epiſcher Maler von ſcharfer Zeichnung und geſunder Farbenblüthe hat er ſich erwieſen in den zwei „Reihen“ von „Bildern und Geſtalten“ (D. II, 139 fg. III, 89 fg.), worunter auch die vorzüglich gelungene Hiſtorie „Das Ende der Gironde“ mit der geiſtvollen Schlußwendung. Das Romanzenbuch vom Huſſitenhelden Ziſka dürfte ſeine bleibende Bedeutung als einer der beſtgezielten epiſchen Würfe behaupten, welche den Poeten unſerer Zeit gelungen ſind. Es iſt in dem Werke ein uns wohlthuend anſprechender, jugendfriſcher Sturm und Drang, verbunden mit einer künſtleriſch ſicheren Beherrſchung der poetiſchen Mittel. Ihre Glanzhöhe erreicht die Dichtung in den prächtigen Romanzen „Die Adamiten“ und „Der Winzerzug“ (D. I, 119, 127).

Die reiche Thätigkeit, welche Meißner auch im Roman und in der Novelle entfaltet hat, iſt bekannt. Etliche zwanzig Bände zeugen davon. Unter den Romandichtungen ſteht der vierbändige Zeitroman „Schwarzgelb“ mit ſeiner Ergänzung „Babel“ obenan. Das Werk darf ſich ohne Anmaßung Gutzkow's „Ritter vom Geiſte“ zur Seite ſtellen. Es iſt aber ſpecifiſch öſtreichiſch. Es baut auf dem Boden der öſtreichiſchen Staats- und Geſellſchaftszuſtände ſich auf, wie die-

selben nach vertos'tem Sturm von 1848 sich gestaltet hatten. Nur ein geborener Oestreicher, der aber zugleich ein so feinfühliger, scharf beobachtender, gestaltungsmächtiger und auch des Humors nicht ermangelnder Dichter wie Meißner sein mußte, war im Stande, so zu „östreichern", das heißt die charakteristische Oestreicherei in Figuren und Situationen so lebenswahr herauszugreifen und vor uns hinzustellen. Als die Meisternovelle unseres Poeten bezeichne ich ohne Zögern die, welche „Zur Ehre Gottes" überschrieben ist. Da kann man sehen, wie ein rechter Dichter das vielbehandelte Problem des Jesuitismus fasst und handhabt.

Wenn ein Schriftsteller von der lang ausdauernden und vielseitigen Hervorbringungskraft Meißner's auf das durchschrittene Arbeitsfeld zurückblickt, so kann es nicht fehlen, daß er zu einer Nachlese auf demselben sich angeregt fühlt. Liegen doch allenthalben Aehren umher, welche beim Garbenbinden nebenaus gefallen sind. Eine solche Aehrenlese vollzog auch Meißner und er hat den Ertrag derselben in einem zweibändigen Buche gesammelt, welches unter dem Titel: „Schattentanz" (Zürich, Cäsar Schmidt, 1881) erschienen ist. Der Titel will mir, offen gestanden,

nicht gefallen. Derselbe thut ja dem Buche geradezu ein Unrecht an, denn der Inhalt ist nichtsweniger als schattenhaft, sondern voll tüchtiger Wesenheit und Wirklichkeit. Das Ganze kann man, wenn man will, ein originelles Memoirenbuch nennen. Es enthält ein großes Stück vom Leben des Verfassers, Stimmungen, Erfahrungen, Erlebnisse, Erinnerungen; aber nicht in der Form selbstbiographischer Darstellung, sondern in der mannichfach wechselnden Einkleidung von Wanderstudien, Reisenovellen, Begegnungen und Gesprächen. Diese persönlichen Denkwürdigkeiten in künstlerischer Form gewähren einen nicht geringen Grad von ästhetischem Genusse, welcher durch die Theilnahme für die mit liebenswürdigster Anspruchslosigkeit sich gebende Persönlichkeit des Autors noch erhöht wird. Es steckt auch viel Ernst, manche sehr beherzigenswerthe Lehre in diesen scheinbar so leicht hingeworfenen, mit humoristischen Arabesken verbrämten Skizzen. Heimat und Fremde, Deutschland, Italien, Frankreich sind die Schauplätze derselben. Mitunter erweitert sich die Skizze zu einer mit großer Liebe und Feinheit ausgeführten Novelle, wie „Toni" eine ist, womit der zweite Band anhebt. Mit tragischem Humor getränkt ist „Die Geschichte von

zehntausend Gulden", eine höchst zeitgemäße Geschichte fürwahr, namentlich gedankenlosen Optimisten zum lesen und bedenken zu empfehlen, welche nicht müde werden, zu sagen und zu singen, „wie so herrlich weit wir es gebracht" — im Gründen und Schwindeln. Feinfühlige Leser und Leserinnen werden auch mit Vergnügen die verschiedenen Tonarten auf sich wirken lassen, welche Meißner in den zwei Kapiteln „Frühlingstage in Ober-Italien" (1858) und „Bilder aus dem neuen Italien" (1874) anzuschlagen verstand. Unter den Gestalten, welche uns da vorgeführt werden, ist insbesondere der „unabweisbare Landsmann" (I, 211 fg.) von hochkomischer Ergötzlichkeit. Kaum minder ergötzlich geht es her am „Tische der Malcontenten" (II, 166 fg.), welcher freilich vor einem sehr ernsten Hintergrunde steht. Unsere innigste, geradezu schmerzliche Theilnahme dagegen weiß der Verfasser zu erregen und festzuhalten mittels seines Aufsatzes „Letzte Erinnerungen an Heinrich Heine" (II, 243 fg.), welche uns an die „Matratzengruft" des todtkranken Dichters in der Rue d'Amsterdam führen. Die Darstellung ist eine keineswegs weinerliche, und doch bewegt sie uns durch die ihr innewohnende Macht der Wahrheit zu Thränen,

durch welche hindurch wir dann wol auch wieder lächeln müssen, wenn von diesem trostlosen Krankenbette her ein unverwüstlicher Humor seine klingende Schellenkappe schüttelt, wie zum Beispiel während der lustigen Begegnung Meißner's mit dem verschollenen August Lewald in der Matratzengruft geschah... Summa: Eine solche Aehrenlese lassen wir uns mit Vergnügen gefallen. Die Aehren sind von gutem Geschmacke, nahrhaft, erquicklich, und die Art der Lese bezeugt, daß der Schnitter noch im Vollsafte seiner Rüstigkeit stehe. Möge ihm gegönnt sein, noch manche Garbe zu binden und einzuheimsen!

Diesem Wunsche will ich noch einen weiteren, größeren, allgemeineren beifügen, einen Wunsch, der dahin geht, daß jeder Deutsche, welcher Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, nach Vermögen die Deutsch-Oestreicher in dem guten Streit unterstützen sollte, den sie für das Deutschthum dermalen auszufechten haben und noch lange auszufechten haben werden. Solche Unterstützung kann insbesondere auch dadurch geleistet werden, daß die Mitarbeit Deutsch-Oestreichs an der nationalen Kultur, an unserer Literatur, Kunst und Wissenschaft bei jeder Gelegenheit beachtet und geachtet, gewerthet und

anerkannt wird. Die Deutschen in Oestreich sollen allzeit fühlen und sich bewußt bleiben, daß sie mit uns anderen Deutschen nicht nur ein Fleisch und Blut, sondern auch ein Geist seien, und sie sollen sich dieses Gefühl und Bewußtsein ja nicht stören oder schädigen lassen durch das selbstgefällige und dünkelhafte Geschwätz einer Borussomanie, welche hohenzollern'scher sein will als die Hohenzollern und spreewässeriger ist als die Spree.

Zwischen Falknis und Piz Alun.

I.

Ragaz.

Der Sommer von 1880 hat, wie jedermann merken mußte, neben den gewohnten ordentlichen Liebenswürdigkeiten unseres lieben „gemäßigten“ Klima's auch noch verschiedene außerordentliche entfaltet. Wir drei Freunde und Stammgäste von Ragaz, welche eine im Propheten Daniel bewanderte Kurgästin die drei Männer Sadrach, Mesach und Abednego — wenn nicht vom nebukadnezarischen Feuerofen, so doch vom kühlen „Quellenhof“ — wunderlich benamsete, wir drei Freunde also hatten im Juni sattsame Gelegenheit, im Thale zwischen dem Piz Alun und dem Falknis häufig binnen Tagesfrist zu erfahren, wie es der Epidermis eines civilisirten Menschen am Nordkap oder aber unter

dem Aequator und umgekehrt zu Muthe wäre. Am Johannistage, welcher doch von kalenderwegen hätte so anständig sein sollen, etzliche Hochsommerlichkeit zu entwickeln, waren die Berge bis tief herab verschneit und erfreute sich eine Dame beim Morgenspazirgang ihres vorsichtiger Weise mitgebrachten Pelzmantels. Wir durchmaßen mit langen Schritten die große Wandelhalle, eine der Zierden von Ragaz, und führten mehr oder minder anmuthige oder unmuthige Wettergespräche, als mir eine Karte gebracht wurde, welche besagte, daß der liebe alte H. aus Stralsund im „Hof Ragaz" eingetroffen wäre. Bald kam er selbst, und wir tauschten die Erinnerungen an unser erstes Zusammentreffen am Ufer der reißenden und rauschenden Tamina. Lang, lang war's her, gerade 25 Jahre! Noch ein Jahr früher war ich zum erstenmal nach Ragaz gekommen und zwar in Gesellschaft meines Freundes und Verlegers Otto Wigand, der nun auch schon lange „ruht im Bann des ewigen Schweigens".

Ach, eines alternden Menschen Fuß stößt überall an Gräber von Solchen, die Freud' und Leid mit uns getheilt hatten. Ja, ja, das Altwerden! Wohl dem, der auch diese schofle Einrichtung der „all-

gütigen Mutter" Natur, wie noch verschiedene andere, mit Humor zu nehmen und zu tragen weiß! Es gibt auch in unserer nüchtern-realistischen Zeit glücklicherweise noch solche Humoristen. Im Wartsale des züricher Bahnhofes war ich auf einen Herrn gestoßen, der mir bekannt vorkam. Ihm ging es mit mir gerade so. Nachdem wir eine Weile vigilirend um einander herumgegangen, trat die Idee in die Phase der Verwirklichung, d. h. wir erkannten uns. Hatten uns so etwa 26 Jährlein nicht mehr gesehen. „Nun, jünger sind Sie gerade nicht geworden, lieber Freund." — „Ja, lieber Freund, glauben Sie denn, ich hätte rückwärts wachsen sollen wie ein Kuhschwanz?" entgegnete er.

Einen Genuß hat das Alter vor der Jugend voraus: den ruhigen Gedankenaustausch zwischen Freunden, welche über verschiedenes verschieden denken können, aber in den Stürmen des Lebens die Reife oder, mit dem alten Lukretius zu sprechen, die „Frömmigkeit" gewonnen haben —

„Mit gleichmüthigem Sinn hinschauen zu können auf alles."

Demzufolge vermochten alle die Nücken und Tücken unseres, wie bekannt, „gemäßigten" Klima's

unsere Laune nicht zu trüben. Peripatetiker vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sprachen wir mitsammen de rebus omnibus et quibusdam aliis, obzwar unsere Gespräche nicht gerade immer ordonnanzmäßig „reichsfreundlich“ geklungen haben mögen. Weder konservative Hep-Hep-Rufer, noch nationalliberale Kompromißflickschuster würden daran Freude gehabt haben. Auch die Säulenheiligen vom Centrum nicht, obzwar wir am Morgen unseres Abreisetages noch der Einweihung einer zwischen dem „Hof Ragaz“ und dem „Quellenhof“ erbauten katholischen Kapelle durch Seine Gnaden den hochwürdigen Herrn Bischof von St. Gallen aus andächtiger Ferne zusahen.

Unseren Lungen und Beinen mutheten wir nicht mehr zu, als für Beine und Lungen von, wie die Schweizer sagen, „bestandenem“ Alter ziemlich. Wenn ich meine Blicke an den Felswänden des Falknis emporschweifen ließ, kam es mir schier verwunderlich vor, daß ich vor Zeiten einmal da droben gewesen, und wie einer halbverklungenen Sage horchte ich dem, was ein anmuthiges junges Mädchen aus Mainz, welches in den letzten Tagen die langwierige und beschwerliche Ersteigung des Bergriesen kühn unternommen und tapfer ausgeführt hatte, von dem

herrlichen drobigen Ausblick rundum und weithin in die Alpenpracht zu erzählen wußte. Alles hat seine Zeit. Es gab eine, wo auch ich eine Art von „Bergfex“ gewesen, obzwar nicht von jener höchsten Potenz der jetzo modischen Bergfexerei, welche zum Frühstück dieses Horn oder jenen Piz „nimmt“ und zum Vesperbrot das so- und sovielte Gletscherjoch „macht“.

Wir faßten die Resolution, daß es für uns zeit-, lungen- und beinegemäß, den Bergmajestäten unsere Huldigungen für diesmal und fortan bescheidentlich von untenhinauf darzubringen. Wer aber Jugend und einige Uebung im Bergsteigen besitzt, sollte während eines Aufenthaltes in Ragaz nicht versäumen, einen oder etliche der umherragenden Gipfel zu erklimmen. Mit dem Guschakopf und dem Fläscherberg beginnend, mag er zum Piz Alun vorschreiten, um dann an den Vasön (fälschlich Fasanenkopf geheißen) sich zu wagen und schließlich gar den Monte Luna, den Falknis, den Kalanda oder den Piz Sol zu „nehmen“. Wer jedoch in Ragaz ernstlich die Kur machen will — ich meine nicht die Damen-, sondern die Wasserkur — der lasse die Bergsteigerei überhaupt bleiben und be-

schränke sich auf mäßige Bewegung! Niemand sollte jedoch versäumen, von Ragaz auszufliegen — man kann es auch zu Wagen thun — über den Luciensteig nach Vaduz, der Hauptstadt des forellenreichen Reiches Liechtenstein, nach Seewis im Prätigau mit dem Blick auf die Seesaplana, nach dem kaskadengeschmückten Weißthannenthal und endlich nach Vättis. Die Fahrt nach Vättis ist von den genannten die belohnendste. Wo auf der Höhe hinter dem Dorfe Pfäfers der Weg ins Taminathal sich hinabsenkt, erschaut man rechtshin die ganze zwischen den Vasön und den Monte Luna eingespannte Reihe der Grauen Hörner mit ihren phantastisch geformten Felszacken und ihren schimmernden Schneefeldern. Vättis selbst liegt hart am nördlichen Fuße der ungeheuren Felspyramide des Kalanda, von welchem das Dichterwort:

„Aus einem tiefen, tiefen Thal
Steigt auf der Berg als wie ein Stral“ —

buchstäblich gilt. Ueberschreitet man den Bergstrom und geht die kurze Strecke bis zur Basis der untersten Felsterrasse des Kalanda hinan, zu einer Stelle, wo ich in verschiedenen Jahren noch im Monat September die Schneetrümmer einer im Frühling herabgestürzten

Lawine vorgefunden habe, so thut sich ein Einblick in das wildschöne Kalfeuserthal auf, aus dessen Hintergrund, falls nämlich unser „gemäßigtes“ Klima der Sonne zu scheinen gerade allergnädigst gestattet, der Sardonagletscher hervorblitzt, der Vater der Tamina.

Weitere Ausflüge der ragazer Kurgäste gehen über Chur, Reichenau und das mit Schlössern und Burgruinen reichgeschmückte Domleschg nach Thusis zur Via mala, welche aber, unmittelbar nach der Quellschlucht von Pfäfers gesehen, keine große Figur mehr macht. Eine solche macht aber die Straße über den Schyn, welche linkshin von Thusis bei der Einmündung der Albula in den Rhein anhebt. Wer einmal dort, sollte den kühn angelegten und wahrhaft prächtig ausgeführten Paßweg hinaufwandern bis zur schwindelnd hoch über die Albula gespannten Solisbrücke. Der Blick hinunter in die Stromschluchten, hinüber zum Piz Beverin, hinauf zu den dräuenden Gehängen des Piz d'Err ist groß. In entgegengesetzter Richtung ziehen die Ausflügler von Ragaz hinunter an den düsterschönen Walensee und dort von Murg oder Mühlehorn hinauf nach Obstalden und auf guter Straße über den Kerenzer-

berg hinüber nach Mollis im Glarnerland, um auf dem Rückwege in der über dem Bahnhof von Weesen hübsch gelegenen Herberge „Zum Speer“ angenehme Rast zu halten. Ist man aber im Glarnerland, so müßte man ein fühlloser Barbar sein, wollte man das zwischen den Glärnisch und den Wiggis hineingespaltene Klönthal nicht besuchen, mit seinem die Felswände des Glärnisch widerspiegelnden See unbedingt eins der eigenartigsten Hochthäler der Alpen, das einmal einer — ich glaube, ich war es selbst — treffend mit der Poesie Lenau's verglichen hat. Und thun Sie mir, meine mehr oder minder werthen Damen und Herren, thun Sie mir oder vielmehr sich selber den Gefallen, von Glarus aus auf der jetzo das Linththal hinanrasselnden Eisenbahn bis zum schöngelegenen, heilkräftigen und nahrhaften Bade Stachelberg zu fahren, von da, an den Fätschbach- und Schreienbachfällen vorbei, bis zum Tödihaus im „Thierfehd“ zu wandern und von dort — 's ist ja nicht mehr weit — über die Pantenbrücke, unter welcher, tief im Abgrund, die junge Linth dahintobt, hinauf zur Ueieli-Alp, allwo euch Se. Majestät der Bergkönig Tödi unwidersprechlich darthun wird, daß er ein Prachtkerl sans phrase. Welche olympische

Ruhe dort oben! Welche Sicherheit vor alle dem politischen, geschäftlichen, literarischen und musikalischen Spektakel drunten! Welche Auflösung der tausend Dissonanzen des Menschendaseins in die balsamische Harmonie feierlichen Schweigens! Mit Wonne gedenk' ich noch jetzt eines milden, wolkenlosen Herbsttages, den ich, ziellos umherschweifend, vor Jahren einmal ohne jede Störniß auf der Ueieli-Alp verbrachte. Dort ist mir der Tiefsinn von Hölderlins Wort aufgegangen: „Nun versteh' ich den Menschen erst recht, da ich fern von ihm in der Einsamkeit weile."

Wer aber im Lande, d. h. in Ragaz bleibt, um redlich warmes Wasser zu trinken, zu baden, sich nebenbei vortrefflich — vielleicht etwas vortrefflicher als kurgemäß — zu nähren, in den schönen Gärten des Quellenhofes und des Hofes Ragaz umherzuschlendern, im Waldparke droben zu träumen oder in der großen Säulenhalle vor dem Kurhause den Weisen der vortrefflichen Kurkapelle zu lauschen, der mag Vormittags zur Ruine Freudenberg spaziren, um von dort nach den sieben oder mehr Kuhfirsten (d. h. Kuhrücken, nicht Kurfürsten) am Walensee, nach den beiden Gonzen und dem Allvier auszuschauen,

und mag dann gegen Abend hin die sanft ansteigende Waldzickzacksstraße hinaufwandern bis zur Ruine Wartenstein, auf die von rechtsher der kolossale Felsblock, welcher burgartig den Piz Alun krönt, herabschaut, während links unten das Rheinthal bis Zizers sich aufthut und das Auge auf dem satten Grün der Bergwände des Prätigau's ruht, von woher die Landquart durch die Klus hervorbricht, um sich unfern der Tardisbrücke dem Rhein in die Arme zu werfen. Sind Luft und Licht dir gewogen, so siehst du jenseits des Stromes Maienfeld und Jenins aus dem grünen Kranz ihrer Weingärten weiß hervorschimmern und später, wann die Dämmerung schon ihren Duftschleier auf das Thal zu breiten sich anschickt, die riesigen Felszacken des Falknis im Abendstrale roth aufglühen. Wer im Besitz eines leidlich gut erhaltenen Piedestals, sollte auch den Besuch des Dorfes Pfäfers, des nahebei gelegenen Tabor, sowie des Bergdorfes Valens nicht versäumen.

Der Gang von Ragaz die Tamina entlang zum Bade Pfäfers und zur hart dahinter sich öffnenden Quellschlucht, deren Großheit keine zweite Kluft oder Klamm im ganzen Umfange der Alpen erreicht, ist für jeden Kurgast und für jede Kurgästin selbstver-

ständlich. Wer hier einmal gewandelt, unter sich die tosend in ihrem Felsrinnsal daherschäumende Sardona-Tochter, über sich die gigantischen Wölbungen einer kyklopischen Naturarchitektur, der trägt einen Eindruck mit fort, welcher sich niemals verwischt.

In Dunkel und Schweigen liebt die Natur ihre heiligsten Mysterien zu bergen. Aber der Mensch, zugleich ihr Sklave und ihr Tyrann, dringt wißbegierig und nutzungssüchtig in ihre innersten Geheimnisse. So hat er auch hier, unter dem Bogen einer an urzeitliche Erdumwälzungen gemahnenden Riesenhalle, einen Schacht in den Fels gebohrt, um die dampfende Najade bei ihrem Hervorsprudeln aus der Tiefe zu fassen und zu fangen, damit sie ihm dienstbar sei. Umwirbelt von Dampfwolken, welche die Leuchte des Führers nur schwach durchhellt, stehst du, nachdem du etwa fünfzig Schritte in einem engen Stollen gethan, in einer wie von Berggeisterhänden geweiteten Höhlung und blickst über ein hölzernes Geländer hinweg in einen tiefen Kessel hinab, von wo ein leises Gemurmel und Geplätscher heraufkommt, kaum vernehmbar in dem von draußen hereindringenden Rauschen der Tamina. Dort unten quillt die Heilquelle von Pfäfers-Ragaz, kristallhell, das

klarste, reinste Urwasser von 30 Gr. R. Wärme, vergleichbar nur den schwesterlichen Wassern von Gastein und Wildbad. Alswie ein von den geheimnißvoll im Erdinnern waltenden Mächten an die Oberwelt geisterhaft heraufgesandter Gruß muthet das leise Murmeln und Plätschern dich an.

Bist du dann wieder hervorgetreten aus Dampf und Dunkel auf die schmale Plattform vor dem Quellschacht, von welchem aus die Röhrenleitung zum Bade Pfäfers und, bald über, bald unter der Erde, immer die Tamina entlang oder dieselbe überbrückend, die Wegstundelänge bis hinab nach Ragaz geht — da mag dir wohl der Gedanke kommen, wie wildschauerlich es an dieser Stelle vor 800 und etlichen 40 Jahren ausgesehen haben müsse, dazumal nämlich, als — wie Urgroßmutter Sage zu plaudern weiß — so um das Jahr 1038 herum eines Tages ein kühner Jägersmann, der Karl vom hohen Balken aus Valens, in den Taminaschlund kecklich sich hineingewagt und den Heilquell gefunden hat. Die Sage will ihr Recht, und so soll ihr nicht verübelt werden, daß sie in ihrer naivpoetischen Weise diese Findung auszuschmücken liebte. Der Jäger hatte sein Leben gewagt, um eine von krächzenden Raben in den

Abgrund hineingejagte Taube vor ihren Verfolgern zu schützen — wohl ein Anklang an die Klostersage von Pfäfers-Pirminsberg, derzufolge ja eine „schneeweiße" Taube (die Tauben sind bei solchen Gelegenheiten bekanntlich immer weiß, schneeweiß) dem heiligen Pirmin und seinem Freunde Adalbert den Weg zu der Stelle auf der Bergterrasse rechts am Fuße des Piz Alun gewiesen hatte, allwo zwischen 721 und 730 das jetzt zum Staatsirrenhaus des Kantons St. Gallen umgewandelte Kloster gegründet und mit Benediktinermönchen aus der Reichenau bevölkert wurde. Längs des tobenden Gletscherwassers durch das Gestrüppe der bislang noch von keines Menschen Fuß betretenen Urwaldwildniß sich Bahn brechend, stand der Jäger plötzlich staunend, starrend still, als er aus einem Felsspalt weiße Dampfwolken hervorwirbeln sah, welche der heiße Quell aus der verborgenen Tiefe heraufathmete. Der Finder des „Wunders" machte als der Gotteshausmann, der er war, seinem Herrn, dem Abte von Pfäfers, schleunige Meldung. Aber 200 Jahre lang ließ man den köstlichen Fund unbenutzt. Der Ort galt für unheimlich; denn möglicher, wahrscheinlicher Weise sogar waren ja die in so grauenvoller Oede

gespenstig aus der Tiefe dringenden Dampfwolken wohl nichts anderes als der Odem- oder Brodemaushauch Sr. höllischen Majestät des Satans.

Die Kunde von dem ersten Quellfund war so völlig verschollen, daß, als um das Jahr 1212 zwei Jäger aus Vilters, Thuoli und Vils, im Taminaschlund zufällig den Quell wieder auffanden, ihre Entdeckung für etwas ganz Neues galt. Diese zweite Findung verscholl aber nicht wieder. Der Fürst-Abt von Pfäfers, Hugo der Zweite, machte um 1242 das heilsame Naß zuerst leidenden Menschen zugänglich. Aber dieser Zugang war geradezu mit Lebensgefahr verbunden und zwar noch lange Zeit, auch dann noch, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hart beim zuwegegebrachten Ausfluß der Quelle und auf quer über das tosende Rinnsal der Tamina gelegten Balken ein hölzern „Badhus" gebaut, sowie in die Felswand am linken Ufer des Bergstroms eine Kapelle gehöhlt worden war — Spuren dieser walddursprünglichen und troglodytischen Bauten sind noch jetzt bemerkbar — auch dann noch mußten die Badgäste an Stricken oder hängenden Leitern in die furchtbare Kluft hinabklettern und in derselben Halsbruch drohenden Weise wieder hinauf.

So ist auch der schwerkranke und todmüde Flüchtling Ulrich von Hutten, von Zwingli an den reformistisch gesinnten Abt Johann Jakob Russinger — sein Name bleibe in Ehren! — warm empfohlen, als Gast des Prälaten im Juni oder zu Anfang Juli's von 1523 in den Quellschlund hinunter und nach erfolgloser Kur wieder herauf gelangt. Der gute Abt erwies dem verketzerten und verfemten, namentlich von dem gelehrten Klügling Erasmus von Rotterdam bis in den Tod hinein giftig gehetzten Patrioten alle Freundlichkeit, wie solche heutzutage wahrlich kein katholischer Prälat und kein lutherischer Propst mehr einem Ketzer erwiese. Bald darauf — am letzten August oder am ersten September? — ist Hutten im Pfarrhaus auf der Insel Ufnau im Zürichsee gestorben. Der gebildetste, hochherzigste und tapferste der Reformatoren, Ulrich Zwingli, hatte bis zuletzt seine „milde und feste" Hand schützend über dem unglücklichen Mitstreiter gehalten. Am 11. Oktober 1523 schrieb er aus Zürich an Bonifaz Wolfhart: „Hutten hat nichts, gar nichts von irgendeinem Werthe hinterlassen: keine Bücher, keine Fahrhabe, nichts als seine Feder" (nihil reliquit, quod ullius sit pretii: libros

nullos habuit, supellectilem nullam praeter calamum). „Nichts als seine Feder!“ Natürlich. Er hatte ja sein Vaterland mehr geliebt als sich selbst. Wäre er ein Opportunitätsschwabbeler, Zweiächseler und Manteldreher gewesen wie sein Denunciant und Verfolger Erasmus und alle die zahlreichen Erasmi unserer eigenen Tage, so würde er reich in seinem eigenen Haus und Bette gestorben sein und die Sippschaft Erasmorum hätte ihm nach seinem Tode auch noch ein Standbild aufgerichtet. „Nichts als seine Feder!“ Man meint das verachtungsvoll-mitleidige Lächeln zu sehen, welches dieser Nachruf unsern „liberalen“ Gründern und Gründergehilfen, welche die patriotische Phrase so hübsch mit der einträglichen Jobberei und Gimpeljagd zu verbinden verstanden, auf die Lippen lockt. Sie wußten und wissen besser für sich zu sorgen, diese Herren „Realpolitiker“ und Redenseilgaukler, welche es glücklich dahingebracht haben, daß völlige Grundsatzlosigkeit für das Hauptmerkmal eines normalmäßigen deutschen „Reichsfreundes“ gilt. . . .

Etliche Jahre später als Hutten besuchte sein berühmter Zeitgenoß Theophrastus Paracelsus den Heilquell im Taminaschlund und entwarf eine Be-

schreibung desselben. Diesen ersten Versuch einer sachkundigen Untersuchung und Würdigung der wohlthätigen Naturgabe ließ der Abt von Pfäfers drucken und veröffentlichen, wodurch der Ruf des Bades immer weiter in die Welt ausging. Die junge Anstalt hatte übrigens Schweres durchzumachen. Wiederholt, 1611 und 1629, brannte das Badhaus ab. Ein andermal war das nach der ersten Einäscherung wiederhergestellte durch den Herabsturz von Felsblöcken zertrümmert worden. Nach dem zweiten Brande verschritt man zu der dazumal sehr schwierigen Untersuchung der Taminaschlucht ihrer ganzen Länge nach, um einen passenderen Platz zur Anlage der Badgebäude ausfindig zu machen, und unter dem Regimente der beiden Aebte Jodokus und Johannes wurde der Bau des Bades Pfäfers da in Angriff genommen, wo das seitdem vielfach umgebaute und vergrößerte noch jetzt steht, und zugleich wurde mit unsäglicher Mühwaltung die erste Röhrenleitung von der Quelle bis zum Badhause hergestellt. Am Pfingstfest von 1630 strömte das Quellwasser zum erstenmal durch diese an den Felswänden der Schlucht aufgehängte Röhrenleitung. Der Grundstock der jetzigen Badbaulichkeiten, deren klösterlicher Stil viele Besucher

zu der ganz irrthümlichen Ansicht verleitet, das Haus wäre ursprünglich ein Kloster gewesen, rührt von dem Abte Bonifaz dem Ersten her (1704).

Alles hat seine Zeit, das Bergesteigen wie das Dasein von Klöstern. Das Kloster Pfäfers-Pirminsberg hatte im Jahre 1838 so abgewirthschaftet, daß die Säkularisation räthlich, ja nothwendig geworden war. Einer der „aufgehobenen“ Konventualen hat mir seiner Zeit auf dem Wege zwischen Mels und Flums erzählt, die Mehrzahl der letzten Mönche von Pfäfers wäre entschieden für die Aufhebung gewesen. Der Abt hätte die Rede, welche er im Kapitelsale inbetreff der Frage: Sein oder Nichtsein? an den versammelten Konvent gerichtet, in die Schlußworte zusammengefasst: „Die Sachlage, meine Brüder, ist so, daß wir entweder zur strengen Regel unseres heiligen Stifters Benediktus zurückkehren oder aber die Regierung von St. Gallen um Aufhebung angehen müssen“ — und darauf wäre zur Antwort ein lautes: „Aufheben! Aufheben!“ erschollen. Man willfuhr dem Wunsche. Der Staat versorgte die Mönche — es waren ihrer, wenn mein Gedächtniß mir treu ist, noch 13 oder 15 — auskömmlich, richtete das Kloster

zu einer Irrenanstalt her, erweiterte das Bad Pfäfers und machte dasselbe eigentlich erst recht zugänglich. Denn bislang hatte man von Ragaz her nur auf dem Umwege entweder über Valens oder über Dorf Pfäfers und nur mühsälig zu dem Bade gelangen können. Die St. Galler Regierung baute, in den Besitz der Klostergüter gelangt, die kühne und schöne Straße längs der Tamina von Ragaz aufwärts bis Pfäfers, von wo sie mittels einer Röhrenleitung einen Theil des Quellwassers zum „Hof Ragaz" herabführte, welcher zeitweilig die Residenz der pfäferser Aebte gewesen war und jetzt ebenfalls zu einer Badanstalt eingerichtet, sowie in den nächsten Jahren mittels beträchtlicher Anbauten zu seiner jetzigen Gestalt gebracht wurde. Am 31. Mai von 1840 eröffnet, gedieh die Kuranstalt „Hof Ragaz" bald außerordentlich, besonders vom Jahre 1844 an, wo die Gebrüder Hauser als Pächter der ganzen Staatsdomäne Ragaz die Bewirthschaftung übernahmen. Die beiden Eisenschienenwege, deren einer vom Bodensee, deren anderer vom Walensee heraufführt, haben selbstverständlich zum Aufschwunge des neuen Badortes viel beigetragen. Als ich die ersten Male nach Ragaz kam, existirte die Eisenbahn noch nicht,

und dazumal durfte man, ohne beleidigend sein zu wollen, den Ort wohl ein Nest nennen. Heute ist Rägaz mit seinen Hôtels und Pensionen, mit seiner schönen „Dorfbadhalle", mit seinen hübschen Privathäusern und Gärten ein stattlicher Flecken, den eine „Stadt" zu nennen Fremde nicht anstehen.

Für diesen Aufschwung ist ohne Frage der Uebergang der Staatsdomäne Pfäfers-Ragaz in Privatbesitz geradezu epochemachend gewesen. Der Staat St. Gallen hatte die Verpachtung doch auch gar zu wenig einkömmlich, die Verzinsung dem Kapitalwerth der großen Domäne nicht entfernt entsprechend gefunden und finden müssen. Er suchte einen vertrauenswürdigen und tüchtigen Käufer und fand einen solchen in der Person des Architekten Bernhard Simon aus Niederurnen im Glarnerland, eines self-made man im vollen Sinne des Wortes. Kaufweise erwarb dieser ein- und umsichtige Mann die ganze Domäne Ragaz erb- und eigenthümlich, dazu die pfäferser Heilquelle, die Quellschlucht, das Bad Pfäfers und die Straße von dort nach Ragaz auf 100 Jahre (vom 1. Januar 1868 bis zum 31. December 1967). Der neue Besitzer griff das Werk der Um- und Neugestaltung energisch an und führte dasselbe in großem

Stile durch. Der mächtige „Quellenhof", der Kursal mit seinem imposanten Säulenportikus, die schönen neuen Bäder mit der höchst wohlthätigen Wandelhalle wurden erbaut, Gärten- und Parkanlagen mit Springbrunnen und Teichen geschaffen, zu den Ruinen und Aussichtspunkten Wartenstein und Freudenberg, wie hinunter an den mittels kolossaler Steindämme gebändigten Rhein und hinauf in den Buchenwald bequeme Wege geführt. Eine große Wohlthat für die Insassen des Quellenhofes und des Hofes Ragaz ist es auch, daß der Besitzer — wir Stammgäste pflegen ihn scherzweise den „Tyrannen" zu nennen — eine hoch droben am Piz Alun gewaltig hervorsprudelnde Quelle herrlichen Trinkwassers erworben und sorgfältig in eisernen Röhren zu Thale geleitet hat. Die neueste Schöpfung des rastlosen Mannes ist die katholische Kapelle, welche er über der die beiden Höfe verbindenden Galerie erfindungsreich gewölbt hat, den Wünschen gutkatholischer Französinnen und Franzosen zu Gefallen, welche ihre tägliche Messe möglichst bequem hören wollen. Ein protestantischer Betsal findet sich im Hof Ragaz. Das nächste Jahrhundert sieht vielleicht in Ragaz auch eine Synagoge, eine Moschee und eine Pagode erstehen, voraus-

gesetzt, daß bis dahin die europäische Menschheit auf ihrem dermaligen Krebsgange nach Kanossa und wahlverwandten Orten nicht in dem riesigen Schafestall angelangt sein werde, welcher die Aufschrift trägt: „Ein Hirt und eine Heerde."

Ragaz ist nachgerade ein Weltbad geworden, aber — Dank den Göttern! — kein geräuschvolles Vergnügungsbad. Hierher kommt man nicht mehr oder minder läppischer Zeitvertrödelungen wegen, sondern um seiner Gesundheit willen. Für Kurgäste von jener Sorte, welche die Schweizer sehr treffend „Lustigmacher" zu nennen pflegen, ist der Boden von Ragaz zu heiß oder vielmehr zu kühl. Von Lärm und Tumult keine Rede! Die Kurgesellschaft besteht aus ernsten und gesetzten Leuten, welche ihre Leiden lindern, ausruhen, sich auffrischen wollen in diesem wunderbar schönen Alpenthal. Am vollsten wird der Ort im Juli und August in Folge des Touristenzuges. Am angenehmsten ist der Aufenthalt und Kurgebrauch im Juni oder im September. In diesen beiden Monaten trifft man dort auch die meisten deutschen, deutschschweizerischen und deutschösterreichischen Familien, während im Hochsommer Engländer, Amerikaner, Russen und Franzosen vor-

herrschen, durchsprenkelt mit Italienern und Spaniern, Polen und Skandinaviern. Seit 1870—71 hat auch das jährliche Kontingent deutscher Officiere sehr zugenommen, und es gereicht mir zur besonderen Freude, sagen zu können, daß ein wissender und merkender Mann im Umgange mit diesen Männern unschwer herausfühlen kann, warum und wieso Deutschland in seinem großen Jahre Frankreich besiegen konnte, mußte.

Wär' ich ein orthodoxer Heide oder ein orthodoxer Christ, so hätte ich, dankbaren Gemüthes, längst in der Quellschlucht eine Votivtafel aufhängen müssen. Da ich aber nur ein leiblich frommer Mensch im Sinne des Lukretius bin, so darf ich mich begnügen, dir, o hilfreiche Najade von Pfäfers-Ragaz, dieses bescheidene Weihgeschenk gestiftet zu haben.

II.

Zum jüdischen Krieg.

1.

Mai 1880.

„In fünfzig Jahren wird der Stephansdom eine Synagoge sein.“

Der das sprach, war ein am wiener Hofe beglaubigter Diplomat und zur Stunde, als er es sprach, mein Tischnachbar im „Quellenhof“ in Ragaz.

Als das Wort gefallen, hoben links und rechts und hüben und drüben verschiedene Mayer und Meyer, item diverse Meierinnen und Maierinnen und weiterhin mehrere Majer und Mejerinnen die Köpfe und thaten ihre mehr oder minder orien-Engländ. Augen fragend auf.

„Sie glauben?" entgegnete ich halblaut; denn meine angeborene Schüchternheit hätte sich vor dem Kreuzfeuer besagter Augen, wenigstens der weiblichen, gern in ein Schneckenhaus zurückgezogen, so eins dagewesen.

„Zuversichtlich!" erwiderte er frei heraus, maßen seine Kurzsichtigkeit ihm gegen das Kreuzfeuer Deckung gewährte. „Zuversichtlich! Sie werden schon sehen."

„Hm, ich denke, wir Beide werden es jedenfalls nicht mehr sehen."

„Thut nichts. Geschehen wird es doch."

„Nun, wenn es geschieht, so wird es sich auch ertragen lassen."

„Sehr resignirt!"

„Warum nicht? Sind Sie ein rechter Prophet, so ist ja das von Ihnen Prophezeite Schicksalsschluß, und wer vermag dann etwas dagegen?"

„Das ist wahr. Es ist ja auch Schicksalsschluß, daß die Hechte den Karpfen das Dasein ungemüthlich machen."

„Gewiß. Die Hechte, so sie groß und stark genug dazu sind, fressen sogar die Karpfen auf. Aber ich meine, es wäre zeitgemäß und diätetisch, draußen in der Veranda den Kaffee der Verdaulich-

keit zu schlürfen und den Glimmstengel der Beschaulichkeit zu rauchen.“

Draußen ging dann das Zwiegespräch unbeaufsichtigter weiter.

„Ja, ja“ — sagte er — „die jüdischen Hechte im christlich-germanischen Karpfenteiche! Kein übles Bild. Ich fürchte, die Karpfen sind dumm, träg und feige genug, sich auffressen zu lassen.“

„Dann geschieht ihnen recht.“

„Wohl, wohl. Ich wollte nur, daß besagte Hechte wenigstens stumm wären.“

„Ein grausamer Wunsch! Bedenken Sie doch, daß die erzwungene jüdische Redenverhaltung jahrhundertelang gewährt hat. Als die schlechthin gerechte, geschichtlich nothwendige, von uns allen ein bißchen miterkämpfte Emancipation plötzlich den Spund aus dem Fasse schlug, quoll das langverhaltene Redenwasser stromweise hervor. Das war doch ganz natürlich und in der Ordnung.“

„Ja, beim ober- und beim unterirdischen Zeus, so stromweise, daß man alle Ursache hätte, das Wort Parlamentarismus mit dem Worte Mauschelismus zu ersetzen.“

„Na, na, keine christlich-germanischen Superlative!

Wir Beide sind ja keine Redner-Konkurrenten, und da es einmal zu den tiefgefühlten Bedürfnissen unserer Zeit gehört, daß alljährlich so und so viele Millionen Ellen Reden abgehaspelt werden, so ist's am Ende aller Enden einerlei, ob Leute mit Knollen- oder mit Stülp- oder mit Haken-Nasen selbige abhaspeln."

„Sie verbitten sich die Superlative und sind doch heute selber ein Superlativ von Toleranz."

„Bitte, nicht bloß heute. Auch kein Superlativ, aber allerdings ein entschiedener Positiv. Daß die Menschen einander dulden und ertragen sollen, das ist ja doch der Weisheit letzter Schluß."

„Einander dulden und ertragen, was? Und man schilt Sie einen Pessimisten, Sie Optimisticissimus, Sie! Fressen oder sich fressen lassen — das ist die Parole der Weltgeschichte."

„Leider! Aber wollen wir nicht, so lange wir auf diesem friedlichen Fleck Erde zwischen dem Fuße des Piz Alun und dem des Falknis weilen, die ewige Kampflosung hintanstellen? Und da wir — mit Ihrer Erlaubniß etwas weniger waldursprünglich zu sprechen — vom Essen kommen und vom Essen reden, so möcht' ich Sie fragen: Essen Sie gern ungesäuertes Brot?"

„Nein, ich mag die Mazzen nicht.“

„Ich auch nicht. Aber ist es nicht eigen, daß gerade das Volk, welchem ungesäuertes Brot von sakraler Bedeutung war, den Sauerteig der Weltgeschichte vorstellen mußte und muß?“

„Daran ist etwas Wahres.“

„Ja wohl. Das Judenthum war schon im Alterthum der weltgeschichtliche Sauerteig, war es im Mittelalter und ist es in der modernen Zeit mehr als je.“

„Ei, ja doch, ein zersetzendes Ferment! Es wirkt auf die Gesellschaft lockernd, lösend, nivellirend, pulverisirend.“

„Es wirkt, wie es muß. Wann sein Müssen vorüber, seine Mission vollzogen ist, wird es verschwinden, wie schon so manches welthistorische Ferment, nachdem es seine Arbeit gethan, verschwunden ist. Nach den furchtbaren Krisen und Katastrophen, welchen die moderne Gesellschaft entgegentreibt — Sie sehen, Sie haben mich angesteckt mit Ihrer Weissagerei — ja, nach diesen Krisen und Katastrophen, welche, allen Vorzeichen zufolge, wohl sicherer und früher eintreten dürften, als die Umwandelung Ihres Stephansdomes zur Synagoge, wird es kaum

noch Juden geben, wenigstens keine geschlossene Judenrasse mehr."

„Hm, das scheint mir doch eine sehr kecke Vermuthung angesichts der zäh und hochmüthig behaupteten Ausschließlichkeit dieser Rasse."

„Was wollen Sie? Die feste Masse, zu welcher das Judenthum in dem Mörser vielhundertjähriger Unterdrückung zusammengestampft worden ist, kann unmöglich so rasch zerbröckeln, wie allerdings im Interesse eines Verschmelzungsprocesses lebhaft zu wünschen wäre."

„Das ist es ja eben: die unter allerhand sehr durchsichtigen Masken sich bergende hochmüthige, geradezu größenwahnsinnige Einbildung, von jeher das auserwählte Volk gewesen zu sein und fortwährend zu sein, sie erklärt nicht nur, sondern begründet auch das Volksvorurtheil, daß die Juden sammt und sonders Feinde seien."

„Das Vorhandensein dieser populären Anschauung will ich nicht bestreiten. Aber, dieselbe vorausgesetzt, meine ich, daß anständige Menschen auch am Feinde das achten, was achtungswerth. Sodann glaube ich, daß bedeutend viel weniger christlich-germanischer Neid und bedeutend viel mehr

christlich-germanische Findigkeit und Rührigkeit den Juden gegenüber sehr am Platze wären. Endlich sollten wir im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in der Kultur und in der Gerechtigkeit nachgerade doch so weit sein, zu wissen und anzuerkennen, daß es unter jedem Volke und in jeder Rasse, unter Germanen wie unter Romanen, unter Slaven wie unter Semiten, Gerechte und Schlechte, Biedermänner und Schufte, Helden und Lumpe, Heilige und Bösewichte gebe."

„So ist es; aber Sie dürfen diesen Satz beileibe nicht auf die Juden anwenden, wenigstens nicht öffentlich. Sonst schreit es sogleich aus allen Ecken und Enden: „Zu deinen Gezelten, Israel!", und aus diesen Gezelten würde ein Schopharblasen gegen Sie erhoben werden, daß Ihnen Hören und Sehen verginge."

„Bah, so gefährlich ist es denn doch wohl nicht. . ."

Vielleicht hätte ich nicht so zuversichtlich gesprochen, wenn ich zur Stunde, wo der vorstehende Dialog sich ereignete, schon die etlichen Lebensjahre mehr zählte, die ich jetzt zähle. Denn, traurig zu sagen, heutzutage darf man das oben behandelte

Thema kaum mehr anschlagen, ohne Gefahr zu laufen, aus den erwähnten — journalpapierenen — Gezelten angeschrieen zu werden, man rieche sehr vernehmlich nach einer berliner Hofpredigerkutte, man sei ein Hep-Hep-Rufer, ein mittelalterlicher Fanatiker, ein zeitwidriger Finsterling, und wenn keine asina Bileami, so doch ein deutscher Esel. Ich gebe gerne zu, daß die Hochvernünftigen und Feingebildeten in der Judenheit nicht also mit in den Schophar blasen; allein die Feingebildeten und Hochvernünftigen bilden in der Judenheit gerade wie in der Heidenheit und wie in der Christenheit nur die kleine Minderzahl. Die Mehrzahl der Juden aber — und zu dieser Mehrzahl gehörten sicherlich auch jene direkten Abkömmlinge Abraham's, Isaak's und Jacob's, welche während der Gründerschwindel-Jubelzeit mittels ihres frechen und geräuschvollen Uebermuthes schweizerische Kurorte sommerlang unsicher machten — die Mehrzahl der Juden, sage ich, würde sehr gut thun, etwas weniger empfindlich zu sein und sich zu gebaren. Es steht ihr fürwahr schlecht an, das Judenthum sozusagen für eine Bundeslade auszugeben, welche kein „Goi" kritisch anblicken, geschweige tadelnd anrühren dürfe. Namentlich in Deutschland

steht ihr das schlecht an. Warum? Darum, weil bekanntlich die Deutschen es auch sich gefallen lassen mußten, daß zwei Juden, Börne und Heine, jahrelang und wieder jahrelang das Deutschthum der bittersten, unerbittlichsten, giftigsten Kritik, dem schneidendsten Spott und Tadel unterzogen. Und doch zählen die Deutschen ihre Tadler und Verspotter Heine und Börne zu den Zierden ihrer Literatur. Hierin liegt gewiß mehr Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitssinn, als in jenem dermalen so häufig und so widerwärtig sich breitmachenden jüdischen Chauvinismus, welcher alles Ernstes den lächerlichen Anspruch erhebt, man müßte von deutscher Seite alles und jedes Jüdische als ein gefeites Rührmichnichtan, das gesammte Judenthum als eine Mimosa pudica betrachten und behandeln, während er dagegen das Recht, alles Nichtjüdische zu kritisiren, im weitesten Umfange als selbstverständlich in Anspruch nimmt. Ich bin wahrlich weit davon entfernt, dieses Recht bestreiten zu wollen; aber ich sage: Gegenrecht muß sein, und wie du mir, so ich dir. Der christliche Wucher zum Beispiel ist gewiß abscheulich, aber ist darum etwa der jüdische verzeihlich? Wenn Gründer und Schwindler vom Stamme Teut als Bönhasen

in ihrem Gewerbe sich herausgestellt haben, sind darum etwa Zunftmeister vom Stamme Sem wie die Straußthaler und Kaminheimer als „große Männer“ zu verehren?

2.

November 1880.

Das Vorstehende ist im Frühjahr von 1880 geschrieben worden. Als ich es schrieb, konnte ich nicht ahnen, daß im Spätjahr draußen im deutschen Reiche oder wenigstens im „führenden“ Staat und ganz namentlich in der „Hauptstadt der deutschen Intelligenz“ eine förmliche Judenhetze im Gange sein würde, betrieben nach den Vorschriften der bekannten Maxima Charta, d. h. der menschlichen Dummheit.

Daß man sich im Auslande baß darüber verwunderte oder wenigstens so that, als verwunderte man sich, und in allen möglichen Tonarten über die Intoleranz des Volkes der „Denker und Kritiker“ spottete oder schimpfte, war ganz in der Ordnung. Unsern liebenswürdigen und freundlich gesinnten Nachbarn ist

ja jede Gelegenheit, uns etwas anhängen zu können, ein gefundener und mit Begier verschlungener Fraß. Das Geschimpfe brauchte uns also weiter nicht aufzuregen, und wenn insbesondere die englische Presse sich auch jetzt wieder durch ihre Lümmelei hervorthat, so lieferte sie uns dadurch nur einen weiteren Beweis, daß sie der richtige druckpapierene Ausdruck des englischen Pharisäismus sei, welcher jeden Splitter und jedes Splitterchen in fremden Augen sieht und beschreit, niemals aber den riesigen Balken im eigenen. Die Presse eines Landes, welches dem konfusesten Faselhanns des Jahrhunderts, dem Phrasentrapezspringer Gladstone als seinem „genialsten Staatsmann“ seine Geschicke anvertraut, sollte sich billig enthalten, über ein fremdes Land Schimpfurtheile abzugeben, welche von der Unwissenheit eingeblasen sind und von der Heuchelei selbstgefällig hergebetet werden.

Wir sind vollkommen berechtigt, unsere mehr oder minder lieben Nachbarn zu ersuchen, gefälligst vor ihren eigenen Thüren zu kehren, wo es ja Unrath genug wegzufegen gibt. Aber wir sind auch verpflichtet, uns selber eine Sache klarzumachen, welche, wie nicht zu leugnen ist, mehr und mehr eine bedrohliche Bedeutung erlangt hat.

War die widerjüdische Bewegung in Deutschland, speciell in Preußen, speciellst in Berlin, eine naturwüchsige und spontane oder eine künstliche und gemachte?

Ja und nein.

Sie hatte in Form eines dumpfen Rasse-Gefühls, einer instinktiven Antipathie schon seit Jahren in der deutschen Volksseele geschwehlt und geglostet. Das untersteht für alle, welche die Dinge sehen, wie sie sind, gar keinem Zweifel. Insofern also war allerdings Naturwüchsigkeit und Spontaneität vorhanden. Kirchliche Dunkler und politische Rückwärtser nahmen den schwehlenden und glostenden Funken mit Vergnügen wahr und verschritten eifrig dazu, selbigen zu einem Feuer an- und aufzublasen. Der Deutsche liebt es ja, zu systematisiren. Junker, Hofprediger, Hetzkapläne, chauvinistisch-teutonische Streber und dergleichen schöne Seelen mehr brachten demnach Methode in den Unsinn, welcher ein solcher bleibt, auch wenn er als ein keineswegs unbegreiflicher bezeichnet werden muß, sondern im Gegentheil als ein sehr begreiflicher, ja sogar als ein vielfach verzeihlicher — schon aus den Gründen, welche in meinem oben mitgetheilten Tischgespräche mit Herrn von T. im Quellenhof zu Ragaz berührt worden sind.

Der widerjüdische Lärm ist eine widerliche Blase, welche von der gährenden Verstimmung emporgetrieben wurde, die sich der Nation unmittelbar nach ihrem „großen Jahr“ und nach der Gründung des neuen deutschen Reiches bemächtigt hatte. Diese Verstimmung war ein Rückschlag, welcher einem Gesetze der Natur wie der Geschichte zufolge nach der im Jahre 1870—71 bis zum Aeußersten getriebenen Muskeln- und Nervenspannung nothwendig eintreten mußte. Unerhörte, niedagewesene kriegerische Erfolge und die auf dieselben begründete neue Großmachtstellung Deutschlands hatten in den Deutschen überschwängliche Hoffnungen wachgerufen. Im ersten Gefühle der Befriedigung war männiglich geneigt, die sehr bedenklichen Seiten der versailler Verträge und die klaffenden Fugen der Reichsverfassung zu übersehen. Von den Parteien hoffte jede, im neuen Reiche und durch dasselbe ihre Wünsche verwirklicht zu sehen. Der Bauer erwartete Minderung der Steuerlast, der Bürger einen gewaltigen Aufschwung der Industrie und des Handels. Die Partei, welche in ihren Versammlungen mit feuriger Begeisterung zuerst auf den römischen Papst und dann weit hintennach mit kühler Konvenienz auf den deutschen Kaiser zu

toasten pflegt, wollte und forderte vor allem einen diplomatischen und, wenn nöthig, auch wohl einen kriegerischen „Römerzug“ zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des unfehlbaren Halb- oder Ganzgottes im Vatikan. Die Liberalen ihrerseits träumten vom raschen Herankommen ihres alleinseligmachenden Reiches, d. h. des konstitutionell-parlamentarischen Regiments.

Alle diese Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen sind unerfüllt geblieben. Was kam, war nur der bekannte wüste, ruchlose, rasende Tanz um das bekannte Biest, welchen dann ein Donnerkrach auseinanderstäubte, um auf dem ekelhaften Tanzplatze nichts zurückzulassen als eine furchtbare Zunahme der Verbrechen und der Selbstmorde.

In solchen Aschermittwochsstimmungen, wie jetzt in Deutschland eine eintrat, suchen die Völker mit Eifer einen Bock, welchen sie mit ihren Sünden beladen und in die Wüste des Hasses und der Verwünschung jagen könnten.

Und siehe, den Enkeln Teuts ging die Erkenntniß auf, die Nachkommenschaft Sems, so in deutschen Landen sehr fruchtbar gewesen und vielfältiglich

sich gemehret hatte, müßte einen vortrefflichen Sündenbock abgeben.

Zur Begründung dieser christlich-germanischen Ansicht wurde allerlei vorgebracht, Wahres und Falsches. Hundertmal durchgedroschenes Stroh hat man abermalen auf die Tenne der Debatte geschüttet. Zu alten Vorwürfen gesellten sich neue. Man erinnerte an die schmähliche Geschichte der deutschen Kriegsanleihe vom Juli 1870 und wie das jüdische Großkapital in Deutschland dabei sich verhalten, d. h. kühl ablehnend, während deutsche Judenfirmen gleichzeitig sich beeilt hätten, Beiträge zur französischen Kriegsanleihe zu zeichnen. Dabei vergaß man freilich, daran zu erinnern, daß nicht minder unpatriotisch-spröde als das jüdische auch das christlich-germanische Großkapital sich erzeigt hatte, bis der Siegesschlag von Sedan, wie die Thore von Rom, so auch die Kassendeckel der jüdischen und christlichen Geldbarone in Deutschland aufgesprengt, obzwar letztere, die Kassendeckel, nicht sehr weit*). Weiterhin mußte es un-

*) Im Oktober 1870, also einen vollen Monat nach dem Tage von Sedan, waren von den 100 Millionen der deutschen Kriegsanleihe erst 68 gezeichnet. Es ist leicht verständlich, daß und warum insbesondere die liberale Presse und Rednerei

liebsam auffallen, daß bei Schaffung der Reichsmünze und der Reichsbank, wie bei Verwaltung der letztgenannten Anstalt, jüdischen Geldleuten ein ganz unverhältnißmäßig großer Wirkungsraum gelassen wurde. Freilich, die „Sachverständigkeit" dieser Herren stellte sie in den Vordergrund. Allein die fraglose Klugheit ihrer Rasse hätte sie daran erinnern sollen, daß ihre vollständige Gleichberechtigung mit den Deutschen doch von noch sehr jungem Datum und demnach vorzeitiges Sichvordrängen sehr unrathsam wäre. Das zu bedenken und zu beachten, hätten gewiß auch die jüdischen Parlamentarier sattsamen Grund gehabt. Hätten sie es bedacht und beachtet,

---

die Geschichte dieser Anleihe todtzuschweigen sich bemühte und bemüht. Aber bei diesem Bemühen sollte sie sich wenigstens vor so lächerlich-rabulistischen Beschönigungsversuchen hüten, wie in der Sitzung der preußischen Abgeordnetenkammer vom 22. November 1880 von fortschrittlicher Seite einer gemacht wurde, also lautend: „Wenn damals nicht mehr Millionen gezeichnet worden sind, so erklärt sich das daraus, daß es ein Moment war, wo jeder baares Geld haben mußte wegen der besorgnißerregenden Unruhe der Geschäfte." Das ist denn doch Manchesterei in Lebensgröße! Die französischen Geldleute, für welche das Kriegsjahr 1870—71 doch gewiß noch mehr, noch weit mehr „besorgnißerregende Momente" gebracht als für die deutschen, haben weniger manchesterlich und mehr patriotisch gedacht und gehandelt.

so würde dem deutschen Reiche vielleicht dieses oder jenes Gesetz erspart worden sein, das sich theoretisch und als Thema oratorischer Uebungen recht hübsch ausnehmen mochte, in der Praxis des Lebens jedoch sehr bald als unbrauchbar oder geradezu schädlich sich herausstellte. Schließlich dürfen auch die argwöhnischen Blicke nicht vergessen werden, welche die Deutschen seit einer Reihe von Jahren nach jenseits der Vogesen werfen mußten. Sie konnten gar nicht anders, als dorten den genuesischen Juden scharf im Auge behalten, welcher sich i. J. 1870 zum Diktator von Frankreich gemacht und als ihr, der Deutschen, hartnäckigster und gefährlichster Feind sich erwiesen hatte. Es konnte in Deutschland schlechterdings nicht vergessen werden, daß der Jude Gambetta, umgeben von einer zu einem nicht geringen Theile ebenfalls aus Juden bestehenden Jüngerschaft, unser Todfeind war und blieb und nur auf eine günstige Gelegenheit lauerte, um als Prophet der „Revanche" sich aufzuspielen und aus den genasführten Franzosen Kanonenfutter für seine Eitelkeit und Ehrsucht zu machen.

Das Gewicht aller dieser mehr oder weniger berechtigten Klagen über jüdische Anmaßung, Ueber-

hebung und Feindseligkeit mochte an und für sich ein nur geringes sein. Allein es wurde nach und nach wuchtvoll durch unleugbare Taktlosigkeiten der jüdischen Presse, welche allzu selbstgefällig sehen ließ, daß sie in deutschen Landen eine Macht geworden — und was für eine Macht!*). Noch mehr aber durch die

*) Die unter anderem auch nicht vergessen sollte, daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht weit ist. Wenn z. B. unsere jüdischen Reichsmitbürger den Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ mit Stolz den Ihrigen nennen, so ist das nur recht und billig. Wenn sie ihn jedoch in dem Vaterlande Lessings, Göthe's und Schillers als einen „Poeten höchsten Ranges“ ausposaunen, so ist das eine groteske Lächerlichkeit, die man von sonst so scharfverständigen Menschen nicht erwarten sollte. Auerbach hat gewiß schon manchmal im Stillen bei sich gesagt: „Gott behüte mich vor meinen stammverwandten Beposaunern!“ . . . . Ueberhaupt müssen gerade wir alle, die wir wissen, daß Deutschland jetzt und künftig das feste Zusammenstehen aller seiner Bürger, seien es Germanen oder Semiten, Katholiken oder Protestanten, Orthodoxe oder Ketzer, Pietisten oder Heiden, dringend nöthig hat, von Herzen wünschen, daß die deutschen Juden selbst den Schein rassenhaft-chauvinistischer Besonderheit und Ueberhebung vermeiden möchten. Nicht jeder Germane ist ja geneigt, solche kleine Geschichten wie die nachstehende so spaßhaft zu finden wie ich. Binnen 20 Jahren habe ich Dutzende von jüdischen Studirenden aus allen Ecken und Enden der Erde zu Hörern gehabt und ich schulde und gebe denselben das Zeugniß großen Fleißes und bester Aufmerksamkeit und Aus-

Schwere der von Jahr zu Jahr sich steigernden Unzufriedenheit mit der Gestaltung, d. h. Mißgestaltung der Dinge im deutschen Reiche, woselbst loyalen Reichsbürgern sogar die ihnen anfänglich gegönnte Kurzweil, welche die parlamentarischen Vorgänge und Debatten ihnen geboten hatten, vergällt wurde, weil dieses Schattenspiel an der Wand alles dramatische Interesse verlor, seitdem der Bismarck nicht mehr mitspielte, und aus einer Haupt- und Staatsaktion, welche doch wenigstens einen Schein von politischer Bedeutung gehabt hatte, zu einer ebenso langweiligen als gehässigen Zänkerei zwischen Parteien und Personen herabsank.

Die Unzufriedenheit wollte und mußte sich Luft machen, wollte und mußte einen Sündenbock haben und da gab es dann Leute, welche so gefällig waren, ihr einen zu zeigen.

---

dauer. Nun kommt da eines Tages — es ist noch nicht lange her — ein junger Mann, eine meiner Vorlesungen zu belegen, und es findet zwischen uns dieser kurze Dialog statt. „Sie sind, wie ich sehe, aus Königsberg?“ — „Ja, ich bin aus der Stadt Johann Jakoby's.“ — „So? Ich war bis jetzt des Glaubens, Königsberg wäre die Stadt Immanuel Kant's.“ Er ging mit einer Miene, welche deutlich sagte, daß er mich für einen sehr „Zurückgebliebenen“ ansähe, was mich nicht wenig ergötzte.

Verehrer und Deuter der Bibel könnten ja die bekannte Sündenbockstelle im „Levitikus“ (16, 20—21) geradenwegs auf den Herrn Hofprediger Stöcker deuten und so wäre die „christlich-sociale“ Mission desselben schon im Alten Testamente prophetisch vorgezeichnet. „Und so er, Aaron (oder Stöcker), vollzogen hat die Sühnung des Heiligthums und der Stiftshütte und des Altars, soll er herbringen einen lebenden Bock und soll legen seine beiden Hände auf dessen Haupt und bekennen auf ihn alle Missethat der Kinder Israel (oder Teut) und alle ihre Verfehlungen und soll solche legen dem Bock auf das Haupt und selbigen lassen jagen in die Wüste“ ....

Wissende Menschen, denen bekannt, daß jede Zeit ihre, ja jedes Jahr seine Portion Narrheit haben und verbrauchen will, werden nicht verlegen sein, wohin sie Erscheinungen wie die „Antisemitenliga“ und die „Antisemitenpetition“ thun müssen. Wenn nur die Sache neben ihrer komischen nicht auch eine sehr ernsthafte Seite hätte! Es gibt ja keinen noch so alten Wahn, der unter Umständen nicht wieder neu werden könnte. Ich habe in diesen Tagen wieder einmal beim Twinger, beim Wurstisen und in der Limburger Chronik von der christlich-

germanischen Judenhatz des 14. Jahrhunderts schaudernd gelesen. Freilich, ihr meint mit überlegenem Achselzucken: „Wer wird so etwas heutzutage für möglich halten?“ Wer? Nun, ich und mit mir gewiß alle, welche die Ausbrüche von Volksleidenschaften schon in der Nähe zu sehen Gelegenheit hatten. „Alles schon dagewesen“, ist ein Wahrspruch; aber: Alles schon Dagewesene kann wiederkommen, obzwar etwas anders angestrichen, ist auch ein solcher. 1793 kam 1871 wieder. Habt ihr es schon vergessen?

In jedem Menschen schlummert die Bestie und in jedem Volke liegt das Ungeheuer an der Kette.

Schmach über die, welche die Bestie wecken und das Ungeheuer entfesseln!

III.

Excellenz Von der Zirbeldrüse.

Ein Gespräch.

Vielleicht erinnert sich dieser meiner Leser oder jene meiner Leserinnen meines alten Feind-Freundes oder Freund-Feindes, des Herrn Zachäus von der Zirbeldrüse, mit welchem ich sie vordem bekannt gemacht habe*). Wir waren Jugendfreunde gewesen, dann aber durch Schicksalsschluß und Eigenwillen auf sehr verschiedene Lebenswege gewiesen oder geworfen worden. Er auf den glatten Weg, ich auf den rauhen. Mitunter führten uns diese Wege, wo sie

*) Vgl. „Blätter im Winde“ (1875), S. 1 fg.

sich etwa kreuzten, wieder zusammen. So im Jahre 1875 im Thale zwischen dem Falknis und dem Piz Alun, und so wieder daselbst im Frühsommer von 1880. Dazumal, 1875, war er in der Blüthe seiner Geheimrathschaft gestanden, höchlich zufrieden mit sich und der Welt, ein Bismärcker auf Gnade und Ungnade, eine In-Sicht-Excellenz jeder Zoll. Seither waren alle Träume seines Ehrgeizes verwirklicht worden. Das flimmernde Wörtlein „wirklich“ hatte sich vor seinen Geheimrathstitel hingestellt wie der Abendstern vor den Mond. Sein Ordenregister hatte um verschiedene Nummern zugenommen. Die „Excellenz“ war für ihn eine vollendete Thatsache geworden. Es war auch davon die Rede gewesen, daß bei dem starken Verbrauch von Ministern durch den Herrn Reichskanzler der Excellenz Von der Zirbeldrüse bald ein Ministerportefeuille unter den Arm geschoben werden würde.

Als ich nun bei unserem diesmaligen Zusammentreffen den Mann auf mich zukommen sah — es war auf einem der Fußpfade, welche südlich von Ragaz von der zur Landquart ziehenden Straße linkshin an den Rhein hinabführen — war ich gewiß, dem Optimismus in Person zu begegnen. Ich sollte aber seltsam enttäuscht werden. Schon beim

Näherkommen fiel mir auf, daß die Excellenz schwarz gekleidet war, einen Trauerflor um den Hut und kein, absolut kein Band im Knopfloche trug. Bei unserer Begrüßung bemerkte ich, daß der Wirkliche bleich, zusammengefallen und sehr ergraut aussah.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen; freute mich schon gestern darauf, als man mir im Quellenhof auf Befragen mittheilte, daß Sie heute kommen würden.“ Das sagte er, meine Hand festhaltend, mit einer Weichheit und Zutraulichkeit, als hätte sich zwischen den weiland Jugendfreunden niemals ein so breiter und tiefer Abgrund der Meinungs- und Schicksalsverschiedenheit aufgethan.

Warum hätte ich auf diesen Ton nicht eingehen sollen? Habe ich es doch allzeit für eine beklagenswerthe deutsche Unsitte gehalten, die Gegensätze, Reibungen und Konflikte politischer Anschauungen, Ueberzeugungen und Stellungen auch in den Privatverkehr zu übertragen und jeden Andersdenkenden zu hassen oder zu verachten. Das heißt nur den pfäffischen Fanatismus vom Gebiet der Kirche auch noch auf das des Staates herüberpflanzen, während doch jeder denkende und wissende Mensch längst zu der Einsicht gekommen sein sollte, daß es überhaupt kein

alleinseligmachendes Dogma gibt, weder ein religiöses noch ein politisches, und daß demnach alle und jede Alleinseligmacherei, die religiöse wie die politische, nichts ist als das Geschäft von Gaunern, um Gimpel zu beschwindeln. Welche Partei dürfte, vollends nach alledem, was wir in unseren Tagen gesehen, der Behauptung sich erfrechen, sie besäße das Privilegium der Ehrenhaftigkeit? Oder gar das der Weisheit? Wer die Augen offen hat, wird unter Republikanern nicht weniger Schwach- und Querköpfe erblicken als unter Monarchisten und umgekehrt, unter Demokraten nicht weniger Schelme und Schufte als unter Aristokraten und umgekehrt. Peccatur intra ecclesiam et extra, d. h. die Ungläubigen haben den Gläubigen wahrlich auch nichts vorzurücken und umgekehrt. Ihr sagt: Das sind Wahrheiten, so wohlfeil wie Brombeeren! Ja wohl. Aber wenn man tagtäglich mitansehen muß, wie unsere Zeitgenossen sich selbst und andere so recht mit Fleiß belügen, so darf man immerhin wünschen, daß sie sich solche Brombeeren-Wahrheiten zu Gemüthe führen möchten, ob auch dieselben trivial schmecken . . . .

Wir saßen mitsammen im Erlenschatten auf dem kyklopisch aufgeblockten Rheindamm. Zu unsern

Füßen wälzte der Strom sein Gewässer, das die aus den Klüften des Piz Beverin herabstürzende wilde Nolla schieferschwärzlich gefärbt hatte. Drüben am andern Ufer glänzten die Thürme von Maienfeld im Sonnenschein.

„Da bin ich vor fünf Jahren mit meiner lieben guten Zigonia auch gesessen,“ sagte er wehmüthig.

Ich hütete mich, ihn daran zu erinnern, daß seine dreißigjährige Ehe mit der, wie er mir vorhin mitgetheilt hatte, unlängst gestorbenen „lieben guten“ Zigonia eigentlich ein dreißigjähriger Krieg gewesen war. Er schien jedoch meine Gedanken zu errathen, denn er fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Sie wissen, alter Freund, meine Frau hatte ihre Eigenheiten — wer hat nicht solche, und vollends wenn man zum genus femininum gehört? Das mecklenburgisch-blaue Blut Zigonia's — hierbei machte der Sprecher einen schwachen Versuch, zu lächeln — rollte ihr mitunter gar zu blitzblau-obotritisch durch die Adern. Der animus opponendi, welcher sie beseelte, ihr Widerspruchsgeist erhob sich nicht selten zur dritten Potenz oder, wie die Zöllner und Sünder des Spiritismus sagen, in die vierte Dimension. Allein bei alledem und trotz alledem habe ich das beelendende Gefühl,

als wäre mit meiner Frau das Salz und der Pfeffer von meinem Tisch und überhaupt aus meinem Leben verschwunden, und hat ihr Tod in mein Dasein eine Lücke gerissen, welche nicht wieder ausgefüllt werden kann."

„Nun, ich denke, Ihre Stellung im Staat sollte Ihnen ausreichendes Füllungs- und Stopfungsmaterial darbieten."

Mit dieser Aeußerung hatte ich aber, wie ich sofort erfahren sollte, einen sehr empfindlichen Nerv schmerzlich berührt. Es kam eine Verstimmung und Unzufriedenheit zum Ausbruch, welche ich aus diesem Lebenskreise zu vernehmen fürwahr nicht erwartet hatte.

„Meine Stellung im Staat?" sagte er mit Bitterkeit. „Du lieber Gott, wer hat denn bei uns noch eine Stellung? Wer kann mit Fug und Recht sagen, daß er eine Stellung im Staate habe?"

„Hm, doch gewiß Einer, sollt' ich meinen."

„Auch der nicht. Wäre seine Stellung eine sichere, würde er sie nicht so oft wechseln. Er macht ja Rösselsprünge wie der Springer im Schachspiel. Jetzt vom Feudalismus hinüber zum Parlamentarismus und umgekehrt. Dann vom Gerlach zum Lassalle

und umgekehrt. Heute vom Bureaukratismus zum Liberalismus und morgen umgekehrt. Vor Jahresfrist vom Schutzoll zum Freihandel und nach Jahresfrist umgekehrt."

„Wenn aber der Springer mittels seines Hin und Her, mittels seines Vor und Zurück die Partie gewinnt?"

„Gewinnt? Die Partie steht schlecht, sag' ich Ihnen."

„Sie überraschen mich mehr, als ich sagen kann. Ich glaubte, im Kreise deutscher Excellenzen müßte man alles, was geschieht oder nicht geschieht, excellent finden."

„Sie täuschten sich. Wer kann dieses fahrige Wesen, dieses ewige Experimentiren und Probiren, dieses unersprießliche Hasten und Tasten, vom staatsdienerlich-geschäftlichen Standpunkt aus betrachtet, billigen? Zudem ist man ja doch auch Patriot in seiner Art."

„Ach ja, in seiner Art. Bei uns ist leider alles so in seiner Art. Wir haben so eine Art von Reich, so eine Art von Reichstag, so eine Art von Konstitutionalismus und Parlamentarismus" —

„Ei, Sie wissen ja wohl, was daran ist. Nichts als Arabeske und Dekoration.“

„Das ist für Menschen mit sehenden Augen und hörenden Ohren der Konstitutionalismus und Parlamentarismus überall. Ob da etwas mehr, ob dort etwas minder, darauf kommt es nicht an.“

„Wohl; aber Sie selbst haben ja einmal sehr nachdrücklich gesagt, daß man die konstitutionell-parlamentarische Komödie, wenn man sie einmal spielen wollte, doch mit einigem Anstand spielen sollte. Bei uns sind die Aufführungen nachgerade so jammerfälig geworden, daß jeder Mensch von gebildetem Geschmacke sich daran verekelt hat. Was ist das für eine Spottgeburt von einer so zu sagen National-repräsentation, welche über die allerwichtigsten Angelegenheiten, über Frieden oder Krieg, ganz im Dunkeln gelassen wird, so lange im Dunkeln gelassen wird, bis man dem Volke befiehlt: Gib Geld her und zieh' ins Feld!“

„Aber, lieber Freund, gerade die Herren Nationalliberalen, zu welchen Sie sich mit so großer Genugthuung zählten, sind ja nicht müde geworden, zu predigen und zu preisen, daß Deutschlands Ehre,

Sicherheit und Macht in den Händen Bismarcks gut aufgehoben sei."

„Irren ist menschlich, einen Irrthum erkennen und eingestehen ist rühmlich. Frankreich hätte uns ein sattsam abschreckendes Beispiel liefern können und sollen, wohin ein Land komme, welches seine Geschicke einem Menschen anvertraut. Wohin sind wir jetzt schon gekommen? Zur Isolirung. Zum „in drangvoll fürchterlicher Enge" Eingequetschtsein zwischen Russland und Frankreich, ohne Freunde und Bundesgenossen."

„Wie denn? Das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn" —

„Bah, Sie werden doch diese Schemen- und Schein-Allianz, von der kein Mensch etwas Greifbares weiß, nicht ernsthaft nehmen wollen?"

„Die Deutschöstreicher" —

„Die Deutschöstreicher, entschuldigen Sie, sind sehr gute Leute, aber trotz ihrer oder vielmehr gerade wegen ihrer großen musikalischen Begabung und Musikliebhaberei sehr schlechte politische Musikanten. Wären sie bessere, so hätten sie, um nur eins zu sagen, dem magyarischen Chauvinismus, welcher die nationalen Gefühle und Rechte der Deutschen in

Siebenbürgen, in der Zips und überall innerhalb seiner Machtsphäre mit brutaler Rohheit verletzt und vernichtet, ja auf eine barbarische Austilgung des Deutschthums ganz offen losgeht, schon ganz andere Lieder vorgesungen. Ein deutscher Minister, an welchem freilich nichts deutsch als der Name — und dieser soll ja eigentlich ein wendischer sein — ist es auch gewesen, welcher jenen unseligen „Ausgleich" zuwegebrachte, demzufolge die Kultur der Unkultur unterthan sein muß."

„Mir will aber scheinen, die Deutschen in Oestreich und insbesondere die im Bereiche der Stephanskrone lebenden Deutschen hätten ihre kümmerliche Lage zu einem nicht geringen Theile selbst verschuldet. Warum stellten sie der über sie gekommenen Vergewaltigung nicht von Anfang an eine entschlossenere und thatkräftigere Abwehr entgegen?"

„Ja, warum?"

„Weil sie daran gehindert wurden und werden durch ein auch unter ihnen grassirendes deutsches Nationallaster, d. h. durch jene „duldsam träge Eselei", welche schon Herder zornvoll gerügt hat, durch die deutschphilisterhafte Friedfertigkeit und Anbequemerei, durch die dreimal vermaledeite weltbürger=

liche Kulturdüngerbewußtseinsresignation, ein Ding, welches ebenso dumm, wie das Wort lang ist. Es fehlt eben den Deutschen in Oestreich, wie den Deutschen überhaupt, die Ursprünglichkeit und Energie des Rassegefühls, der elementare Nationalwille und der unbeugsame Nationalstolz" *).

*) Inbetreff dieses Mangels hat ein Deutscher Gelegenheit, vonseiten seiner Landsleute im allgemeinen und vonseiten eines charakterlosen Literatenthums im besonderen nicht selten Unglaubliches zu erleben, was eben nur bei uns zum Möglichen und Wirklichen werden kann. Ich will, obzwar nicht gewohnt, meine Leser mit Betreffnissen persönlicher Natur zu behelligen, hier einmal einen kennzeichnenden Fall anführen. In der Zeitschrift „Westermann'sche Monatshefte" (Januar 1881) wurde inmitten anderen literarischen Notizenkrams auch von der 7. Auflage meiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" und von meinem Buch „1870—71" flüchtige Notiz genommen. Es geschah in „warm empfehlender" Weise, aber so, daß leicht zu ersehen, der Notizenmacher habe zur Beurtheilung dieser Bücher wenig oder gar keinen Beruf. Mit lobhudelnden Phrasen ist es da nicht gethan, auch nicht mit Anflickung von etlichen stereotypen Ausstellungen, wie sie nun schon seit vielen Jahren ein frère ignorantin papageilich dem andern über mich nachplappert. Darüber auch nur ein Wort zu verlieren hielt und halt' ich nicht der Mühe werth. Was ich hier gelegentlich rügen will, ist, daß der fragliche Notizenschreiber um meiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges willen mich einen „Franzosenfresser" gescholten hat. Man sollte meinen, daß ein Buch wie mein „1870—71", welches in allen Kreisen der Nation — das vaterlandslose Geschmeiß,

„Wahr, bittertraurig wahr! Aber da es nun einmal so ist und da die Deutschen in Oestreich nicht das herrschende Volk sind, sondern das beherrschte, so ist der Werth der östreichisch-ungarischen Allianz, wenn das Scheinding überhaupt diesen

---

die schwarze, die rothe und die gelbe Internationale, natürlich ausgenommen — mit Theilnahme, Beifall und Dank aufgenommen wurde und darum innerhalb Jahresfrist zwei starke Auflagen erlebte, seinen Verfasser wenigstens vor Insulten von landsmännischer Seite sicherstellen würde. Franzosen haben anerkannt, daß ich die Geschichte jenes Jahres mit menschenmöglicher Unparteilichkeit erforscht und geschrieben, daß ich auch ihnen, den Franzosen, alle Gerechtigkeit und den französischen Quellen jede gebührende Berücksichtigung hätte widerfahren lassen. Ein deutscher Anonymus dagegen durfte, augenscheinlich ohne das Buch gelesen zu haben, obenhin sich erdreisten, mich einen „Franzosenfresser“ zu schelten. Aehnliches wäre denn doch in einem ähnlichen Falle in Frankreich, in England, in Italien, in Russland sogar, rein unmöglich, weil das nationale Gefühl russische, italische, englische und französische Notizenskribenten vor solchen Dummheiten bewahrt. Es wäre auch, will mir scheinen, dem Herausgeber der genannten Zeitschrift wohlangestanden, einen deutschen Schriftsteller, welcher nun schon 30 Jahre lang in der Fremde, und zwar unter nicht selten schwierigen Verhältnissen, für das Recht und die Ehre seines Landes einzutreten und einzustehen nie gezaudert hat, vor einer ebenso albernen als böswilligen Verunglimpfung durch einen seiner schlechtunterrichteten Mitarbeiter zu schützen. Ein französischer, englischer, italischer, russischer Editor hätte das nicht versäumt.

Namen verdient, im Grunde gleich Null. Lassen Sie nur einmal eine ernste Gefahr an Deutschland herantreten und dann werden Sie sehen, welchen Beistand wir vonseiten des von Magyaren und Slaven beherrschten Oestreichs zu erwarten haben."

„Keinen, ich geb' es zu. Wir werden allein sein. Aber bei unserem Evangelisten Schiller steht geschrieben:

„Der Starke ist am mächtigsten allein."

„Dichtung!"

„Im Jahre 1870—71 war es glorreiche Wirklichkeit."

„Ausnahmsweise, sehr ausnahmsweise."

„Das Große und Hohe ist immer eine Ausnahme, das Kleine und Gemeine die Regel."

„Zugegeben. Aber von Ausnahmen können Völker und Staaten nicht leben."

„Wenn eine Nation von 45 Millionen, eine Nation, welche, man sage, was man wolle, die durchschnittlich gebildetste des Erdbodens ist, sich auf sich selbst stellt, der eigenen Kraft vertraut und ihr gutes Recht bis zum Aeußersten zu wahren entschlossen ist, so braucht sie nicht um Freundschaften zu sorgen und um Allianzen zu werben. Es ist für sie viel gesunder, ehrliche Feinde zu haben, als falsche Freunde.

Ich meine, uns Deutschen sollte aus der Zeit von 1813—15 noch in lebhafter Erinnerung stehen das Wort: Gott behüte uns vor unsern Freunden!"

„Nun ja, der Leiter unserer Politik hat ja dafür gesorgt, daß wir gar keine Gelegenheit haben werden, von Freunden zu sprechen, weder im guten noch im schlimmen Sinne. Sie, der Sie in der Fremde leben, müssen ja wohl wissen, daß die ganze neue Reichsherrlichkeit den im Auslande weilenden Deutschen bislang nichts eingetragen hat als Mißtrauen, Haß, Schimpfworte, Steinwürfe und Prügel."

„Daran ist etwas Wahres und es wäre sehr zu wünschen, daß das „Civis romanus sum!" thatsächlich in „Ich bin ein deutscher Reichsbürger!" übersetzt werden möchte. Der Reichskanzler dürfte auch mehr, als bis dahin geschehen zu sein scheint, seinen Agenten im Auslande begreiflich machen, daß sie die Vertreter einer Großmacht, daß man mit der Bescheidenheit gar nicht weit komme und daß nur ein festes Auftreten imponire. Aber, lieber Freund, das „Civis romanus sum!" hat seine Vollbedeutung gewiß auch nicht binnen 10 Jahren erlangt."

„Allerdings nicht, aber wenn die Reichswirthschaft noch 10 Jahre so weitergeht wie bisher, so könnte

der „Deutsche Reichsbürger“, statt auszuwachsen, wieder zum Embryo werden. Haben Sie nicht bemerkt, mit welcher Frechheit der Partikularismus bei jeder Gelegenheit neuerdings wieder seine Hörner hervorstreckt? Das ist die Folge der schweren Versäumnisse von 1866 und 1871, und wer hat in erster Linie diese Versäumnisse verschuldet?“

„In erster Linie der beklagenswerthe Mangel unseres Volkes an politischem Verstand, Schick und Takt, sowie an thatkräftiger Initiative. In zweiter Linie der dynastische Zopf und der legitimistische Aberglaube. Erst in dritter Linie Bismarck, der dazumal allerdings im Sinne eines fester gefugten und strenger geschlossenen Nationalstaates mehr hätte durchsetzen sollen und können, wenn er nämlich aus seiner eigenen Haut herauszuspringen, von seiner eigenen Vergangenheit vollständig sich loszuschälen vermocht hätte. Das vermag aber kein Mensch, keiner! Napoleon war auch auf dem Kaiserthron noch der Jakobiner, welcher er als Souslieutenant gewesen. Le jacobinisme à cheval hat die Staël das Empire genialisch-treffend genannt.“

„Unser Empire könnte man etwa den Wirrwarr auf dem Gendarmengaul nennen.“

„Welche Sprache aus dem Munde eines Wirklichen Geheimrathes! Ich bin nicht neugierig und will also nicht fragen, auf welchen Wegen Sie dazu gekommen sein mögen, die Dinge im deutschen Reiche so trübe anzusehen.“

„Ja, trübe, grauschwarz wie das wüste Wasser, welches sich da zu unsern Füßen dahinwälzt.“

„Oh, machen Sie sich keine Sorge um den Rhein! Er geht im Bodensee baden und kommt bei Konstanz rein und lauter heraus, die Bläue des Himmels und das Grün seiner Ufer widerspiegelnd.“

„Vorausgesetzt, daß der Himmel blau und die Ufer grün seien, was bekanntlich den weitaus größeren Theil des Jahres hindurch nicht der Fall zu sein pflegt. Und am Ende aller Enden verkommt Ihr glorioser Rhein doch elendiglich im holländischen Sande.“

„Alles muß, wie seinen Anfang, so auch sein Ende haben. Der Erdball selbst und alles, was darauf, wird dereinst untergehn und spurlos verschwinden, hat der Seher von Stratford geweissagt, wissen Sie? Ewigkeiten kann es nicht geben, weil sie undenkbar .... Aber sagen Sie, ist es nicht wunderlich, daß ich, der alte Republikaner, welchen der jetzo im deutschen Reiche modische Servilismus

mit Trauer und Abscheu erfüllt, mit um so größerem Abscheu, wenn er sich heuchlerisch als Nationalservilismus aufspielt, — ja, daß ich alter Republikaner gegen Sie, eine der jüngsten Excellenzen, die Politik des Reichskanzlers vertheidigen muß?"

„Nun, sie bedarf wahrhaftig der Vertheidigung, diese Politik."

„Sie ist nicht vollkommen — wo gäbe es denn überhaupt Vollkommenes auf unserem sehr unvollkommenen Planeten? Sie hat ihre Mängel und Schwächen, abstoßende sogar. Aber kein Deutscher von Herz und Kopf sollte sich weigern, anzuerkennen, daß nach langem, langem Harren in der Person des märkischen Junkers endlich ein Staatsmann erschien, der Staatsmann, welcher mit genialischer Begabung den eisernen Willen verband, endlich einmal wieder auf deutschem Boden eine deutsche, eine nationale Politik zu machen, und welcher dieses Wollen in großartige That zu wandeln wußte."

„Und es schließlich glücklich zuwegebrachte, daß wir jetzt nicht allein mehr vom Westen, sondern auch vom Osten her gefährlich und fortwährend bedroht sind."

„Ah, pfeift der geheimräthliche Oppositionswind aus dem berlinisch-nationalliberalen Loche der Russo-

philie? Ja, ja, ich erinnere mich, daß die Zeitungs-auguren des Nationalliberalismus vor etlichen Jahren den auf Konstantinopel zu unternommenen Flugversuch des moskowitischen Adlers als einen glückverheißenden gepriesen und mit allem ihnen zu Gebote stehenden Wortaufwand ermuntert und gefördert haben. Echt nationalservil das! Die lieben Auguren wähnten eben, der Bestand der bekannten „russischen Freundschaft“ wäre noch immer „thurmhoch“ über jede Anzweifelung erhaben. Die Nase des Nationalliberalismus hatte wieder einmal, wie ihr ja das gewöhnlich begegnet, die richtige Witterung verloren. Die russische Freundschaft war seit 1875 von ihrer Thurmhöhe zur ebenen Erde, ja unter die Erde herabgekommen. Wer aber kein nationalliberaler Tiftler und Dünkler, sondern ein Deutscher von Herz und Kopf, der wird gern und freudig bekennen, unter den großen Verdiensten Bismarcks sei keins der kleinsten, sondern vielmehr eins der größten dieses, daß er das schmachvolle Gängelband, woran der Zarismus Deutschland leitete, entzweigerissen hat. Jedes der wüthenden Zorn-, Schimpf- und Drohworte, welches das größenwahnsinnige Moskowiterthum über dieses Vorgehen des

deutschen Reichskanzlers ausgestoßen hat und ausstößt, erhöhte und erhöht das Fußgestell von Bismarcks Ruhm. Gewiß hat es ihn auch keine kleine, sondern eine große und mühsälige Arbeit gekostet — man kennt ja die Traditionen des berliner Hofes — die Zerreißung jenes Gängelbandes durchzusetzen."

„Oh, er hatte ja eine recht tüchtige Mitarbeiterin, die greisenhafte Thorheit und Eitelkeit Gortschakoffs, welchen die Erfolge seines weiland „Freundes" von Frankfurt her nicht mehr schlafen ließen."

„Nun ja, die tückischen Zettelungen und Machenschaften des russischen Kanzlers, Frankreich und Italien für eine Allianz mit Russland, d. h. für ein Angriffsbündniß gegen Deutschland und Oestreich zu stimmen und zu gewinnen, boten unserem Reichskanzler eine gute Gelegenheit, dem weiland „Freunde" den Meister zu zeigen. Aber das eben macht ja den Staatsmann, daß er gute Gelegenheiten rasch, geschickt und entschlossen zu benützen oder im Nothfall auch welche zu schaffen vermag."

„Und was ist mit alledem thatsächlich gewonnen? Die „drangvoll fürchterliche Enge" bleibt doch bestehen und die fortwährende Kriegsbereitschaft, welche dieser Drang uns aufnöthigt, ist eine Rüstung von

so kolossaler Schwere, daß sie den armen Michel — selbst angenommen, der Name bedeute der Starke, der Gewaltige, der Riese — mit der Zeit unfehlbar erdrücken müßte."

„Mit der Zeit, ja. Vorerst trägt er sie noch in stattlich aufrechter Haltung und muß sie tragen. Denn allerdings weisen viele Zeichen darauf hin, daß dem Michel binnen kurzem wieder eine große, eine größte Probe und Prüfung seiner Stärke und Gewaltigkeit bevorstehen werde. Vielleicht holt der Schicksalshammer schon wieder aus zum Schlagen der Stunde, —

„„Wann die Trompete, schrecklichen Klangs, Taratantara! schmettert"" *).

„Ja, und zwar von zwei Seiten her. Wir werden gegen Osten und gegen Westen Front machen müssen. Werden wir das vermögen?"

„Die Noth, lieber Freund, die unerbittliche Nothwendigkeit vermag viel. Sie hat ein Herz von Granit und Hände von Stahl. Zudem kommt mir das nach zwei Richtungen hin Frontmachenmüssen doch sehr problematisch vor."

*) „Cum tuba terribili sonitu taratantara dixit."
Ennius.

„Wie?“

„Problematisch, sagte ich. Mit der russischen Offensivkraft ist es bekanntlich nicht weit her, sogar Türken gegenüber, welche ja, wie jeder weiß, dazumal bei Plewna die großmächtigen Russen geradezu in die Pfanne gehauen hätten, wenn diese nicht von den Rumänen, sage von den Rumänen, herausgehauen worden wären. Auch hat ja der euch berliner Russen so theure Zarismus dermalen und wohl noch für lange alle Hände voll zu thun, im eigenen Lande sich aufrecht zu halten. Gesetzt aber, er wollte und könnte zum Kriege gegen das deutsche Reich vorschreiten, so wäre es doch sehr fraglich, ob die Franzosen mitthun würden.“

„Was? Wir Beide haben ja, scheint es, seit unserem letzten Beisammensein in diesem Thal eine Verwandelung erlebt, welche in Ovids Metamorphosen stehen könnte. Sie sind zum Optimisten, ich bin zum Pessimisten geworden.“

„Sachte, sachte! Aus der Vogelperspektive meiner Zurückgezogenheit sehe ich diese Dinge weder pessimistisch noch optimistisch an, sondern so, wie sie sind.“

„Sie scheinen in Ihrer Zurückgezogenheit, in Ihrer Klause am Zürichberg das Revanchegeschrei,

welches von Jahr zu Jahr, statt leiser zu werden, nur brüllender geworden ist, gar nicht gehört zu haben."

„Doch. Allein das Gebrüll von pariser Gamins und Gaminsgenossen macht mir nicht bange. Paris ist auch nicht mehr so ganz Frankreich wie ehedem und die ungeheure Mehrzahl der überhaupt sparsinnigen Franzosen besteht aus zu guten Rechnern, als daß die riesige Kostenrechnung von 1870—71 für sie nicht eine Warnungstafel wäre. Sodann wissen wir, daß das französische Revanchegeschrei vonwegen Waterloo's auch 15 oder 20 oder noch mehr Jahre gewährt hat, ohne daß die Revanche wirklich versucht wurde. Endlich sehen zur Stunde die Sachen, ich will nicht sagen in Frankreich, aber doch in Paris ganz so aus, als stände eine Reuinscenirung und Wiederaufführung der abscheulichen Tragikomödie von 1792—94 bevor."

„Ja, die jammerseligen Affen der mörderischen Phantasten jener Schreckenszeit sind rüstig am Werke. Sie werden gewiß nicht ruhen, bis sie die schwache, wolkenwandlerische Girondistenregierung, welche die französische Republik dermalen hat, gestürzt und auf den Trümmern aller Freiheit, Ordnung und Sicherheit

die Blutfahne des Terrorismus, heutzutage Commune genannt, aufgepflanzt haben. Aber gerade darin liegt die Gefahr für uns. Die Franzosen, und zwar nicht etwa nur ein Bruchtheil, nein, die große Mehrheit der Nation, sie werden sich aus Verzweifelung, es wieder einmal vergeblich mit der Freiheit versucht zu haben, abermals im Gloirefusel berauschen und es wird dann nur eines halbwegs kräftigen Stoßes vonseiten der Revancheschreier bedürfen, um die ganze Kraft Frankreichs kriegerisch nach außen, d. h. gegen das deutsche Reich zu lenken."

„Das ist möglich, ich geb' es zu; es ist sogar wahrscheinlich, falls sich die Dinge jenseits der Vogesen wirklich so gestalten, wie Sie vorherzusehen glauben. Sie hinwiederum werden aber nicht bestreiten wollen, daß das neue deutsche Reich einem etwaigen französischen Anfall und Anprall gegenüber denn doch ganz anders dasteht, als im Jahre 1793 das alte armsälige Reichsgespenst dastand."

„Gewiß. Aber es wäre denn doch zu wünschen, daß unserem Volke, welches ja sattsam gezeigt hat, was es in kriegerischer Machtentfaltung zu leisten vermöge, jetzt für lange wieder Raum und Zeit zu friedlicher Kulturentwickelung gegönnt würde."

„Natürlich ist das zu wünschen. Aber die Deutschen werden ja nicht die Friedensbrecher sein. Sie werden nur dafür sorgen, daß ein an ihnen verübter Friedensbruch nicht ungestraft bleibe.“

„Und wäre es denn absolut unmöglich, zu einem dauerhaften Frieden, zu einem wirklichen Einverständniß mit Frankreich zu kommen? Ich erinnere mich, in Ihrer Geschichte von „1870—71“ gelesen zu haben, die zwischen Deutschen und Franzosen obwaltende Feindschaft sei ein großes Unglück für Europa, für die Menschheit. Die beiden Völker seien zu beklagen, daß sie sich hassen und befehden, statt sich mit einander zu verständigen. Und ferner, wenn sie sich aufrichtig verstehen, mitsammen verständigen und, wozu sie ganz das Zeug hätten, einander ergänzen wollten, so könnten sie gemeinsam die Welt beherrschen und der Civilisation unermeßliche Dienste leisten.“

„Ja, so glaubte ich allzeit und so glaube ich noch. Die Frage ist nur, ob sich ein Mittel ausfindig machen ließe, die gewünschte Verständigung anzubahnen und herbeizuführen. Sie sitzen ja in Berlin an oder wenigstens nicht weit von der Quelle. Wissen Sie vielleicht eins?“

„Gewiß. Man braucht ja nur unser rechtmäßig und mit so großen Blutkosten zurückerworbenes Eigenthum, Elsaß-Lothringen, den Franzosen wieder auszuliefern und sie schön um Verzeihung zu bitten, daß wir überhaupt so unbescheiden gewesen, dasselbe zurückzuerwerben."

„Entschuldigen Sie, dieser Scherz ist nicht vom besten Geschmack."

„Scherz? Und wenn ich ernsthaft spräche? Die französelnden Experimente, welche man dermalen in den Reichslanden macht und machen lässt, müssen ja die dortigen Apostaten der Nationalität nur in der Meinung bestärken, es würde bald die Zeit kommen, wo die Elsässer und Lothringer wieder so glücklich wären, den geliebten Franzosen zum Kanonenfutter und zum Spottmaterial dienen zu dürfen, wie das vor 1870 so gewesen."

„Die erwähnten Experimente scheinen mir denn doch weit mehr im deutschen als im französischen Sinne gemacht zu werden. Sollten sie fehlschlagen, so wird man eben wiederum ganz andere Saiten aufziehen müssen. Zur Stunde, wo das deutsche Reich die Reichslande nicht mehr zu behaupten vermöchte, wäre es mit dem deutschen Reich überhaupt vorbei."

„Ganz meine Meinung.“

„Wohl, also geben Sie ein anderes Mittel an zur Erreichung des in Rede stehenden Zweckes.“

„Ich? Ich kenne keins. Es ist dies auch gar nicht meine, sondern Bismarcks Sache. Wozu ist man ein großer Staatsmann, ein ministre tout-puissant, ein ferreous chancellor?“

„Hm, ironisiren und spotten ist leicht, aber den Kriegspfad zwischen Deutschland und Frankreich in einen Friedens- und Freundschaftspfad umzuschaffen, das ist so schwer, daß es, wenn es überhaupt möglich, allerdings nur ein Bismarck zuwegebringen könnte.“

„Glauben Sie an die Möglichkeit?“

„Kaum. Ja, wenn es sich um etwas Dummes, Aberwitziges, Niederträchtiges handelte! Da wäre natürlich an der Verwirklichung, an der raschen und leichten Verwirklichung nicht zu zweifeln. Aber wo etwas Gescheides, Gutes, Gedeihliches in Frage, da stemmen alle Mächte des Unsinns, alle Dämonen des Unheils sich dagegen. Indessen, die Prämisse des nur noch schlecht verkleisterten Bruches mit Russland ist gegeben“ —

„Glauben Sie denn an diese Prämisse?“

„Alle Merkmale sprechen für das Vorhandensein derselben.“

„Und Sie meinen, die logische Schlußfolgerung daraus würde sein, daß der Reichskanzler sein ganzes Genie, alle seine diplomatische Kunst und Erfahrung aufbieten müßte, um zu einem dauerhaften Einvernehmen mit Frankreich zu gelangen?“

„So mein' ich, obzwar ich recht wohl weiß, daß in der Politik aus Prämissen gar häufig Schlüsse gezogen werden, welche mit der Logik wenig oder nichts zu thun haben.“

„Ja, so einen Schluß könnten Sie auch im Verlaufe dieses Syllogismus erleben.“

„Oh, ich weiß gar wohl, die berliner Russophilie ist mit ihrem Russisch noch lange nicht zu Ende.“

„Darüber ließe sich mancherlei mittheilen, aber Sie würden es ja doch nicht glauben, da es für Sie feststeht, daß Bismarck ein genialer und nationaler Staatsmann — nach außen. Mag sein, wir wollen darüber nicht streiten. Aber möchten Sie mir über dies oder das seines inneren Reichsregiments, z. B. über seinen Rücksprung vom Freihandel zum Schutzzoll nicht auch „„ein kräftig Wörtchen sagen““?

„Da lassen Sie mich aus, mein Bester, östreichisch zu sprechen. Ich habe mich zwar redlich bemüht, dem Gange der bezüglichen Reichstagsdebatten zu folgen, habe auch eine Masse von Leitartikeln und Flugschriften für und wider seufzend gelesen, muß aber gestehen, daß mich dieser Rattenkönig von Widersprüchen, welche noch dazu alle mit statistischen „„Grundlegungen““ und „„Beweisen““ großthaten, schließlich ganz dumpf und stumpf, um nicht zu sagen ganz dumm gemacht hat. Ich kann daher nur erklären, daß die neue Handelspolitik des Reichskanzlers schon darum mir nicht so ganz verwerflich vorkommt, weil der bekannte „Giftbaum“ mit allen seinen Blättern wüthend dagegen aufrauschte. Ferner, daß ich gegen die Manchesterei einen instinktmäßigen Aberwillen hege, schon darum, weil sie aus England gekommen, also aus dem Lande der balsamirten Absurditäten, der mumiesirten Mißbräuche und der brutalsten Selbstsucht, aus einem vom ausgeschämten Pharisäerthum regierten und dem unserigen bitterfeindseligen Lande. Sodann auch darum, weil ich sehe, daß die einzige gesunde und dauerbare Grundlage eines Staatswesens, eine selbstständige Bauerschaft, unter ausschlaggebender Ein-

wirkung der Manchesterei in England bis auf die letzten Spuren vernichtet worden ist und sie das, so man sie gewähren ließe, auch in Deutschland unfehlbar zuwegebringen würde."

„Ei, Sie sind ja ein Agrarier comme il faut."

„Meinetwegen; wenn Sie nämlich unter einem Agrarier einen Mann verstehen, welcher überzeugt ist, daß mit der Einbuße einer kräftigen, selbstständig auf eigenem Grund und Boden sitzenden Bauersame jedes Land unrettbar dem Elend verfallen muß, nur noch etliche Tausende von Prozen oben und Millionen von Proletariern unten zu Bewohnern zu haben."

„Es gibt Leute, welche der Ansicht sind, sämmtliche Länder Europa's trieben einem solchen Zustande mehr oder weniger rasch entgegen und damit dem Strudel einer Revolution, mit welcher verglichen alle bisherigen nur geßnerische Idyllien gewesen."

„Ich gehöre leider zu diesen Leuten, warum sollte ich es leugnen? Alles, was ich um mich her vorgehen sehe, muß mich in meiner düsteren Ansicht bestärken, welche freilich den Gedankenlosen, den Unwissenden und Leichtfertigen sehr unbequem ist."

„Ja, wir leben in einer Zeit, über welcher

Ahriman sein Duzakhszepter schwingt. Die Dews sind fleißig an der Arbeit. Unter dem Anhauch dieser Inspiratoren predigen die Sekten der Zerstörung überall in Europa insgeheim und leise, drüben in Paris schon ganz offen und laut Brand und Mord, den Weltbrand, den Gesellschaftsmord. Die Götterdämmerung kommt heran."

„Da stimmen wir zusammen. Wer Ohren hat, zu hören, und dieselben nicht absichtlich verstopft, muß die Wasser der neuen Sintflut heranrauschen hören. Die zerstörungslustigen Sekten allein würden die große Katastrophe wohl nicht herbeizuführen vermögen. Sie sind ja selber nur ein einzelnes Symptom der allgemeinen socialen Krankheit. Aber alles — der Kapitalismus wie der Proletarismus, eine zügellose, auf ihr logisches Ziel, den Kommunismus, entschlossen losgehende Demagogie, die jeden höheren, idealen, religiösen und sittlichen Ideengehaltes bare Kraftstoffelei, die Verödung des Gemüthlebens und die Verpöbelung der öffentlichen Meinung, die Vollstopfung der Jugend mit Wissenskram und Wissensdünkel, die Verflachung und Verschlaffung der Charaktere, die rohe Selbstsucht und der nagende Neid, die Hochmuthsdelirien der Wissenschaft und die Kon-

kurrenzrasereien der Industrie, der bohrende, zer-bröckelnde und zersetzende Journalismus, die mit der ganzen Meute des Schwindels und der Reklame betriebene wilde Jagd nach dem Gelde und die noch wildere nach dem Vergnügen, die Großthuerei und das Scheinwesen, die stumpfe Gleichgiltigkeit inbetreff von Recht und Unrecht, die infame Liebhaberei, das Niederträchtige zu vertuschen und das Ruchlose zu beschönigen, die systematische Einschläferung des Gewissens und die „wissenschaftliche" Abschwächung des Gefühls der Verantwortlichkeit, die laxe Theorie und die feige Praxis in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege — alles, alles arbeitet wetteifernd daran, die Schleusen zu zertrümmern und die Dämme zu durchstechen, um der hereinbrechenden Zerstörungsflut freien Raum zu gewähren. Wehe unsern Kindern und Kindeskindern, welche das Chaos erleben und durchleiden müssen."

„Und wann sie es durchgelitten?"

„Dann wird der Verzweifelungsschrei der Kreatur einen großartigen Despoten aufrufen, irgendeinen Cromwell, Friedrich, Napoleon oder Bismarck, welcher die aus den Fugen gegangene Welt eisenfäustig wieder einrenkt und Ordnung schafft."

„Und dann?“

„Dann wird der arme Sisyphus, der Mensch, den Felsblock der Kulturarbeit aus tiefster Niederung abermalen bergan wälzen.“

„Eine schöne Aussicht!“

„Können Sie eine schönere aufthun?“

„Nein.“

Ein klein fein Nießwurzgärtlein.

I.

Die Windel des Konfucius.

1.

In China war's, ja, ja, im veritabeln
Chinesischen China, nicht im deutschen, nein!
Glaub' nicht, süß Publikum, ich wolle fabeln
Und führ' zum Gelben Fluß dich nur zum Schein.
Also in China wußt' ich aufzugabeln
Mein Thema, wissenschaftlich, zart und fein,
Von des Konfucii Windel die Historie,
Chinesischer Gelehrsamkeit Glanzglorie.

Kopfüber stürz' ich medias in res,
Wie das Horaz vorschreibt den Heldensängern,
Schwör' auch bei Mosis Bart und Mahoms Feß,
Mein Lied nicht mehr als billig zu verlängern;
Item selbst dort, allwo man lispelt „yes“
Englisch-scheinheiligst, können alle bängern
Fließpapierseelen fest versichert sein,
Daß sie nicht brauchen „shocking!“ aufzuschrei'n.

O Heuchelei, hienieden du zweitmächtigste
Großmacht — erstmächtigste bleibst, Dummheit, du! —
Im Fistelton das pharisäisch=prächtigste
Loblied würd' ich anstimmen dir im Nu,
Falls Konkurrenz mir nicht, die überschlächtigste,
Britisch=brutal die Kehle hielte zu:
Derweil Old Gladstone Heuchelsüßholz raspelt,
Muß bleiben mein Psalmgarn unabgehaspelt.

Also in China war's. Der große Tschi,
Stupend gelehrt, gelehrt fast bis zur Kruditä,
Im Forschen und im Finden ein Genie,
Auf Du und Du mit jeder klassischen Nudität,
Präses der höchsten Reichsakademie,
Geheimster Hofrath, — frei von aller Ruditä,
Trug zierlich er den achtzehnzölligen Zopf,
Ein Mandarin von dem geschecten Knopf.

Er kannte fremde Sprachen, auch die deutsche,
Und lag in Kontroversen immerdar
Mit seinem Nebenbuhler, Doktor Leu=tsche,
Der jüngst verübt zum Faust 'nen Kommentar,
Worin er trieb mit seines Wissens Peitsche
Den Hypothesenkreisel wunderbar.
Nun war auch Tschi Faustkommentator, darum
Des Leutsche=Tschi=Zanks gellend Lirumlarum.

Zum hellsten Lodern war der Streit gebracht
Durch die tiefsinnigen Gedankenstriche
Im Hexentanze der Walpurgisnacht.
Tschi schalt die Scene laut 'ne ärgerliche
Und wurde drob von Leutsche ausgelacht.
Tschi, der Konfucianer, tobt, es striche
Sotadischer Wind sehr scharf durch diesen Tanz.
Und Leutsche schnaubt: „Sie mißversteh'n ihn ganz!"

„Als Laotseaner sag' ich kategorisch:
Der Hexentanz ist Tugend und Moral,
Sofern man fasst ihn mystisch-allegorisch,
Statt katechismuskindisch und banal."
„Sie Mystikus!" — „Philister!" — Metaphorisch
Und hoch, ja höchst gelehrsam allzumal
Prügeln sie sich mit den Gedankenstrichen,
Als ob dieselben Bambusrohren glichen.

Seitdem erfüllte gallegrüner Groll
Die beiden wunderschönen Forscherseelen,
Und jede war des grimmen Grames voll,
Die and're möcht ihr die Gedanken stehlen,
Und jede frug stirnreibend sich: Was soll
Niedagewesenes ich aufkrakehlen,
Um meinen Feind zu bringen auf den Hund
Durch einen ungeheuerlichsten Fund?

Mandarin Leutsche war diesmal der Glückliche,
Der aufstach einen kolossalen Fund.
Nachdem er das Archiv, das fak-fok-fükliche,
Erforschet bis zum tiefsten Grund und Schund,
War er im Fall, zu machen die entzückliche
Botschaft dem ganzen Reich der Mitte kund,
Daß er — o Ruhm! — entdeckt — es sei kein Schwindel —
Vom göttlichen Konfuz die erste Windel.

Ganz kampfgerüstet trat er auf den Plan;
Er kannte ja die lieben Herr'n Kollegen
Und wußte, daß des Neides gelber Zahn
Alsbald sich kritisch-nagend werde regen.
Darum war rüstig er gegangen dran,
Ein Schanzwerk um den Windelfund zu legen
In Form von einem dicken Buch in Quart,
Das durchzubeißen war entsetzlich hart.

Und mehr noch; denn er hatte seinen köstlichen
Schatzfund zur Approbation entsandt
Klug aus dem Reich der Mitte, aus dem östlichen,
Zum westlichen, ins urgelehrte Land,
Wo man den Druck, das Pulver und den tröstlichen
Satz vom beschränkten Unterthanverstand
Erfand, item den bierischen Biberalismus,
Nicht minder den maulthierischen Liberalismus.

Dort blühte der Professor Schwiemel Kneist
— (Nicht zu verwechseln mit Professor Gneist etwa,
Der „alles, was er will, sofort beweist") —
Weltruhmsbesitzer, kann man sagen dreist etwa,
Unter dem Namen Doktor Spruhzius Feist,
Viel mit dem Sitzfleisch, weniger mit dem Geist etwa
Arbeitend in Archäo- und Philologie,
Meister vom Stuhl der Loge „Zur Mikrologie".

Gutachtend schrieb er: „An die hundert Wochen
Hab' das Objekt ich gründlich observirt,
Beseh'n, beschmeckt, begriffen und berochen,
Beschabt, filtrirt und mikroskopisirt.
Jetzt darf ich auf das Schlußergebniß pochen,
Unwidersprechlich hab' ich stabilirt:
Bewiesen ist die Windel des Konfucius!
Dixi! Der infallible Doktor Spruhzius."

In China ging darob der Jubel los;
Ein Hunderttausend Gonge und Tam-Tame
Erhoben ihr Geklingel und Getos
(Im westlichen Reich der Mitte heißt's Reklame) —
Begeisterung erfüllte Klein und Groß,
Der Kaiserhof bezeigte Antheilnahme:
Verlängern durfte Leutsche seinen Zopf
Und ward geschmückt mit dem grasgrünen Knopf.

Darauf im klassischen Pagodenstyle
Hat für Konfucii Windel man sogar
Errichtet einen Tempel in Fu-Fü-Le
Und ihr zu Hütern eine Bonzenschar
Gestiftet, auch mit feinem Taktgefühle
Bezahlt die ganze Kostenrechnung bar;
Denn der Chinese ist kein solcher Lump,
Daß er Denkmäler bauen thät' auf Pump.

Dann ward ein Jahrbuch unverweilt begründet,
Das „Windel-Jahrbuch", allworein gelehrt
Manch Forscherfässlein, mit Bedacht entspündet,
Grundlegenden Inhalt gründlich hat entleert.
Hier wurde, beispielsweis', der Welt verkündet,
Was für Chinesen äußerst wissenswerth,
Wie, wann und wo dereinst gesurrt die Spindel,
Welche das Garn gesponnen zu der Windel.

Ein junger Forscher machte sich berühmt
Dadurch, daß er ausmittelte den Acker,
So mit dem Windelflachs war angeblümt
Im Jahr X X durch einen armen Racker,
Des Namens Hia-Hu, der — unverblümt
Muß singen ich's und sagen — schlicht und wacker
Nach frommer Väter Sitte sein Stück Feld
Wohl mit dem eignen Dünger hat bestellt.

Ein andrer Streber kam zu Ruf und Stellen,
Weil nach unsäglichem Forschen ihm gelang,
Des Drechslermeisters Namen festzustellen
— Er lautet abgekürzt Pu-Po-Pi-Pang —
Der, um die Windelspindel herzustellen,
Die Drehbankscheibe weiland bracht' in Schwang.
Das Windel-Jahrbuch setzte alles dieses
Mit mehrerem ins Klare und bewies es.

2.

Jetzt erst, mit teufelischer Bosheit, rollte
Der grimme Tschi den Anstoßstein herbei.
Vom kritischen Olymp herab er grollte:
„Der frechste Humbug ist die Windelei!
Ein Zopf= und Knopfgeschmückter wahrlich sollte
Sich schämen einer solchen Schwindelei.
Ein Schnupftuch der Konfucia ist das Ding!
Hier steht's erwiesen, hier in diesem Ring —"

„Wo ich in tausenden von Paragraphen
Erörtert das Problem bis auf den Kern
Und mir gelang ein völlig Lügenstrafen
Des Mystikers von scheingelehrtem Herrn.
Ich hoffe, daß ihn meine Hiebe trafen,
So daß er künftig hält die Hände fern
Von dem Gebiet der Findeldeuteleien
Und aufgibt seine Windelbeuteleien."

Auch hatte Tschi vorsorglich nicht verschmäht,
Nach Leutsche's Vorgang auszuschau'n beizeiten
Um eine westliche Autorität,
Des großen Spruhz Gutachten zu bestreiten.
Er hatte einen Kampfhahn ausgespäht
Und ließ ihn die Arena stracks beschreiten:
Den Doktor Spongaspuz, im Land Italia
Meister vom Stuhl der Großloge „Lappalia“.

„Ich habe das Faksimile“, schrieb der,
„Des Streitobjekts sehr peinlich inquiriret,
Zerhauen und zerstochen kreuz und quer,
Retortisirt, spektralanalysiret:
Facit: Wer wagt noch zu behaupten, wer,
Der Windelwahn sei jetzt nicht exstirpiret?
Bewiesen ist das Schnupftuch der Konfucia!
Dixit il gran dottore Spongaspuzia.“

Hei, was nunmehr anhub ein Waffenklirren
Den Gelben und den Blauen Fluß entlang!
Man hörte nur die Losungen noch schwirren:
„Hie Schnupftuch!“ und „Hie Windel!“ Wüthend rang,
Bewerfend mit unsaubersten Geschirren
Einander heldenmüthig, Wong mit Wang.
Denn also die Parteien sich betitelten,
Die sich nach Noten schüttelten und knittelten.

Der Himmel weiß, was Unheil noch entstanden
Aus dieser Riva- und Rixalität,
So dazumalen fern in deutschen Landen
Erfreute sich nicht der Vitalität
Ein Mann, der längst schon jeglichen zu Schanden
Gemacht in seiner Specialität.
Das war die Kompromißmusik. Ihr Meister
Verfilzte selbst die wiederhaarigsten Geister.

Er hatte ja schon fertig es gebracht,
Das Schwarz-Weiß und das Gelb-Weiß zu vermantschen,
Und war gerade jetzt darauf bedacht,
Modernen Knoblauch und feudal-romant'schen
Kohl, item Feu'r und Wasser, Tag und Nacht
Zum flauliberalen Bettelbrei zu pantschen,
Als den chinesischen Konflikt er witterte,
Worauf es ihn gleich heftig kompromitterte.

Er gab dem Kitzel nach, obzwar ihm sauer
Die Weitfahrt. Als er hinter sich das Meer,
Setzt er sich rittlings auf die Große Mauer
Und leiert die Vermittlungsseufzer her.
Verblüfft zuerst, die Hörer und die Schauer
Begeistern sich allmälig mehr und mehr
Und spenden Beifall unser'm edlen Ritter-
Virtuosen auf der Kompromisse-Zither.

Denn angeheimelt fühlten die Chinesen
Als klassisch Volk der rechten Mitte sich
Von dem kautschuklichen Juste-Milieu-Wesen
Des schmiegsamlichen Kompromisserich,
Von dem alsbalde rühmlichst war zu lesen,
Wie er den Leutsche-Tschi-Konflikt beglich,
So daß die beiden Gegner —'s ist kein Mythus —
Versöhnten sich nach akademischem Ritus.

Sie küßten ihre Zöpfe gegenseitig
Und schnäbelten sich mit bebrillten Nasen,
Nachdem ein Kompromiß, ein unzweideutig,
Gebracht zur Ruhe das gelehrte Rasen.
So wurde denn, gerade noch rechtzeitig,
Der Zwietracht Fackel endlich ausgeblasen.
Ganz China ließ die Freudedrachen steigen
Und drehte sich im feierlichen Reigen.

Im „Reichsanzeiger“ stand gedruckt sehr breit:
„Kund und zu wissen sämmtlichen Chinesen
Thut Kaiserliche Majestät: — Der Streit,
Ob Windel oder Schnupftuch? ist gewesen.
Schnupftuch und Windel! wird fortan allzeit
Gedacht, gesagt, geschrieben und gelesen.
So ist verkleistert schön der böse Riß
Und diese Kleisterung heißt Kompromiß.“

„Weil aber so ein Bürgerkrieg, ein trister,
Beendigt ward in Unserm weiten Reich,
Ernennen Wir den deutschen Kompromister
Zum Ur- und Erz-Chinesen allsogleich,
Item zu Unserm Kleistereiminister
Und schlagen ihn mit diesem Pinselstreich
Zum Mandarin vom zwanzigzölligen Zopf
Und schmücken ihn mit dem graublauen Knopf.“

So sah sich endlich denn im fernen Osten
Ein westliches Talent belohnt, bekrönt,
Das die Extreme häufig, die erbos'ten,
Als Zitter- ja als Zwitterling verhöhnt.
Am Gelben Fluß scholl Stadt und Dorf von Toasten,
Am Blauen jedes Haus vom Jubel dröhnt;
Ganz China trank Zweckthee in vollen Zügen
Und sang: „Zufriedenheit ist mein Vergnügen!“

II.

Noten zur Zukunftsmusik.

1.

Zukunftschule.

Der Standpunkt „ideal“ ist glücklich überwunden,
Die „Götter“ alle sind in's Nichts dahingeschwunden.
Wir denken positivst, wir fühlen animalisch
Und lassen's wohl uns sein nach Kräften „kanibalisch“.
Was war, ist uns egal; was sein wird, noch egaler:
Wir zechen — pereant die künftigen Zechezahler!
Drum heißt die Losung, so allein noch fleckt und kleckt:
„Fort mit der Pietät! Nieder mit dem Respekt!“
Und wie's zu gehen pflegt, ganz wie die Alten sungen,
So zwitschern, nicht doch, nein! so brüllen schon die Jungen.
Schulmeister Bombax hat, wie jüngstens ich vernommen,
In seiner Zukunftschul' zu fühlen das bekommen.
Schnurrbärtig und bebrillt, ein strammer Darwinist,
Bekennt er sich zum Spruch: „Der Mensch ist, was er ißt.“

Schulhalten mag er nicht, das ist ihm zu geringe;
Er hat fürwahr zu thun viel wichtigere Dinge.
Als spräch' er hoch herab vom höchsten der Kameele,
Docirt er: „Dummer Schnack, der Schwatz von **einer** Seele!
Was man so Seele nennt, das ist ja nur sans phrase
Der Ruchsinn, koncentrirt dahier in meiner Nase.
Dies ist der neueste Triumph der Wissenschaft,
Der Forschung allerköstlichste Errungenschaft."
Dann spricht von Zellen er, von Zuchtwahl, Descendenz,
Und zieht aus alledem die logische Konsequenz:
„Ihr Buben, die ihr seid für unsern Zukunftstaat
Die hoffnungsvolle, reiche, kernige Zukunftsaat,
Ihr Theile der urheiligen Volkssouveränität,
Mitbürger, seid gedenk des Wortes früh und spät,
Des Worts: Was ihr nicht seht, nicht höret und nicht spürt,
Nicht riecht, nicht schmeckt, nicht greift, das auch nicht existirt.
Die beste Religion die ist das Einmaleins,
Und hab' ich selbst kein Geld, je nun, so nehm' ich deins.
Der Mensch ist halt ein Thier wie jedes andre Thier,
Und wollt ihr beten, betet: Zweimal zwei macht vier." —
„Nein!" — aus der Zukunftsaat ein derber Bengel schreit —
„Mitbuben, glaubt ihm nicht so aus Gefälligkeit!
Daß zweimal zwei macht vier, das ist noch nicht bewiesen,
Obzwar es steht gedruckt beim alten Adam Riesen.
Lasst euch einschenken nicht des Wassers statt des Weins,
Ein richtiger Demokrat der pfeift auf's Einmaleins.

Und sind wir Thiere, dann Herr Bombax ist ein Esel,
Der größte Esel wohl von Ratibor bis Wesel.
Er kohlt nur alten Kohl, nichts weiß er und nichts kann er,
Drum werd' ihm zuerkannt ein flotter Hosenspanner!
Er ist der Einzelne, wir aber sind die Vielen;
Die Volkssouvränität die soll ihm mal was spielen!
Wir woll'n ihm zeigen, wie aufgeht die Zukunftsaat
Und wie man Schule hält im freien Zukunftstaat."
Die Rede zündete. Mit Hurrah und Halloh
Schulmeisterte die Bubenschar Bombacem so,
Daß er von diesem Tag, dem wehevollen, wann er
Erinnerte sich an den „flotten" Hosenspanner,
Mit wehmuthschwerem Blick und sprechender Gebärde
Im tiefsten Bockbierbaß der Wissenschaft erklärte:
„Das Nasenseelesitzsystem ist leeres Stroh,
Der Sitz der Seele, ach, der ist ganz anderswo!"

2.

Zukunftsjustiz.

Verbrecher gibt's nicht mehr, nein, nur verirrte Brüder!
So leiern früh und spät der Pöbelschranzen Lieder.
Der Mensch ist willenlos, nichts weiter als ein Kreisel,
Den in Bewegung setzt der Leidenschaften Geißel;
Die Leidenschaften selbst sie sind Naturgesetze,
Ganz unabhängig vom „moralischen Geschwätze;"

Und folglich ist allzeit, so man es recht erwägt,
 Unhaftbar für sein Thun, „was Menschenantlitz trägt.“
Recht und Gerechtigkeit? Ach was! Verjährter Plunder!
 Zukunftsjustiz sie wirkt die blauesten der Wunder.
Steht da vor dem Gericht ein Mann, der überführt,
 Wie seines Nachbars Frau „so unsanft er berührt,
Daß sie daran verstarb.“ Der Anwalt spricht begeistert:
 „Es war mein Herr Klient von Liebe ganz bemeistert!
Liegt Schuld vor, ist die Frau allein damit beschwert;
 Denn sträubte sie sich nicht, so blieb sie unversehrt.
Ihr Herrn Geschworene, kein dolus weit und breit,
 Von culpa nur etwas zu große Zärtlichkeit.“
Der Angeklagte dann: „Mitbürger, dies nur sag' ich,
 Verirrter Bruder bin und Menschenantlitz trag' ich.“
Darauf der Präsident gibt solche Rechtsbelehrung:
 „Die Procedur ergab, wo Schuld liegt und Beschwerung.
Zu hastig war der Mann, verbrecherisch mit nichten;
 Die Todte hat verletzt die Bürgerinnenpflichten,
Und weil sie nicht geglaubt an's Evangelium
 Der freien Lieb', kam sie von Liebewegen um.“
Die Herrn Geschworenen sie geben ein „Nichtschuldig!“
 Das liebe Publikum es drängt sich ungeduldig
Glückwünschend um den „Bruder“ her und jauchzt hellauf:
 „Die freie Liebe hoch! Kommt, trinken wir eins drauf!“

3.

Zukunftshistorik.

Herr Odo Rosenzweig, ein fast allwissender Mann,
Herr Bodo Lilienteig, der mehr noch weiß und kann,
Sie waren stamm- und blut- und geistverwandte Vetter
Und in der Wissenschaft da waren Beide „Retter“.
Sie gründeten vereint die chemische Waschanstalt,
In deren Kesseln rasch mit kritischer Dampfgewalt
Das allerschmutzigste Zeug gesammter Weltgeschichte
Entschmutzt ward und verklärt zu lieblichem Gedichte.
Drum haben beifallsstolz ihr Banner sie geschwenkt
Und diesen Wäschereiprospekt herausgehängt:
„Geschichtewissenschaft steht jetzt auf neuer Base,
Seitdem wir ausgelaugt ihr die moralische Phrase
Und bis zur Evidenz bewiesen, daß Historik
Betrieben werden muß nicht ethisch, sondern chlorig.
Erwaschen haben wir mit Eifer früh und spät
Dies Resultat filtrirter Objektivität: —
Zum Ersten sah es aus in der Historik duster,
Weil thöricht sie sich hielt an die antiken Muster.
Thukydides jedoch war ein beschränkter Kopf,
Sallust ein Rabulist und Tacitus ein Tropf.
Sie hatten kein Talent für diplomatischen Zickzack,
Dieweil verstopft ihr Hirn vom patriotischen Schnick-
schnack.

Zum Zweiten lag bei uns Geschichtschreibung im Argen,
Weil sie sich lang gesträubt, für immer einzusargen
Das Wort, das Schiller sprach, der philiströse Wicht,
Die Weltgeschichte, ha! die sei das Weltgericht.
Das ist denn doch fürwahr ganz obsoleter Plunder!
Es spricht der richtige Historiker jetzunder:
Was Frevel? Was Verdienst? Was Schuld? Was Unschuld? Bah,
Gescheh'n mußt', was gescheh'n, und also, wie's geschah.
Vornehme Indolenz lehrt alles uns begreifen,
Begreifen aber heißt verwischen und verschleifen
Den Unterschied von Recht und Unrecht, gut und bös,
Womit man sonst gemacht viel albernes Getös.
Darum vermögen wir zu zünden neue Lichter
Im Weltgeschichtebuch und andere Gesichter
Zu malen fix und flink geschichtlichen Erscheinungen,
Die bisher ganz entstellt durch lächerliche Meinungen.
Wir „retten" Butz und Benz, vom edeln Katilina
Herab bis zu der größten Zarin Katharina,
Der hochgelehrten Frau; denn aus dem Grund verstand sie
Und kommentirte sie Ovids Artem amandi.
Der Katilina gar, ja, der war nicht von Stroh,
Socialhalunkokrat und Volksfreund comme il faut,
Antiker Ferdinand Lassalle, wie steht im Buch er,
Nur ohn' Helenchen roth und ohne Lothar Bucher.
Tiberius sodann, der vielverkannte Mann,
War nicht, wie der Moralphilister wähnt, Tyrann.

Genau beseh'n, war er ein konstitutioneller
Musterregent, und wenn es noththat, auch ein schneller
Realpolitiker, der dachte recht und schlecht:
Wer im Besitz der Macht, ist im Besitz vom Recht.
Was Nero anbelangt, so war er halt ein Künstler,
D. h. etwas verrückt, Phantastikus und Dünstler,
Jedoch ein Virtuos auf manchem Instrument
Und auch als Pyrotechniker ganz excellent." —
Nach diesem Schema wenn Geschichte wird geschrieben,
Muß Wahn und Vorurtheil so spurlos bald zerstieben,
Daß zielbewußt wir gehn die Rückentwicklungsbahn
Und glücklich wiederum beim Affen langen an.

III.

De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus

d. i.

Die Abhandlung von der wahnsinnigen Blutwurst.

Von

Minutius Quisquilius von Pimperling,

Doktor, Professor, Akademiker, Geheimrath, Ritter des hohen Ordens vom gülbenen Maulkorb 3. Klasse mit Humboldtfedern am Ringe, u. s. w.

Ein unentbehrlicher Beitrag zur Göthe-Literatur.

Nach Vergleichung sämmtlicher Handschriften*) edirt

von

Jeremia Sauerampfer.

Vorrede des Verfassers.

Das Bönhasenthum macht anitzo in der deutschen Literarhistorik unerhört weite und freche Sprünge.

---

*) Es sind deren sechs, alle von des hochberühmten Verfassers eigener Hand herrührend. Denn er hat seine herrliche

Darum erheischt es die Würde der Wissenschaft und das Wohl des Staates gleichermaßen, daß

Abhandlung nicht weniger als sechsmal umgearbeitet, um derselben den Stempel klassischer Vollendung aufzudrücken. Die drei älteren Handschriften bezeichnet der Herausgeber hiermit der absteigenden Linie ihrer Entstehungszeit nach mit den Buchstaben A, B, C, die drei jüngeren ebenso mit den Buchstaben X, Y, Z. Die Handschriften B, X und Z sind leider mehr oder weniger defekt. B ist in Folge zeitweiliger Aufbewahrung in der Bibliothek zu Wolfenbüttel so vom Moder zerfressen worden, daß sie fast unleserlich. X ist nur ein Torso, maßen von derselben, wie dem Herausgeber auf dem Wege mühsäliger Specialforschung zu eruiren gelungen, durch die blasphemischen Hände einer sicheren Illiterata, deren Namen wir aus Humanität verschweigen, zu einem, wie zu befürchten steht, sehr profanen Gebrauche drei Blätter abgerissen worden sind. Am meisten gab Z dem Editor zu rathen und zu thun. Blatt 1 dieser Handschrift stellt sich nämlich so dar, daß der Text unter einer ursprünglich vermuthlich hellroth gewesenen, später aber ins Dunkelbräunliche nachgedunkelten Kruste verschwindet. Der erste Eindruck, welchen Herausgeber davon erhielt, war: Hier muß Blut geflossen sein! Aber cujus? cur? quomodo? quando? Sollte auch der große Pimperling das bekannte „Skelett" im Hause gehabt, sollte unter seinem friedlichen Dache eine geheime Tragödie gespielt haben? Hier konnte nur genaueste Lokalforschung zu abschlußgebenden oder wenigstens zu grundlegenden Resultaten führen. Editor begab sich demgemäß mit dem nächsten Kurierzug nach der weltbekannten Universitätsstadt Mikrologingen, allwo, wie jedermann weiß, der Herr Geheimrath, Ritter u. s. w. von Pimperling seine gefeierte Lehrthätigkeit vor 1 bis 1½ Studenten pro Semester

solcher Springerei gewehrt und dem Dilettantismus tüchtig auf die Vorderpfoten geklopft werde. Dem-

entfaltet hatte. Nachdem Herausgeber allda zu forschen angehoben hatte, gelang es seinem — mit aller Bescheidenheit sei es gesagt — feinen Spürsinn, nach etlichen Wochen die rechte Fährte, d. h. in einem nahegelegenen Dorfe eine alte Magd aufzufinden, welche vordem bei von Pimperlings gedient hatte. Aber — elelen! otototoi! — was für eine Strapaze nun, diesem weiblichen Zweihänder einen Begriff beizubringen von der wissenschaftlich-literargeschichtlichen Bedeutung meiner Fragen und seiner, des Zweihänders, Antworten! Mit unendlicher Geduld und mittels Anwendung einer aus Sokrates und Pestalozzi gemischten Methode gelang es mir aber schließlich doch, klarzustellen und zur Evidenz zu erheben, daß die fragwürdige dunkelbräunliche Kruste auf Blatt 1 der Handschrift Z herrühre von einem Teller voll Himbeerenmus oder Heidelbeerenmus, welchen des großen Pimperlings Erstgeborener eines Tages in kindlicher Unbefangenheit über das Manuskript seines Erzeugers hingegossen. Man bemerke: Himbeerenmus oder Heidelbeerenmus? das war nun die Frage, vor welcher Editor als ein Hamlet der Forschung zweifelnd stand. Natürlich ging er die Chemie um Hilfe an. Aber von drei Chemikern, welche er zu Rathe zog, erklärte der erste: „Himbeerenmus!“ der zweite: „Heidelbeerenmus!“ der dritte: „Weder Himbeeren- noch Heidelbeerenmus!“ Was nun? Schon wollte Herausgeber rathlos die Forscherhände sinken lassen, als er beim Rekapituliren seiner mit der alten Magd gehaltenen Dialoge auf einen Punkt stieß, von welchem ausgehend er auf dem Wege induktiver Folgerung zu einem unanfechtbaren Ergebnisse kam. Nämlich, der mehrfach citirten zweihändigen Quelle zufolge

zufolge ist es eine sittliche Nothwendigkeit und eine christlich-germanische Unterthanenpflicht, daß von Zeit zu Zeit ein Mann vom Fach aufstehe und seinen strammen Zunftzopf in majestätische Pendelschwingung versetze, sich selber zur Ehre, der Wissenschaft zur Förderung und den Bönhasen zum erspiegelnd strafenden Exempel.

Solcher sittlichen Nothwendigkeit mich beugend und solcher christlich-germanischen Unterthanenpflicht mich unterziehend, habe ich meiner bis zum § 999 im dritten Kapitel der zweiten Hälfte des ersten Halbbandes vorgeschrittenen Arbeit über die Berechtigung, beziehungsweise Nichtberechtigung des Tüpfelchens auf dem i in der deutschen Recht-, beziehungsweise Unrechtschreibung — (der ganze erste Band dieses, wie ich ja wohl sagen darf, eminent gelehrten

war des großen Pimperlings verehrungswürdige Gattin eine „Raffel“ gewesen, d. h. eine in Fragen der Sparsamkeit bis zur äußersten Linie der Möglichkeit vorgehende Hausfrau. Als solche vor die Mus-Frage: Himbeeren oder Heidelbeeren? gestellt, hat sie sich, das untersteht keinem Zweifel, für den Einkauf der letzteren entschieden, weil selbige um etliche Pfennige billiger zu stehen kamen als erstere. Also: Heidelbeerenmuskruste — aere perennius! Mögen Mitstrebende des Herausgebers über diesen Triumph exakter Forschung nicht allzu sehr vor Neid ergrünen. Editor.

Werkes ist selbstverständlich der Begriffsbestimmung des Tüpfelchens, sowie einer Untersuchung der Quellen zur Geschichte desselbigen Tüpfelchens gewidmet) — also dieser zweifelsohne epochemachenden, weil die gesammte Germanistik auf neue Grundlagen stellenden Arbeit habe ich so viele Zeit abgemüssigt, als erforderlich ist, um der Bönhasenheit wieder einmal zu zeigen, wie ein Mann vom Fach schwierige, schwierigste literarhistorische Probleme anfasse und zur Lösung führe.

Es handelt sich um ein Problem der Göthe-Biographik.

Schnell fertig ist der rohe Laienverstand mit dem Worte, des Altmeisters Leben wäre sattsamlich durch- und erforscht. Es seien ja zu diesem Zwecke alle Plunderkammern, Kasten, Kisten und Schubfächer, alle Mappen und alle Papierkörbe im deutschen Reiche durchstöbert und sei ihr Papierschnitzelinhalt bereits armvollweise auf den Büchermarkt ausgeleert worden. Wahr. Allein wo dem Laien, dem Bönhasen und Dilettanten jede Möglichkeit weiteren Forschens und Findens ausgegangen scheint, weiß der Mann vom Fach neue Möglichkeiten zu schaffen, indem er Thüren aufmacht, an welchen das profanum volgus nur

in Fällen dringlicher oder besser dränglicher Nothwendigkeit nicht gedankenlos oder gar naserümpfend vorübergeht. Wenn allerdings, von Archiven und Bibliotheken gar nicht zu reden, alle Plunderkammern, alle Kasten, Kisten und Schubfächer, alle Mappen und Papierkörbe im deutschen Reiche nach Göthe-Reliquien von meinen Vor- und Mitforschern gründlichst schon durchsucht und bis zum letzten Papierfetzen ausgebeutet worden sind, so blieben meinem Forschereifer und meinem Finderglück doch gewisse loci vorbehalten, welche man zwar „vor keuschen Ohren nicht nennen darf, welche aber keusche Herzen nicht entbehren können", wenigstens soweit solche im Bereiche der Civilisation schlagen.

Die archivalischen Schätze dieser Oertlichkeiten — deren Einrichtung und Beschaffenheit, nebenbei bemerkt, einen untrüglichen Maßstab für den Kulturgrad der Familien und der Völker abgeben*) — erscheinen natürlich blöden Laienaugen nur als „Makulatur". Aber welchen Gewinn der scharfsichtige, tiefsinnige und methodisch geschulte Forscher

*) Vgl. meinen Traktat „De locorum institutione, quibus Romani alvum exoneratum ire solebant", pag. 13 et passim. Autor.

daraus ziehen kann, wird die nachstehende Abhandlung unwidersprechlich darthun.

Dieselbe ist durchweg aus neueröffneten Quellen geschöpft, d. h. auf in den bezeichneten Archiven aufgefundene Akten und Urkunden gestützt, welche selbstverständlich einer langwierigen Sichtung und einer besonnen abwägenden, in Objektivität förmlich schwelgenden Kritik unterzogen wurden. Da ich, mein Vorhaben zu einem gedeihlichen Ende zu führen, zahllose locos, „soweit die deutsche Zunge klingt“, durchforscht habe, so kann ich meine Quellen nicht einzeln citiren, sondern nur summarisch nach Staaten und Städten. Wo es mir jedoch nöthig scheint, werde ich auch Gasthäuser namhaft machen. Meinen Quellen gebe ich die Gesammtbezeichnung „Acta locorum“.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß meine hiermit opferwillig auf den Altar des Vaterlandes niedergelegte Leistung den Männern vom Fach als ein schwer-, ja schwerstwiegender Beitrag zur Göthe-Literatur willkommen sein werde. Daß ich, um auch dieser meiner Arbeit den Charakter der exakten Wissenschaftlichkeit zu sichern, möglichst wässerig, langweilig und unlesbar geschrieben habe, dafür bürgt der Name

Minutius Quisquilius von Pimperling.

Das Problem.

1) Hat die Frau Baronin Elisabeth von Arnim, geborene Brentano, genannt Bettina*), zubenannt „Das Kind“**), im September des Jahres 1811 zu Weimar die Frau Geheimräthin Christiane von Göthe, Exellenz, genannt „Die Vulpia“***), wirklich und thatsächlich eine „Blutwurst“, und zwar, mit Anwendung der poetischen Redefigur des Klimax, eine „wahnsinnige“ Blutwurst geheißen?

2) Wenn ja, war diese Beibenamsung als ein epitheton ornans oder aber als ein epitheton defigurans zu verstehen und zu nehmen?

3) Welche Beziehung ist nachweisbar zwischen der Poesie Göthe's und der Blutwurstigkeit†) seiner Frau Gemahlin?

---

*) „Bettine.“ Variante der Handschrift Y. Editor.

**) Ob ursprünglich wohl im Sinne von „enfant terrible“ gemeint? Zusatz der Handschrift C. Editor.

***) „Die“ fehlt in dem Torso der Handschrift B. Editor.

†) Variante der Handschrift Z: „Blutwursthaftigkeit“.

Die Lösung.

Ad I.

a) Sogar Bönhasen und Dilettanten wissen so obenhin, daß „das Kind“, so man des Kindes eigenen Aussagen glauben darf, schon im Jahre 1807 in Weimar den dazumal nicht mehr ganz jungen, d. h. achtundfünfzigjährigen Göthe mittels allerhand Kindlichkeiten, als da waren Umdenhalsfälle und Aufdiekniesitzungen, bettinisch-lyrisch behelligt habe. Item, daß die „Vulpia“, so anno citato noch nicht ganz seit Jahresfrist die bürgerlich und kirchlich rechtmäßige Frau „Geheimbderäthin“ von Göthe war, zu sothanen Bettinismen*) scheel gesehen habe, sehr scheel, wozu sie, wie nicht zu bestreiten, nach dem Civilgesetzbuch wie nach Knigge's „Umgang mit Menschen“ gleich sehr berechtigt war. Es erhellt demnach aus den Gesetzen der menschlichen Natur im allgemeinen und aus denen der weiblichen im besonderen, braucht folglich weiter nicht aktenmäßig dargethan zu werden, daß die zweite Epiphanie des „Kindes“ in Weimar,

*) Handschrift X: „Brentanologismen“.

so im September von 1811 statthatte, für die Frau Geheimräthin nicht gerade ein freudiges Ereigniß gewesen. Zwar kam das Kind diesmal nicht allein, sondern in Gesellschaft seines Eheherrn. Aber bei des Kindes bekannten kindlichen Ansichten über Kinderrechte mochte ja wohl die Frau Geheimräthin die Wiederholung der Kindeleien und Kindereien von 1807 erwarten und fürchten.

b) Soweit wäre alles klar, wasserklar. Aber ist, so muß die exakte Forschung fragen, ist das bisher Gemeldete für unbezweifelbar thatsächlich anzusehen? War wirklich das „Kind" im September von 1811 in Weimar? Das ist erst noch zu beweisen und ich bin es, welcher den fachmännisch-wissenschaftlichen Beweis erbringt —

„Favete linguis! carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto."

c) Vom 2. auf den 3. September nächtigte*) der Herr Baron Joachim (gewöhnlich abgekürzt Achim) von Arnim mit Frau Gemahlin im Weißen Roß zu Treuenbrietzen, allwo der Herr Baron vor seiner

*) Handschrift B: „Uebernachtete". E.

Abreise nicht allzu angenehm überrascht wurde durch einen beträchtlichen Zusatz in seiner Rechnung. Nämlich das „Kind“ hatte sich des Morgens, statt, wie es einer Frau Baronin ziemlich, die Treppe herabzugehen, im gewohnten kindlichen Muthwillen auf das Treppengeländer gesetzt, war auf diesem pfeilschnell hinabgefahren und hatte bei Gelegenheit dieser neuesten Offenbarung seines Genius mit seinen balancirenden Beinen ein mit Frühstücksgeräthschaften die Treppe heraufkommendes Stubenmädchen heftig angerempelt und umgerannt, so daß Töpfe, Teller und Tassen in Trümmer gegangen*). Die nächsten Stationen des reisenden Ehepaares unanfechtbar zu bestätigen, ist mir leider nicht gelungen, obzwar eine verläßliche Andeutung vorliegt, daß selbiges in Wittenberg Nachtquartier genommen habe**). Vom 6. bis zum 8. September verweilten unsere Reisenden in Halle***). Die Weiterreise ging über Merseburg, Weißenfels, Naumburg, Apolda und am 11. Sep-

*) Acta locorum, Reichsland Elsaß, Straßburg, Rebstöckle.

**) A. l. Wirtemberg, Ludwigsburg, Waldhorn; Regensburg, Rothes Roß.

***) A. l. Bern, Zum Falken; Bregenz, Schwarzer Adler; Augsburg, Drei Mohren.

tember, Abends 3 Uhr 47 Minuten, stieg das Reisepaar im oder, genauer zu sprechen, vor dem Elephanten zu Weimar ab*). Dieser Abstieg war aber von einem Ereigniß begleitet. Nämlich von diesem: — Das „Kind“ verlor eins seiner Strumpfbänder und setzte, um dasselbe wieder am gebührenden Orte zu befestigen, mit kindlichster Unbefangenheit den rechten Fuß — man bemerke wohl, den rechten, nicht wie ein gewisser Nichtfachmann in seiner Ungründlichkeit behauptet hat, den linken — also den rechten Fuß auf den Wagentritt u. s. w., worüber etliche vorübergehende Philister und Philisterinnen baß sich wunderten, beziehungsweise ärgerten**).

---

*) A. l. München, Vier Jahreszeiten; Frankfurt a. M., Schwan; St. Gallen, Hecht; Nürnberg, Rother Hahn.

**) A. l. Basel, Drei Könige; Heidelberg, Prinz Karl; Chur, Steinbock; Mainz, Holländer Hof. — Nachdem ich mittels der bisherigen Citate aus den „Acta locorum“ die Exaktität meiner Forschung für jeden Mann vom Fach genügend dargethan habe, glaube ich von fernerweiter Berufung auf meine Akten mich dispensiren zu dürfen. Zugleich benachrichtige ich die werthen Zunftgenossen, daß ich die kostbare Aktensammlung testamentarisch der Universitätsbibliothek zu Mikrologingen vermacht habe, unter der bereits höheren Ortes genehmigten Bedingung, daß diese Sammlung in einem eigenen Zimmer untergebracht werde und für ewige Zeiten — ein

d) In Folge der bezüglichen Bemühungen des Altmeisters war zur im Texte angegebenen Zeit in Weimar eine Kunstausstellung zuwegegebracht und aufgethan worden. Heinrich Meyer, der bekannte Schützling Sr. geheimräthlichen Excellenz, hatte für dieses dazumal noch nicht alltägliche Unternehmen das Meiste gethan und demnach ist es nur billig gewesen, daß den Malereien und Zeichnungen des besagten Künstlers ein vortretender Platz im Sale gegönnt war. Gerade nun aber diese Kunstwerke gaben die Veranlassung zu einer — man gestatte mir den etwas leichtfertigen Ausdruck — ja, zu einer Wiederaufwärmung des alten Zankkohls, welchen vor Zeiten Brunhild und Kriemhild vor der Pforte des Münsters zu Worms gekocht haben sollen.

(Randglosse des Verfassers. Aus der soeben im Texte verwendeten nibelungischen Reminiscenz ist zu ersehen, daß auch ein Mann vom Fach geistreich und witzig sein kann. Er braucht nur zu wollen, will aber selten oder nie, weil er derartige, der

---

Denkmal eifriger und erfolgreicher Fachmännischkeit — die Bezeichnung „Acta locorum Pimperlingensia“ trage, eine gewiß immer wieder auszuschöpfende, aber nie ausgeschöpfte Fundgrube für künftige Forschergenerationen.

Würde der Wissenschaft widersprechende Allotria wie Geist und Witz billig den Bönhasen und Dilettanten überlässt.)

e) Die Sache ist: in der Kunstausstellung trafen sich Brunhild und Kriemhild, will sagen die Frau Geheimräthin und das Kind. Es war am 15. September, Nachmittags 2 Uhr und 37 Minuten*). Nachdem die beiden Damen verschiedene Blicke, so nicht gerade Blicke der Achtung und Zuneigung waren, einander zugeworfen hatten, sagt die Frau Geheimräthin, vor einem Gemälde des genannten Künstlers und Hausfreundes stillstehend: „Der Meyer ist halt doch ein Männle; der versteht sein' Sach'!" Worauf das Kind mit genialischem Lockenschütteln und kindlichem Lachen: „Der? Er versteht von seiner Sach' nicht viel mehr als Sie davon verstehen." Das Blut schießt der kleinen runden Excellenz in das ohnehin stark geröthete Gesicht. „Was? Sie unterstehen

*) Handschr. Y: „2 Uhr 39 Minuten". Hiermit stellt der Herausgeber, die Entsagung und Selbstverleugnung des hochberühmten Herrn Verfassers nachahmend, die Mittheilung der Varianten ein, behält sich aber vor, dieselben gesammelt und kritisch kommentirt in einer gelehrten Fachzeitschrift zu veröffentlichen.

sich?" — „Warum denn nicht? Liebste, Beste, Sie verstehen ja von der Kunst gerade soviel wie ein Nilpferd vom Harfenspiel." — „Sie unverschämte Person!" — „Still, oder ich gebrauche Sie als Kegelkugel!" — „Sie hochnäsige Kletterstange!" — „Sie Blutwurst! Sie wahnsinnige Blutwurst!"

Wursthafter Excurs.

Bevor ich die Untersuchung weiterführe, muß ich eine kurze Orientirung auf dem Wurstgebiete für angezeigt erachten.

In seiner luciden, Kennern wohlbekannten und hochwerthen Dissertation: „De farciminum faciundorum usu et arte" hat der ehrwürdige Servaz Quinquakler den Beweis geliefert, daß der Brauch und die Kunst des Wurstmachens als ein specifischer Ausfluß der indogermanischen Rassenseele erkannt und anerkannt werden müsse. Im weiteren, daß im deutschen Volksgemüthe mit der Zeit die roh-realistische Thatsache des Wurstmachens und Wurstessens zum transcendent-idealistischen Begriffe der „Wurstigkeit" filtrirt worden sei.

Dieser Filtrirungsproceß, diese Erhebung eines körperlichen Bedürfnisses zu einer geistigen Funktion hat Jahrtausende gewährt. Es kann aber gar keinem Zweifel unterstellt werden, daß der Uebergang von der Wildheit zur Kultur, vom Gorillasein zum Menschsein in dem Augenblicke geschah, als ein erleuchteter Affenmensch auf die geniale Idee verfiel, einen Thiermagen oder einen Thierdarm mit Blut und Fett oder mit Fleischbrocken und Fett zu füllen, beziehungsweise zu stopfen. Das wurde für die anhebende Menschheit von ungeheurer, von unermesslicher Bedeutung. Von noch ganz anderer als jener Augenblick, allwo ein Darm zur ersten Lyrasaite gedreht wurde. Ja meine Herren, schreiben Sie sich's auf, prägen Sie sich's tief ein: — Der erste Wurstmacher war der erste Mensch und umgekehrt! Das steht unerschütterlich fest. Die Schöpfung der Wurst ist die Ouverture zum Drama der Civilisation.

Von nicht gemeinem Interesse müßte es nun sein, sprach- und religionswissenschaftlich, literarhistorisch und volkswirthschaftlich nachzuweisen, allwie die Völker von indogermanischer Abstammung den wurstschöpferischen Ahnherrn der Menschheit allzeit hoch in Ehren gehalten, und zwar thatsächlich. Dadurch näm-

lich, daß sie seine große Erfindung nicht nur **unausgesetzt** sich zu Gaumen und Magen führten, **sondern** auch dieselbe fortwährend vervollkommten. Ich **bescheide** mich, den geneigten Leser nur an **etliches** wenige zu erinnern. Schon im homerischen **Zeitalter** war die Blutwurst eine Zierde der Speisetische **vornehmer** Häuser. In der Odyssee (XVIII, 44—45) sagt Antinoos zu seinen Mitfreiern:

„Geißenmagen sind da gethan auf glostende Kohlen,
Die, mit Blut und Fett gefüllt, wir uns rösten zum Nachtmahl" —

wobei selbstverständlich, daß es statt Geißenmagen ebenso gut heißen könnte Schweinemagen. Wir treffen also bereits beim Homer jene Wurstsorte, welche, allerdings unendlich verfeinert, unter dem volltönenden Namen Pluntz oder Pluntzen jetzt der Stolz süddeutscher Metzelsuppen ist*). Welchem christlichen Germanen sollte nicht das Herz aufgehen, wenn ihm

---

*) Wie liebenswürdig von dem großen Pimperling, daß er uns Süddeutschen den Pluntzen läßt, gleichsam zum Ersatz für den Göthe, den uns unlängst ein berliner Professor wegkaperte mittels seiner sublimen Entdeckung, der Dichter des Faust sei ein Norddeutscher, ein antecipirter Preuße so zu sagen, maßen derselbe nicht am linken Mainufer in Sachsenhausen, sondern am rechten in Frankfurt geboren worden.

N. d. H.

der Name Plunz ins Ohr plumpst! Man wünscht sich ordentlich eine Hottentotenzunge, um recht onomatopoetisch herausschnalzen zu können: Plunz!!! Und dann denke man sich vollends das hehre Bild durch Arabesken von Sauerkraut eingerahmt! Kein Wunder, wenn sich da auf der Netzhaut eines richtigen Enkels vom Teut das Universum in Gestalt eines Wurstkolosses spiegelt. Angesichts eines solchen Weltplunzes versteht man erst recht, warum und wieso der — wie ich mit dem ganzen Freimuth eines deutschen Gelehrten sage — größte Staatsmann der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft nicht selten vom Gefühl „absoluter Wurschtigkeit" angewandelt wurde und wird.

Die Athener wußten bekanntlich auch, was gut wäre. Die Wurstkunst erfreute sich daher im perikleischen Zeitalter in der schönen Veilchenstadt keiner geringeren Entwickelung als die Bau- und Bildnerkunst. Sie schuf Magenwürste (*ἀλλᾶντες*) und Darmwürste (*χορδαί*) von allerhand Art. In den „Acharnae" läßt Aristophanes in der Scene, wo zwischen Lamachos und Dikäopolis von mancherlei Leckerbissen die Rede ist, den letztgenannten ausrufen (V. 1104):

„Geh', Bursch', und bringe mir den Pluntzen her!"

und noch deutlicher wird vom Pluntzen (ἀλλᾶς) gehandelt in den „Equites", wo der dem „Paphlagonier" (Kleon) zur Seite oder gegenüber gestellte „Wurstkrämer" eine Hauptrolle hat, gleichsam als ein in die höchste Potenz erhobener Kleon, als ein alle Schattirungen der Lumpagogie und Halunkokratie in sich vereinigender Hauptlump und Erzhalunk, welcher den Kleon überkleonisiren soll. In der großen Scene zwischen dem Demosthenes und dem Wurstkrämer vergleicht jener (V. 206—7) die Blutwurst mit dem vornehmsten aller Fabelthiere:

„Groß ist der Drache, groß auch ist der Pluntz;
Blut säuft der Drache, Blut auch säuft der Pluntz"*) —

womit das hohe Ansehen, dessen die Blutwurstheit in der attischen Küche sich zu erfreuen hatte, klärlich dargethan ist.

---

*) Ich bitte die Zunftgenossen um Verzeihung, daß ich die Citate aus dem Aristophanes, wie das frühere homerische, statt griechisch deutsch gegeben. Vielleicht entschuldigt diese Sünde gegen den heiligen Zopf wenigstens einigermaßen meine Absicht, gelegentlich einmal zu zeigen, wie man es anstellen müsse, um den Homer und den Aristophanes sowohl strikt sinngetreu als auch geist- und geschmackvoll zu verdeutschen.

Item verstanden die Römer die Wursterei im allgemeinen und die Pluntzerei im besonderen sehr zu schätzen. Sie unterschieden bekanntlich zwischen den „tomacula“, welche die verschiedenen Sorten von Bratwürsten umfassten, und den „botuli“, d. h. den Magen- oder Blutwürsten. Wichtigste Würstestellen finden sich, wie jedermann wissen könnte, beim Petron, wo wir (Satir. reliq. 31) vom Schmoren der Bratwürste auf dem Roste Zeugen sind („fuerunt et tomacula super craticulam argenteam ferventia posita“). Bratwürste gehörten derselben Stelle zufolge zum „Voressen“ (gustatio) der römischen Hauptmahlzeit, der coena. Im Verlaufe derselben entquellen dem aufgeschnittenen Bauche des gebraten auf die Tafel gesetzten Schweines eine Menge von Brat- und Blutwürsten (l. c. 49: „ex plagis ponderis inclinatione crescentibus tomacula cum botulis effusa sunt“). Es ist also erwiesen, daß bei römischen Fest- und Zweckessen, wie ja das Bankett des Trimalchio eins war, die Würste in mehreren Akten des Speisedramas effektvoll auftraten. Die vom Horaz (Sat. II, 4, 60) erwähnten „hillae“ hat man ebenfalls als eine Wurstsorte gedeutet. Die Stelle wird aber dadurch ziemlich räthselhaft.

Denn es ist ja darin offenbar vom Kuriren des Katzenjammers die Rede, und aber welchem Studenten — war es ein römischer, sei es ein deutscher — ist es jemals eingefallen, das besagte Leid mittels Würsten stillen zu wollen? Das wäre ja die richtige Roßkur. Da weiß fürwahr ein deutscher Poet doch besseren Rath: —

„Ein mildes Reformiren
Acht' für die beste Kur
Und still' mit sauren Nieren
Den Schmerz der Kreatur
Ein marinirter Harung
Ist auch keine üble Nahrung;
Milcher und Roger sei gleich ästimirt,
Wenn er den Magen nur restaurirt."

Wenn ich nun zum würdigen Abschlusse dieses gelehrten und lehrreichen Excursus noch in Erinnerung bringe, daß beim Seneca (Epist. 56) dem „botularius", dem Wurst-, specifisch Blutwursthändler, der Ehrenplatz zwischen dem Buchhändler („librarius") und dem Zuckerbäcker („crustularius") angewiesen ist, so ziehe ich aus allen den mitgetheilten kulinarischen Thatsachen den unanfechtbaren Schluß, daß in der antik-klassischen Welt die Wurst im allgemeinen und die Blutwurst im besonderen — quod erat demon-

strandum — hoher Achtung und allseitiger Würdigung sich zu erfreuen hatte und daß sie demzufolge auch in der modernen Zeit auf Klassicität wohlbegründeten Anspruch hat.

Die Lösung (Fortsetzung und Schluß).

Ad II.

a) Invocatio. Jetzt aber, o all' ihr treufleißigen Papierkörbeverwalter, ihr gelehrten Haar- und philosophischen Kümmelspalter, ihr hochverdienten Göthe-Literatoren und blechbeschienten Faust-Kommentatoren, ihr emsigen Bebrüter ungelegter Eier, Kameeleverschlucker und Mückenseiher, ihr Variantenwetzer, Buchstabenhetzer und Kommataversetzer, ihr scharfen Druckfehlerverbesserer und stumpfen Texteverwässerer, ihr tief-, tiefer- und tiefstsinnigen Wortschaumschläger, Aus-, Ueber- und Unterleger —

„Hup, hup, wuwu! Juhu, juhu!
O kommt heran, o kommt heran zu mir, zu mir!
Heran, ihr alle meine Mitbefederten!
Tiotio, tiotio, tiotio, tiotio —
O kommt eilends heran, folgend meinem Ruf —
Trioto, trioto, triotobrinx!

Kommt, zu rathen mir, all' ihr vom Fach und Zopf!
Eilet hierher, hierher, hierher —
Torotoro, torotoro, torotinx!
Kikkabau! Kikkabau!"*)

b) Unter dem Anhauch solcher Inspiratoren stürzen wir begeistert der Lösung des Knotens zu und fassen uns dabei spartiatisch-lakonisch. Zumal alles Vorstehende umsonst (frustra) geschrieben sein müßte, so der fachmännische Leser nicht merken sollte, wohinaus wir wollen.

c) Dahinaus. „Lachend" und „lockenschüttelnd" hat, wie von uns bewiesen worden, das „Kind" die Frau Geheimeräthin eine „Blutwurst" genannt. Schlimmsten Falles wäre demnach hier Blutwurst ein kindliches Neck-, Scherz- und Kosewort, wenn nicht die angeborene Gravität der Blutwurst, die spanische Grandezza des Pluntzen („botuli cruore distenti") die Verweisung des Wortes in die Kategorie jener leichtfüßigen und zephyrflügeligen Wörter verwehrte. Besten Falls — und das ist unser Fall — wollte das „Kind", welches seiner Kindischkeit

*) Dies soll eine maßgebende Probe sein, daß und wie ein Mann vom Fach die hochgehenden Wogen seiner Begeisterung allzeit in den regelrechten Kanal eines klassischen Citats zu leiten versteht.

ungeachtet von der blutwürstigen Klassicität zweifelsohne unterrichtet war, der Frau Geheimeräthin eine Ehre anthun und ein von geistvollen Bezügen pluntzenhaft strotzendes Kompliment machen, indem sie dieselbe eine Blutwurst hieß. Es war nicht die Schuld des Kindes, daß die also Geehrte bei weitem nicht klassisch genug gebildet war, die ihr angethane Ehre zu verstehen und das schmeichelhafte Kompliment dankbar an- und aufzunehmen.

d) So wären wir denn glücklich zur Lösung des Problems gelangt oder könnten wenigstens sofort dazu gelangen, so nicht noch ein Stein des Anstoßes uns im Wege läge. Wir entfernen jedoch denselben spielend. Natürlich ist die Rede von dem der „Blutwurst" vonseiten des „Kindes" vorangestellten Eigenschaftswort „wahnsinnig" oder vielmehr von der vulgär irrthümlichen Interpretation desselben. Denn eine wissenschaftlich-fachmännische Interpretation ergibt ein so unumstößlich sicheres Resultat, wie solche nur jemals in deutschen Gauen aus Verfassungen heraus und in Verfassungen hinein interpretirt worden sind.

e) „Was ist Wahrheit?" fragte der weiland Oberpräsident von Judäa. Was ist Wahn? frage

ich. Und meine Antwort lautet: Wahn ist ein zweiseitiger, um nicht zu sagen zweischneidiger Begriff. Sieht man ihn von der einen Seite an, so gleicht er allerdings auf und eben einem Kandidaten fürs Irrenhaus. Aber warum ihn gerade von dieser und nicht von jener Seite ansehen? Nämlich von jener, wo er keinem Verrückten, sondern vielmehr einem Genius oder Dämon gleicht. Weiter: Der Grundquell von allem schöpferischen Wollen ist die Phantasie, der Grundtrieb alles künstlerischen Gestaltens ist die Begeisterung. Nun sind aber, mit der Lupe zugesehen und exaktwissenschaftlich gesprochen, Phantasiethätigkeit und Begeisterung auch nur Wahndinge und folgerichtig mag jeder Dichter für einen Wahnsinnigen und jeder Künstler für einen Narren gehalten werden. Ich verwahre mich feierlich gegen die allfällige Unterstellung von bönhäsiger oder dilettantischer Seite, als ob ich das im Sinne der Geringschätzung gesagt hätte. Im Gegentheil, im Sinne der Hochschätzung. So wurde ja die Sache schon von den Alten aufgefasst und dargestellt. Zeuge dessen Cicero (De divinat. I, 37): „Negat Democritus, sine furore quemquam poëtam magnum esse posse, quod idem dicit Plato.“ Zeuge

dessen auch Seneca (De tranquill. animi, XV, 16): „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit“ — welchen Kernspruch ein moderner Poet mittels seines Doppelverses:

„Dem Narren ist der Genius verwandt
Und beide trennt nur eine dünne Wand“ —

nicht übel paraphrasirt hat. . . . Brauche ich nun noch viele Worte zu machen? Brauche ich den werthen Herren Mitzünftlern und Fachgenossen mit dem Holzschlägel zu winken? Es ist ja klar, nachgewiesen und bewiesen, daß das „Kind“ mit genialischer Beziehung auf die civilrechtliche und kirchliche Stellung der Frau Geheimeräthin als Ehefrau Wolfgangs des Einzigen das derselben gemachte Kompliment mittels Beifügung des ornans „wahnsinnig“ zum epitheton „Blütwurst“ beträchtlich verstärken, ja auf eine geradezu phänomenale Höhe stellen wollte.

Ad III.

Unsere Untersuchung mußte mit logischer Nothwendigkeit zu diesem Schlusse gelangen: —

Als eine Hervorbringung der gemeinsamen Arbeit von Natur und Kunst, als ein klassisches Gebilde steht die „wahnsinnige Blutwurst“ vor uns, Idealismus und Realismus in vollendeter Mischung und Durchdringung in sich vereinigend, umfassend und beschließend. Es ist eine Wiederholung, nein, in Berücksichtigung der Chronologie, vielmehr eine Vorwegnahme der berühmten Heirat des Faust und der Helena im 2. Theile unseres Universalgedichtes, die Vermählung des Deutschthums mit der Griechheit, die Hochzeit des Romanticismus und der Klassik. Versteht man jetzt endlich, was das „moderne Hellenenthum“ zu bedeuten hat? Begreift man endlich, was die Poesie Göthe's ist und vorstellt? Nichts anderes als eine Wurst! Die hellenisch-einfach-edle Form, profan Darm genannt, mit germanischem Geist, Gemüth und Gefühl als mit Blut, Fleisch und Speck gefüllt — die Wurstidee vollkommen schön zur sinnlichen Erscheinung gebracht! Evoe Bacche! Jo triumphe „und so fortan!“

Nachrede des Herausgebers.

Man lernt nie aus und erfährt mitunter, daß doch nicht alles schon dagewesen. Wie konnte ich mir träumen lassen, daß mein seliger Freund Minutius Quisquilius, ein Pimperling jeder Zoll, vonseiten der unsterblichen Sippschaft der Pimperlinge so verkannt und so hart angelassen werden würde, daß er sich, fürchte ich, etlichemale verblüfft und ärgerlich in seinem Grabe herumdrehen mußte.

Als ich, einer letztwilligen Verfügung des Freundes zufolge, im Mai von 1880 als gewissenhafter Editor die vorstehende Abhandlung veröffentlicht hatte, mußte ich allsogleich mit Schrecken und Grauen sehen und hören, daß in der Metropole der deutschen Intelligenz ein Halbdutzend von Zunftzöpfen, so an pimperlingischen Nacken befestigt waren, berserkerwüthig himmelan starrte und die gesammte Pimperlingschaft wie aus einer Kehle den Zornschrei hervorstieß: „Götheschändung!"

Unter uns, es war, mutatis mutandis, ungefähr so, als hätte das in der Mähne eines Löwen

schmarotzend hausende Insekt, sowie man ihm auch nur von fernher seine Insektheit zu Gemüthe führte, strampelnd und zappelnd aufgeschrieen: „Löwenschändung!“

Dazumal, als die Abhandlung zuerst erschien, war man in besagter Metropole mit den Vorbereitungen zur Enthüllung von Schapers edlem Göthe-Standbilde beschäftigt. Das hatte ich in meinem Editor-Eifer übersehen. Hätte ich daran gedacht, so würde ich die Veröffentlichung noch eine Weile hintangehalten haben. Freilich, wie ich gestehen muß, nicht gerade aus Rücksicht auf die Pimperlinge, wohl aber aus Achtung vor einer Festfeier, welche dem Patriarchen von Weimar galt. Mein Ver- oder Uebersehen hatte dann der Herausgeber der Zeitschrift zu büßen, worin die Abhandlung gedruckt war. Er wurde zur Feier der Standbildsenthüllung demonstrativ nicht eingeladen. Die Herren Pimperlinge wollten ihre Rache haben und stilisirten dieselbe so, wie es von ihnen zu erwarten war.

Beim Anblick solcher Pimperlingstilübung könnte man fast zu der Ansicht kommen, der alte Görres hätte wohl nicht so ganz nebenaus geschossen mit seinem Grobianismus: „Kein engeres, kleingeistigeres

Volk gibt es doch als das deutsche Gelehrtenvolk." (Briefwechsel, II, 285.)

Es wäre übrigens zu wünschen, daß die vielen guten Leute und mehreren schlechten Skribenten, welche dem in Rede stehenden Handel ihre Aufmerksamkeit zu widmen sich bemüssigt fanden, doch etwas gelehrter oder wenigstens etwas wissender sein möchten. Wären sie das, so würden sie die berühmte Blutwurstgeschichte, die ja buchstäblich wahr ist, nicht als eine Erfindung meines seligen Freundes behandelt haben. Ich verweise die Herren auf die nächstliegende und bequemste Bezeugung der angezogenen Thatsache, auf „Göthe's Leben" von H. Düntzer, 1880, S. 565.

Mein guter seliger Minutius Quisquilius aber wird sich hoffentlich bald wieder beruhigt in seinem Grabe zurechtgelegt haben. Vorausgesetzt, er habe sich selbst gekannt, mußte er ja erkennen, wie die Pimperlinge nur ihrer Art und Natur gemäß handelten, als sie sich darüber erbos'ten, daß er sich hatte beikommen lassen, das ganze Geheimniß ihres Wesens und Waltens an die Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen, d. h. jene elende Kleinkrämerei zu photographiren, welche sich in unseren Tagen immer

breiter und mausiger macht und mit handwerksmäßig mechanischer Beflissenheit sich bemüht, unserem Volke die großen Gestalten seiner Kulturhelden hinter unendlichen Wolken von Papierkörbestaub und Kehrichtfässerdunst zu verbergen.



